

**Anzeige**

Nummer 14 – 6. April 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7,40

4 194407 007406

# DIE WELTWOCHEN



## **Endlich ein Grüner an der Spitze**

Erster vollelektrischer Jeep® wird Auto des Jahres 2023.

## **Der Jeep® Avenger**

Innovation, Ästhetik und vor allem eins: geballte Freiheit.

## **Exklusiv: Das kann er wirklich**

Kompakt, elektrisch, abenteuerlustig – der Jeep® Avenger  
schafft ein völlig neues Fahrerlebnis.

# Freiheit ist elektrisch

Keine Fake-News. Der erste vollelektrische Jeep® ist Auto des Jahres 2023. Kein Wunder, kombiniert der Avenger doch den legendären Stil und den unvergleichlichen Fahrspass von Jeep®, mit effizienter elektrischer Leistung und innovativer Technologie. Jeep®, das Original – jetzt 100% elektrisch.

Jeep® produzierte schon SUV, bevor es den Begriff überhaupt gab. Damit ist und bleibt Jeep®, das Original. Und das Original gibt es jetzt 100% elektrisch. Nicht nur das – mit dem Jeep® Avenger wurde der erste vollelektrische SUV des legendären amerikanischen Autobauers zum Auto des Jahres gewählt. Und das mehr als deutlich. Die unabhängige Jury, bestehend aus 57 Automobil-Experten aus 22 Ländern, gab dem Jeep® Avenger 328 Wertungs-Punkte, 21-mal davon die mögliche Höchstpunktzahl. Kein schlechter Start.

*Der Avenger trifft mit seiner Ästhetik und seinem ungezügelten Fahrspass den Nerv der Zeit.*

## Alles auf Grün

Für den Jeep® Avenger stehen bereits jetzt alle Ampeln auf Grün. Nicht nur, weil er batterieelektrisch und lokal emissionsfrei unterwegs ist, sondern, weil er mit seiner Ästhetik und seinem ungezügelten Fahrspass den Nerv der Zeit trifft. Aussen lebendig, muskulös, wie man es von Jeep® gewohnt ist, innen modern, digital. Das volldigitale Cockpit ist mit sei-



nem Infotainmentsystem dabei nicht nur technisch ein wahrer Hingucker, sondern auch optisch. Das Interieur präsentiert sich pur und trotzdem selbstbewusst.

## Fahrerlebnis im Vordergrund

Mit knapp über vier Metern verkörpert der Jeep® Avenger kompakt die MarkendNS. Dank anpassbarer Konfigurationen, autonomem Bremsassistenten, Spurhalteassistent und Verkehrszeichenerkennung steht das Erlebnis beim Fahren im Vordergrund. Und das mit einer Reichweite von bis zu 550 Kilometern, je nach Modus.

## Geschichte neu schreiben

Die Einführung des Jeep® Avenger markiert ein neues Kapitel in der Jeep® Historie. Bis 2025 werden vier vollelektrische Fahrzeuge auf den Markt kommen, bis Ende 2030 wird der gesamte Verkauf

von Jeep® in Europa rein elektrisch sein. Getreu dem Motto: Freiheit ist elektrisch.

## Geballte Freiheit erleben

Wer die elektrische Freiheit von Jeep® in seiner geballten Form miterleben möchte, darf sich freuen: Der Jeep® Avenger ist bereits bestellbar. Zögern Sie nicht, steigen Sie um – mehr Informationen gibt es auf [jeep.ch](http://jeep.ch) oder direkt beim Jeep® Händler in Ihrer Nähe.

+ Energieetikette 2023	
	<b>Stromverbrauch (kombiniert):</b> 15,9–15,3 kWh/100 km
	<b>Elektrische Reichweite (kombiniert):</b> 389–404 km 550 km innerstädtisch
	<b>Benzinäquivalent:</b> 1,6 l/100 km, CO <sub>2</sub> -Emissionen: 0 g/km

**Ed McMullen: Ein Hoch auf die Schweizer Neutralität**

Nummer 14 – 6. April 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

SVP Zürich  
Nieder gang einer  
Erfolgspar tei

# DIE WELTWOCHEN



## **Was würde Jesus tun?**

Einsichten in Zeiten des Aufruhrs.

*Peter Ruch*

kybun.swiss



# Die Schweizer Lösung gegen Gelenk- und Rückenschmerzen.

THE MEDICAL SWISS AIR-CUSHION SHOE.



Schweizer Erfinder  
und Pionier für gesundes  
Gehen und Stehen.

**Karl Müller III**  
Dipl. Ing. ETH,  
Bewegungswissenschaftler

**kybun**   
Switzerland

## Das Leben besiegt den Tod

Die CS ist tot, lange lebe die CS. Der Zufall wollte es so. Ausgerechnet vor Ostern fand die letzte Generalversammlung der eben untergegangenen Schweizer Grossbank Credit Suisse statt. Das Begräbnis ereignete sich im Zürcher Hallenstadion. Tausende von Aktionären waren da, vereint in Trauer, Verstörung, Empörung und, vielleicht, auch ein bisschen Selbstgerechtigkeit angesichts des menschlichen Versagens, das diesem altehrwürdigen Schweizer Unternehmen ein so schmachliches Ende bereitet hatte, ein Versagen, dem sie, die Aktionäre, die Eigentümer, viele voller Zorn gegen die früheren Manager, selber wohl viel zu lange zugesehen hatten, anstatt früher und beherzter einzugreifen. Oder die Aktien einfach abzustossen.

Die CS ist tot, aber eigentlich lebt sie ja noch, eine Untote, ein Zombie-Unternehmen. Im «Eco Talk» des Schweizer Fernsehens wunderte sich Moderator Reto Lipp in einem guten Interview mit Martin Schlegel, dem Vizepräsidenten der Schweizerischen Nationalbank, dass die CS seit der Ankündigung der Zwangsheirat mit dem ewigen Konkurrenten UBS in fast gespenstischer Normalität einfach weiterexistiere. Die Vermögensabflüsse seien gestoppt, die Bank erfülle ihre Pflichten, mache ihre Geschäfte – ganz so, als ob überhaupt nichts gewesen wäre. Ist es überhaupt noch notwendig, die CS in der UBS einzusargen? Warum lässt man die CS, nachdem die Blutung gestoppt worden ist, nicht als Traditionsbank weiterleben?

Wirtschaftswissenschaft ist der Versuch, die Irrationalität des Menschen berechenbar zu machen. Der Versuch kann gelingen, sonst würden Ökonomen im Durchschnitt nicht deutlich mehr verdienen als Psychologen oder Historiker. Uns allerdings berühren die Vorgänge um die CS vor Ostern für einmal weniger als wirtschaftliches, sondern vielmehr als theologisches Phänomen, denn der Untergang der Credit Suisse ist gleichzeitig ihre Rettung, ihre Auferstehung zu einem neuen Leben in einem

anderen. Nichts hätte die Bedeutung, die Unausweichlichkeit der tiefen Wahrheit von Ostern schöner und auch überraschender versinnbildlichen können als dieses politische Drama um eine Grossbank, die, angeblich unrettbar verloren, stirbt, um dann in einer anderen Bank wieder aufzuleben – zunächst sogar ohne sie.

An Ostern ist Jesus, der Sohn des christlichen Gottes, von den Toten auferstanden, etwas später dann zu seinem Vater in den Himmel ge-

*Ohne diesen Urknall des Geistes wären die Menschen Sklaven ihrer selbst geblieben.*

fahren. Wer das nicht glaubt, lautet eine Definition, ist kein Christ, wobei Glauben hier nicht den Besitz einer unumstösslichen Wahrheit meint, sondern das stets von Unsicherheit bedrohte, gefährdete, stolpernde, prekäre Vorstossen in einem Raum absoluter Ungewissheit, in dem einen eben nur noch der Glaube trägt, rettet, davor bewahrt, ins Bodenlose abzustürzen. Halt lässt sich finden, wenn man sich der ungeheuren Provokation ausliefert, mit der das Christentum die Menschheit behelligt, bis heute vor den Kopf stösst: Das Leben triumphiert über den Tod, die Existenz über das Nichts.

Das Leben besiegt den Tod. Es gibt etwas. Es gibt nicht einfach nur nichts. Diese Einsicht in das unfassbare Geschenk des Lebens ist der Urknall im Universum des menschlichen Geistes, die täglich erlebte Widerlegung der Ahnung, des tierischen Instinkts, dass der Tod das letzte Wort hat, das unausweichliche Schicksal ist. Nein, nicht der Tod und die Angst vor ihm regieren die Welt. Es ist das Leben, das aus dem Tod hervorgeht, das Licht im Dunkel, der Anbruch eines jeden Tages. Neues Leben blüht aus den Ruinen. Das ist die Kühnheit, die Sprengkraft des Gedankens: Der Mensch ist besessen von sich selbst und seiner Endlichkeit, dem Tod.

Die Christen haben die Menschen befreit, vom Tod, von sich selbst. Darin lag, darin liegt die Provokation. Deshalb wurden die frühen Christen, die grössten Freiheitskämpfer aller Zeiten, jahrhundertlang auf das Übelste verfolgt.

Das ist nicht überraschend. Wer die Macht des Todes bricht, hebt den Menschen über sich, über sein Leben, über die Beschränkheiten und Zwänge des irdischen Lebens hinweg. Er öffnet ihn, macht ihn empfänglich für eine höhere Macht, eine höhere Sphäre, die Sphäre des Glaubens, die sich der menschlichen Herrschaft entzieht, auch dem Zugriff des Verstands, der sich alles unterordnen will. Frei ist der Mensch deshalb nur im Glauben, indem er darauf vertraut, dass die Urkraft des Lebens und der Liebe, genannt Gott, ihn trägt. Und umgekehrt: Ohne diese Revolution der Religion, ohne diesen Urknall des Geistes wären die Menschen Sklaven ihrer selbst geblieben, unterjocht von Herrschern, die sich für Willensvollstrecker ihrer Götter hielten.

Auferstehung heisst deshalb immer auch Dankbarkeit und Demut. Das Leben ist das grösste Geschenk. Wir haben es nicht verdient. Wir haben nichts dafür getan, es zu bekommen. Wer die Welt so sieht, läuft nicht Gefahr, sich mit dem lieben Gott zu verwechseln, den Glauben als Opium zu verwenden, als Aufputschdroge und Abkürzung zu höheren Gewissheiten. Der Glaube ist der grösste Feind des Wissens, der angemassten, dem Menschen stets zu Gebote stehenden Trugbilder und Fälschungen seines Verstandes. Im Glauben liegt eine tiefere Wahrheit als im Wissen. Das ist die Geschichte, die an Ostern erzählt und immer wieder erlebt wird. Auferstehung: Es ist das unerklärliche, fantastische Wunder des Lebens, das den Tod besiegt, das Nichts widerlegt und das den Menschen befreit hat von sich selbst, eine prekäre, allerdings stets bedrohte Freiheit, die, tief in uns drin, immer wieder neu errungen werden muss. R. K.

# Trumps Geheimplan für die Ukraine, Corona-Dissident Dr. Thomas Binder, Liebeserklärung an England, Ex-US-Botschafter Ed McMullen über die Schweizer Neutralität, grosses Interview mit Richard Millet

Er könnte den Ukraine-Krieg innert 24 Stunden beenden, sagte Donald Trump neulich, vor Selbstbewusstsein strotzend wie eh und je. Der Behauptung könnte ein wahrer Kern innewohnen. Wie die *Weltwoche* von Quellen mit direktem Zugang zum ehemaligen Präsidenten erfahren hat, liess Trump während seiner Amtszeit einen Plan zur Aussöhnung zwischen Russland und der Ukraine ausarbeiten. Unterstützt wurde er dabei von niemand Geringerem als Henry Kissinger, dem Doyen der US-Aussenpolitik. Urs Gehrigger skizzierte den «geheimen Friedensplan», der nach Amtsantritt von Joe Biden im Weissen Haus verworfen wurde. **Seite 20**

Die Corona-Panik erreichte gerade ihren ersten Höhepunkt, als an Ostern 2020 ein Sonderkommando der Kantonspolizei Aargau den massnahmenkritischen Kardiologen Dr. Thomas Binder in seiner Praxis verhaftete. Den Anlass lieferte ein Blog-Beitrag, in dem der Arzt sich fragte, wie viel Freiheitsberaubung es wohl ertrage, bis der erste Reservist sein Sturmgewehr aus dem Keller holt. Der flapsige Satz reichte nicht mal für eine Anklage; trotzdem verbrachte Binder eine Woche in einer Gummizelle der Klinik Königsfelden. Thomas Binder stammt aus einer bekannten und einflussreichen Aargauer Politiker-Dynastie, der Polizeieinsatz wurde von höchster Stelle ausgelöst, wie *Weltwoche*-Autor Alex Baur damals aufdeckte. Aus der Distanz von exakt drei Jahren analysiert Baur die irre Panik-Attacke der Aargauer Behörden gegen den unbequemen Arzt. **Seite 32**



*Fototermin beim Château de Vincennes:*  
Starautor Millet.

Das Schönste an der Liebe sind die Projektionen. Man liebt nicht die Person an sich, wie sie tatsächlich ist, sondern das, was man in ihr sieht. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Zuneigung zu einem Land. Wer sich im 18. Jahrhundert auf die Grand Tour nach Rom machte, liebte nicht die Ewige Stadt in ihrem damaligen Dreck, sondern die klassische Antike, die längst Vergangenheit war. Es lohnt sich für jeden, der sich einer fremden Nation verbunden fühlt, sich dies zu vergegenwärtigen. Wer sich der Projektionen bewusst ist, darf in der Liebe ruhig auf einem Auge blind sein, denn nur dann ist sie wunderbar. So verfuhr auch Rolf Hürzeler beim Schreiben seiner Liebeserklärung an England. **Seite 28**

Neulich erteilte Scott Miller, Joe Bidens Botschafter in der Schweiz, seinem Gastland eine Lektion in Neutralität. Die Schweiz tue zu wenig in der Ukraine-Politik und sei «in der schwersten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg», behauptete der Emissär, dessen Hauptinteresse LGBTQ-Themen gilt. Sein Vorgänger in Bern, Edward T. McMullen, sieht die Sache komplett anders. «Für all jene Nicht-Schweizer, die die Neutralität der Schweiz in Frage stellen und sie neu definieren wollen», wolle er Klarheit schaffen, schreibt McMullen in einem Essay für die *Weltwoche*. «Eine Schweiz, die bereit ist, als neutrale Partei zu vermitteln, und zugleich entschlossen für Frieden und Freiheit eintritt, ist ein Gewinn für die internationale Ordnung», und die Guten Dienste unseres Landes seien «unschätzbar». **Seite 44**

Es war nicht ganz einfach, den Schriftsteller Richard Millet nach dem mehrstündigen Interview mit Jürg Altwegg in Paris auch noch zum Gang vor die Kamera zu bewegen. Mitten im Streik reiste die Fotografin Rebecca Marshall aus Cannes zu einem Termin nach Paris, den Millet zwischenzeitlich abgesagt hatte. Das Shooting fand im Park des Château de Vincennes statt. In seinem Verlies war der Marquis de Sade inhaftiert gewesen, hier wurde das Todesurteil an Mata Hari vollstreckt. «Rebecca est charmante», meldete Millet im Nachhinein: «Die Tortur war weniger schlimm als befürchtet.» **Seite 55–61**

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Erholungs- und entschlernigende Flusstage



8 Tage ab CHF 1590\* p.P.

## Flussquartett auf Saar, Mosel, Rhein und Neckar SAARBRÜCKEN-HEIDELBERG-STUTTGART MS THURGAU CASANOVA

- TAG BASEL-SaarBRÜCKEN-MERZIG** Individuelle Anreise zum Bahnhof Basel SBB. Busfahrt nach Saarbrücken und kurze Rundfahrt (inkl.) durch die Stadt. Einschiffung und Abendessen ab Bord. Um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- TAG MERZIG-TRIER-BERNKASTEL** Am Morgen Schifffahrt durch die berühmte Saarschleife. Ausflug<sup>(1)</sup> «Römische Weinstrasse» mit Besuch der Villa Rustica und Mulsum Verkostung. Alternativ Rundfahrt/-gang<sup>(3)</sup> durch Trier.
- TAG BERNKASTEL-KOBERN-GONDORF** Erfahren Sie während der Führung<sup>(1)</sup> viel Interessantes zu einem der wohl berühmtesten Moselweine. Alternativ Panoramafahrt<sup>(3)</sup> mit Weinverkostung.
- TAG KOBERN-GONDORF-MAINZ** Schifffahrt entlang des «Romantischen Rheins». Rundgang<sup>(1)</sup> in Mainz mit Augustinerkirche und Besuch des Doms. Am Abend Zeit zur freien Verfügung.
- TAG MAINZ-HEIDELBERG** Gemütliche Schifffahrt nach Heidelberg und Rundgang<sup>(1)</sup> durch die Altstadt mit Besuch des berühmten Schlosses.
- TAG HEIDELBERG-BAD WIMPFEN-LAUFFEN** Ankunft in Bad Wimpfen und Rundgang<sup>(1)</sup> durch den mittelalterlichen Stadtkern.
- TAG LAUFFEN-STUTTGART** Ausflug<sup>(1)</sup> zum Ludwigsburger Schloss und zu den Parkanlagen des «Blühenden Barocks». Passage des mittleren Neckars und der Hessigheimer Felsengärten.
- TAG STUTTGART-ZÜRICH FLUGHAFEN** Ausschiffung und kurze Rundfahrt durch Stuttgart (inkl.). Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

**STUTTGART-SaarBRÜCKEN** Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen. Halt in Eberbach und Koblenz mit Rundgang<sup>(2)</sup>.



Historische Altstadt und Schloss, Heidelberg

### Reisedaten 2023 Es het solangs het Rabatt

Saarbrücken-Stuttgart	Stuttgart-Saarbrücken
19.04.-26.04. 500 <sup>(8)</sup>	26.04.-03.05. 500 <sup>(9)</sup>
03.05.-10.05. 500 <sup>(8)</sup>	10.05.-17.05. 500 <sup>(9)</sup>
17.05.-24.05. 500	24.05.-31.05. 500
18.10.-25.10. 800	

<sup>(8)</sup> Ausschiffung in Lauffen | <sup>(9)</sup> Einschiffung in Lauffen

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Vegetarische Menüoptionen
- Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
- Bustransfer Basel-Saarbrücken/Stuttgart-Zürich Flughafen oder v.v.
- Kurze Rundfahrten in Stuttgart und Saarbrücken
- Thurgau Travel Kreuzfahrteleitung
- Persönliche Reiseunterlagen
- Audio-Set bei allen Ausflügen

### Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2390
2-Bettkabine Hauptdeck	2590
2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck <sup>(5)</sup>	2790
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	3090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	3190
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	690
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	225

<sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Informationen oder buchen  
thurgautravel.ch  
Gratis-Nr. 0800 626 550



MS Thurgau Casanova

**THURGAU TRAVEL**

### Weitere attraktive Reisen!



15 Tage ab CHF 2990 p.P.

Epic-Cruise: Teilstrecken  
**NEU** BASEL-NAMUR-AMSTERDAM  
MS ANTONIO BELLUCCI

### Reisedaten 2023

Basel-Namur-Amsterdam	Amsterdam-Delfzijl-Basel
06.05.-20.05.	20.05.-03.06.
17.09.-01.10.	01.10.-15.10.



15 Tage ab CHF 3090 p.P.

7-Länderfahrt zum Donaudelta  
**NEU** LINZ-DONADELTA-BUDAPEST-LINZ  
MS THURGAU PRESTIGE

### Reisedaten 2023

02.06.-16.06.	25.08.-08.09. <sup>(7)</sup>
16.06.-30.06.	

<sup>(7)</sup> 50% Rabatt auf Zuschlag Alleinbenutzung



8 Tage ab CHF 1790 p.P.

Zauber der deutschen Ostseeinseln  
**NEU** STRALSUND-RÜGEN-BERLIN  
MS THURGAU CHOPIN

### Reisedaten 2023

Berlin-Stralsund	Stralsund-Berlin
13.05.-20.05.	20.05.-27.05.
02.10.-09.10.	09.10.-16.10.

### OSTER-SPECIAL

Tolle Preise & Angebote

Profitieren Sie von exklusiven Oster-Angeboten und geniessen Sie Frühlingstage auf dem Fluss!



thurgautravel.ch/ostern

Oster-Gewinnspiel



<sup>(1)</sup> Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | <sup>(2)</sup> Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | <sup>(3)</sup> Fak. alternativer Ausflug an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten

\* Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen



*Aus einer anderen Zeit:* Lady Daphne. Seite 23



*Rehabilitiert:* Thomas Binder. Seite 32



*Frieden und Freiheit:* Ulrike Guérot. Seite 26

## DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Hoffnungsträger Berset
- 11 Peter Rothenbühler Lieber Pierre Maudet
- 12 Tagebuch Sebastian Vorbach
- 13 Bern Bundeshaus  
Verblässer Geist der Revolte
- 14 Was würde Jesus tun?  
Christi Rat in Zeiten des Aufbruchs
- 16 Weisheit des Herzens  
Anrufe aus der Vergangenheit
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Lauter laute Schwache
- 18 BAG: Covid-Impfung ist gefährlich  
Ärzte, die impfen, sind neu haftbar
- 19 Peter Bodenmann  
Schluss mit Würgen durch Bürgen
- 20 Friedensplan für die Ukraine  
Trump und Kissinger hatten den Ausweg
- 21 News Berlins Botschaft des Rechtsbruchs
- 22 Thilo Sarrazin Wie man eine Bank rettet
- 23 Lady Daphne Platz an der Sonne
- 24 Niedergang einer Erfolgspartei  
SVP Zürich hat das Kämpfen verlernt
- 25 News Scorpions: Krieg statt Frieden
- 26 Sie erträgt die Welt nur im Kopfstand  
Weltwoche-Gespräch mit Ulrike Guérot
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Auf der Suche nach den Patrioten
- 28 England, mein England  
Hymne an die Liebe meines Lebens
- 30 Wer stoppt die künstliche Intelligenz?  
Plädoyer fürs Selberdenken

- 31 Propagandist der Stunde  
Talk-Master Markus Lanz
- 32 Dr. Binder und die Geisterfahrer  
Der Aargauer Corona-Dissident hatte recht
- 34 Natur Das geheime Leben der Raupen
- 35 Papiertiger statt Leoparden  
Panzerangel in der Schweizer Armee
- 36 Ostern Jesus ist nicht am Kreuz gestorben
- 38 Sündenfall der Trump-Gegner  
Politisch motivierte Anklage gegen Trump
- 39 Brief aus Berlin
- 40 Vendetta gegen Blatter  
Fifa-Chef Infantino jagt seinen Vorgänger
- 41 News Israel und die Atomwaffen
- 43 Anabel Schunke Habecks Utopia
- 44 Edward T. McMullen Jr.  
Ein Hoch auf die Schweizer Neutralität
- 46 Schöne Neue Welt Lasst Roger Waters singen
- 47 Untertitel für *Grüezini*  
*Walliserdeutsch* im Schweizer Fernsehen
- 48 Niedergang der Mitte  
Ständeräte und Wähler wenden sich ab
- 49 Tamara Wernli  
Mein Kim-Kardashian-Moment
- 50 «Hängt sie höher!» Manager-Bashing  
statt Durchleuchtung der Aufsicht
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe Nigel Lawson, Ryuichi Sakamoto
- 54 Beat Gygi  
Grosses Schweigen über die Vollbremsung

## LITERATUR: RICHARD MILLET

- 55 «Hitler würde sich über Netflix freuen»  
Der französische Autor Richard Millet  
trotzt dem Zeitgeist

## LITERATUR UND KUNST

- 63 Ikone der Woche
- 64 Zeit steht still  
Adalbert Stifters «Der Nachsommer»
- 66 Bücher der Woche
- 69 Die Sprache
- 70 Der schwarze Weisse Memoiren von  
Musikproduzent Chris Blackwell
- 72 Fernsehen
- 72 Film «A Forgotten Man»
- 74 Doku «The Pressure Game –  
Im Herzen der Schweizer Nati»
- 74 Pop Lana Del Rey
- 75 Klassik Puccini: «Turandot»
- 75 Jazz Aruán Ortiz Trio

## LEBEN HEUTE

- 76 Wunderbare Welt
- 76 Unten durch
- 77 Frauen
- 78 Thiel Passbüro
- 78 Häuser Hotel aus dem 3-D-Drucker
- 80 Essen und Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Bei den Leuten «G & G»-Awards
- 84 Zeitzeichen
- 84 Fragen Sie Dania
- 85 Auf einen Kaffee mit ...  
Martin Sonderegger
- 86 Das indiskrete Interview  
Isabelle Flachsmann



# Bereit für Gottes Geld statt Fiat-Geld?

Liebe Leserin, lieber Leser

Es rüttelt auf, enttäuscht und verärgert – aber solange wir auf Erden leben, brechen scheinbare Gewissheiten zusammen. So ging es der Credit Suisse, so kann es dem Finanzsystem gehen. Wo gibt es noch finanzielle Sicherheiten? Silber und Gold sind «Gottes Geld». Weitsichtige Anlegerinnen und Anleger setzen auf diese Werte.

«Ich vertraue Gottes echtem Geld. Echtes Gold und Silber gibt es **seit der Entstehung der Erde.**» Diese Worte stammen von Robert Kiyosaki. Und er wiederholt sie bis heute bei jeder Gelegenheit. Kiyosaki ist Autor des weltweiten Finanzratgebers Nummer eins «Rich Dad, Poor Dad».

In diesem Punkt stimme ich ihm zu: Silber und Gold sind Gottes Währungen. Schon Jesus, dessen Tod und Auferstehung wir an Ostern feiern, erhielt zur Geburt echtes Gold geschenkt. Und **Jesus führte mit seinen Jüngern eine Silberkasse.** Seither haben diese Edelmetalle nichts an Wert eingebüsst. Demgegenüber gibt es unsere Notenbanken erst seit etwas über 100 Jahren. Allein seit 1971 hat der US-Dollar über 90 Prozent seiner Kaufkraft eingebüsst. Seit er existiert, hat der Euro bald 80 Prozent an Kaufkraft verloren. Auch **der starke Franken entwertet sich** langfristig. Denn unsere Währungen sind Fiat-Geld – Geld, das aus dem Nichts von den Notenbanken geschaffen wurde.

Bauen Sie darum nicht auf menschengemachtes Geld, sondern auf Gottes Geld. Dabei **empfehle ich Silber noch vor Gold.** Wieso? Die Gold-Silber-Ratio zeigt, wie sich die Edel-

metalle im Verhältnis zueinander entwickeln. Momentan ist Silber über 80-mal billiger als Gold. Historisch lag das Verhältnis oft bei 15, was dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht. Silber **scheint also günstig bewertet.**

Seit Längerem wird mehr Silber nachgefragt als gefördert. Rund 60 Prozent des Silbers gehen in die Industrie. Seine überragenden Eigenschaften machen es unverzichtbar in Handys, Elektroautos und Solarpanels. Zudem wirkt es antimikrobiell. Ohne Silber **würden die Firmen von Elon Musk stillstehen.** Das Edelmetall ist unverzichtbar auf dem Weg zu einer nachhaltigen und emissionsarmen Wirtschaft. **Egal, wie viel Ersparnis Sie haben:** Investieren Sie es jetzt in wahre Werte.



**Werner J. Ullmann,**  
CEO von BB Wertmetall,  
Ökonom und Buchautor



**Wohlstand mit echten Werten:**  
BB Wertmetall ist auf Lösungen aus Silber und Gold spezialisiert.

## S-Deposito – smart in Silber investieren

Das S-Deposito der BB Wertmetall vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwirbt man direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen. Dabei bewahrt die BB Wertmetall das Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100 Prozent versichert. Wer investiert, bleibt flexibel: Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich. Zudem eignet sich das S-Deposito für Tauschgeschäfte: Bei mehr als 60 Unternehmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.

 **BB Wertmetall®**  
Gut zu haben.

# Hoffnungsträger Berset

In der Europa- und Neutralitätspolitik stemmt sich der SP-Bundespräsident gegen den Mainstream. Will der gewiefte Taktiker etwa doch als Bundesrat weitermachen? Die SVP zeigt sich offen.

Marcel Odermatt

**Bern**  
**E**ine Erpressungsaffäre, die in einer Polizeiaktion gegen seine damalige Geliebte mündete, ein Irrflug mit einem Privatflugzeug nach Frankreich in ein militärisches Sperrgebiet, die Corona-Indiskretionen seines Departements: In den letzten Jahren gab es immer wieder Momente, in denen die Bundesratskarriere von Alain Berset zu Ende schien. Trotz dieser Skandale hielt sich der Innenminister im Amt. Die meisten seiner Kritiker hofften, dass der SP-Mann nach seinem Jahr als Bundespräsident im Dezember den Hut nehmen würde.

## Rolle des Advocatus Diaboli

Doch in diesen verrückten Zeiten kommt vieles anders, als man denkt. Der am Sonntag 51 Jahre alt werdende Genosse hat sich in der Landesregierung zum Fels in der Brandung entwickelt. Bei den beiden grossen Themen, die die Souveränität der Schweiz betreffen – Europa und Neutralität –, spielt er die Rolle des Kritikers und Advocatus Diaboli. Berset weigert sich,



*Fels in der Brandung:* Bundesrat Berset.

aus Gründen des Zeitgeistes oder des Drucks des Auslandes von seinen Überzeugungen abzuweichen. Stur verharrt er auf seiner Position. Der Freiburger bremst beim EU-Dossier, und er stemmt sich gegen eine Wiederausfuhr von Schweizer Rüstungsgütern.

Im Bundeshaus heisst es, Berset möchte vor den eidgenössischen Wahlen im Oktober keine Verhandlungen mit der EU. Aus seiner Sicht lägen die Positionen zu weit auseinander. Bei den Waffenlieferungen dreht der Genosse den Spiess sogar um, indem er zum Ärger vieler eine «Kriegsrausch»-Rhetorik kritisiert. Er betont, Schweizer Waffen dürften in Kriegen nicht zum Einsatz kommen. Der Sozialdemokrat hat sich zum Hoffnungsträger von EU-Skeptikern und Neutralitätsbefürwortern gemausert.

Das ist vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen umso wichtiger. Getrieben von seinen europhilen Diplomaten und Beamten, hat sich Aussenminister Ignazio Cassis dazu hinreissen lassen, bis Ende Juni ein neues Verhandlungsmandat – ein Rahmenabkommen 2.0 – mit der EU vorzubereiten. In der Verwaltung erachten viele den Zeitpunkt als günstig. Die zurückgetretene SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga galt gegenüber der EU als skeptisch. Ihre Nachfolgerin Elisabeth Baume-Schneider präsentiert sich diesbezüglich ungleich offener. Die Schweiz habe «stark von der Personenfreizügigkeit» profitiert, sagt die neue Justizministerin. Sie wolle für «gute Bedingungen für die Exportwirtschaft» sorgen.

Auch die SVP wechselte jüngst einen Vertreter in der Landesregierung aus. Dem Vernehmen nach versuchte Neo-Bundesrat Albert Rösti, mit einem kritischen Antrag auf Cassis einzuwirken – ohne Erfolg. In der Öffentlichkeit hält er sich ans Kollegialitätsprinzip und gibt fast buchstabengetreu das offizielle Wording des Aussendepartements wieder. Gleichzeitig versucht Rösti, den Ball flach zu halten. Die Verhandlungen mit der EU würden «noch Jahre dauern», sagt er.

Die prüfende und streng urteilende Position von Berset, dem mit Abstand dienstältesten Mitglied der Landesregierung, ist in dieser delikaten Situation umso wichtiger. Gleiches gilt für

die Debatte um die Neutralität. Ginge es nach Verteidigungsministerin Viola Amherd, wäre der Reexport von helvetischen Waffen und Munition in die Ukraine längst Realität. Sie setzt alle Hebel in Bewegung, um dieses Ziel zu erreichen. Die Mitte-Magistratin befürwortet auch eine Annäherung an die Nato und eine

*Hinter vorgehaltener Hand erklären SVP-Schwergewichte, Berset sollte Bundesrat bleiben.*

stärkere militärische Zusammenarbeit mit den EU-Staaten. Ihre Botschaft gegen aussen und auch im Bundesrat: Die Schweiz braucht ein Rahmenabkommen und ein weiteres Schleifen der Neutralität, um das Vertrauen der «Partner» in Brüssel und Washington wiederzugewinnen.

## Moment der Grösse

Die Schweiz steckt in einer heiklen Lage. Der Druck von allen Seiten ist gross. Entsprechend verlockend ist es für viele Volksvertreter, nachzugeben und das vermeintlich Richtige zu tun. Es braucht viel Persönlichkeit und Format, den Einwänden standzuhalten und auf seiner Position zu beharren. In den letzten Wochen zeigt ausgerechnet Berset, dem immer wieder und nicht immer zu Unrecht Charakterschwächen vorgeworfen wurden, dass er nicht bereit ist, einfach klein beizugeben. Der Bundespräsident zeigt in einem wichtigen Moment Grösse.

Trotzdem dürfte sein neuentdeckter Patriotismus nicht ganz uneigennützig sein. Der gewiefte Taktiker weiss genau, dass ihm sein Vorgehen auch Unterstützung einbringen wird – und zwar von rechter Seite. Gut möglich, dass Berset ernsthaft mit dem Gedanken spielt, im Dezember erneut zu kandidieren. Seine eigene Partei wird ihm diesen Wunsch nicht abschlagen können. Gleichzeitig holt er im SVP-Lager im Augenblick viele Sympathien. Hinter vorgehaltener Hand erklären SVP-Schwergewichte bereits, dass ein solcher linker Kritiker eines Rahmenabkommens und Verteidiger der Neutralität im Bundesrat verbleiben sollte.

# Lieber Pierre Maudet

In den siebten Kreis der Hölle hat man Sie gewünscht. Das Departement weggenommen hat man Ihnen, bis vor Bundesgericht wurden Sie gezerrt und politisch völlig abgeschrieben. Alle Politik-Gurus orakelten: Dieser Maudet kommt nie mehr wieder! Und jetzt das: Sie kamen im ersten Wahlgang nicht nur auf das sechstbeste Resultat, Sie werden sehr wahrscheinlich in der zweiten Runde wieder Ihren Platz in der Genfer Regierung finden. Und Ihre Bewegung «Libertés et Justice sociale» hat im Grossrat gleich auf Anhieb zehn Sitze erobert, während die linksextremen Formationen und die Grünliberalen draussen bleiben.

Das Phänomen Pierre Maudet hat wieder eingeschlagen: Sie galten jahrelang als Mozart der Politik, der die besten Wahlkämpfe führte, immer nahe am Mann von der Strasse, am Kleingewerbler, an allen Bürgern, die sich durch die etwas hochnäsige FDP nicht



*Phönix aus der Asche:*  
Staatsrat Maudet.

vertreten fühlten. Sie haben in Genf für mehr Sicherheit gesorgt und soziale Anliegen vorangetrieben, wurden schon als Genfer Bundesrat gehandelt, bis zu dieser dummen Affäre, wo Sie sich vom Herrscher von Abu Dhabi zu einer Vergnügungsreise zu einem Formel-1-Rennen einladen liessen und diese unzulässige Vorteil-

nahme geleugnet haben, statt Asche aufs Haupt zu streuen und zu gestehen. Eine grosse Dummheit, die man dem Wunderkind natürlich nicht verzeihen konnte, zumal der Staatsanwalt stets Ihr grösster politischer Konkurrent war.

Was zeigt dieser Aufstieg des Genfer Phönix aus der Asche? Er zeigt, dass die Wähler einen sehr dummen Fehler, der niemanden etwas gekostet hat, etwas differenzierter beurteilen als die politischen Gegner und dass sie den Pierre Maudet, den sie kannten, nicht einfach fallenlassen wollen, zu selten sind auch in Genf die echten politischen Talente. Und zum Talent gehört der Wille, nie aufzugeben.

Jetzt wird der beste Pierre Maudet in die Regierung eintreten, den wir bisher gesehen haben. Gratuliere.

*Mit freundlichen Grüssen*  
*Peter Rothenbühler*

## BARTAK



# TAGEBUCH

Sebastian Vorbach



Gespannt blickte ich letzten Sonntag nach 19 Uhr alle fünf Minuten aufs Handy. «Die können doch nicht ernsthaft so unvernünftig sein – obwohl, ich würde es ihnen schon zutrauen», dachte ich mir. Selbstverständlich beziehe ich mich hier auf den Volksentscheid «Berlin 2030 klimaneutral». Obwohl sich sämtliche Experten einig waren, dass es nicht zu erreichen ist, stachelte eine prominente Front, angeführt von Luisa Neubauer und unterstützt von 1,2 Millionen Euro an Spendengeldern für die Werbekriegskasse (Hunderttausende davon aus den USA – warum, fragt keiner), die Berliner zum Ja-Kreuzchen in den Wahlkabinen an. Doch Berlin entschied sich anders – und zwar deutlich. Es gingen sogar fast genauso viele Menschen hin, um mit Nein zu stimmen. Für diese Position gab es übrigens nicht ein einziges Werbeplakat.

Es hat nicht nur die Vernunft gesiegt, es war die Mehrheit, die förmlich rief: Wir wollen das nicht! Die Mehrheit hat gesprochen, und es tönte, o Überraschung, komplett anders, als die veröffentlichte Meinung es vermuten liess. Luisa Neubauer reagierte natürlich beleidigt auf das für sie ernüchternde Ergebnis. «Die fossilen Zyniker (...), die alles geben, (...) um noch mehr Lebensgrundlage zu zerstören», waren ihre Worte. Lebensgrundlage ohne Lebensfreude ist jedoch auch nicht lebenswert, möchte ich ihr entgegnen.

Was mich an «Fridays for Future» und anderen Klima-Aktivist\*innen vor allem stört: Es geht ihnen nicht ums Klima, es geht ihnen darum, die besseren Menschen zu sein. Anstatt möglichst viele Menschen für den Klimaschutz zu gewinnen, egal wel-

cher politischen Couleur, canceln sie Musiker mit Dreadlocks wegen kultureller Aneignung und positionieren sich an vorderster Front progressivster Gesellschaftspolitik und feministischer Aussenpolitik (das gibt es wirklich, kein Scherz). Das hat nichts mit Klimaschutz zu tun – es geht nur um moralische Erhabenheit.

Im Berliner Regierungsviertel waren die darauffolgenden Tage aber nicht minder aufregend. Die Spitzen der Regierungsparteien kamen zu einem Krisengipfel zusammen, denn die Stimmung innerhalb der Ampelkoalition ist heizungsbedürftig. Dreissig Stunden dauerte der Koalitionsausschuss. Das lässt erahnen, wie wenig grün sich die Machtpartner sind. Das Ergebnis: sechzehn Seiten Unkonkretes. Die Öl- und Gasheizungs-Verbots-Passage lässt

*Man darf zunehmend die normalsten Dinge nicht mehr sagen – aus vermeintlicher Rücksicht.*

uns nicht schlauer zurück, insbesondere da die FDP den Spin verbreitet, Habecks geplantes Verbot sei gekippt.

Habeck und die Grünen sind hingegen fest davon überzeugt, dass sich am Plan praktisch nichts geändert hat. Wir Bürger bleiben vorerst ahnungslos. Was diese Tage jedoch offenbart haben: Aus dem einst verliebten Selfie ist inzwischen ein frustriertes Zweckbündnis geworden. Die aktuellen Umfragewerte zeigen den Grund, warum SPD, FDP und Grüne noch zusammenhalten. Die SPD würde den Kanzler verlieren, die FDP gar ihren Sitz im Parlament, und die entzauberten Grünen könnten sogar hinter der verachteten AfD landen. Angst vor

Machtverlust ist der beste Paartherapeut. Ein Punkt aus dem 16-Seiten-Papier, der mich jedoch überrascht hat: Die LKW-Maut soll sich praktisch verdoppeln. Über 7 Milliarden Euro will man dadurch mehr einnehmen.

Man muss kein Volkswirt sein, um schnell zu erahnen, wer diese 7 Milliarden zahlen wird. Es sind wir. Die steigenden Kosten für den Transport werden auf die Produkte umgelegt. Das ist weiteres Benzin (das wir Gott sei Dank auch noch nach diesem Papier tanken dürfen) für die Inflation und praktisch eine neue Abgabe beziehungsweise Steuer. Das, obwohl doch Finanzminister Christian Lindner nie müde wurde zu betonen: Mit ihm und seiner FDP werde es keine Steuererhöhungen und Mehrbelastungen geben. Ups.

In der Berliner Blase grassiert ein noch schlimmerer Trend als gebrochene Regierungsversprechen. Man darf zunehmend die normalsten Dinge nicht mehr sagen – aus vermeintlicher Rücksicht. Zumindest nicht ohne auf dem twitterschen Scheiterhaufen zu landen und aus der Öffentlichkeit gestrichen zu werden. Zu welchen absurden Auswüchsen das politisch Korrekte führen kann, zeigt ein Beitrag der «Tagesschau». Das Wort «Mutter» wurde ersetzt durch «entbindende Person». Damit sich niemand gekränkt fühlt. Und darum geht es leider viel, viel zu häufig hier in Berlin: Wie sich alle fühlen. Oder fühlen könnten. Aber ohne Mitgefühl für Andersdenkende. Das ist nicht nur gefühlt irre.

Sebastian Vorbach ist Moderator und Redaktionsleiter der Online-Plattform «Stimmt! Der Nachrichten-Talk».

# Verblässender Geist der Revolte

An der Generalversammlung der Credit Suisse redeten sich die Aktionäre die Wut von der Seele. Der zweite Teil der *Chropfleerete* findet im Bundeshaus statt. Kommt da noch was?

Die Fraktionen des Parlamentes haben nach der vom Bund verordneten Turbo-Zwangsfusion der CS mit der UBS eine Sondersession verlangt. Auch hier wird es wie bei der Generalversammlung am Mittwoch hauptsächlich um Psychohygiene gehen und weniger um griffige Bestimmungen. Ein politisches Störfeuer ist nicht zu erwarten. So viel lässt sich aus den Mitteilungen der Finanzkommissionen von National- und Ständerat ablesen. Eine Ablehnung der Verpflichtungskredite zur Absicherung der Fusion wäre ohnehin rechtlich nicht bindend.

Nach der Informationstour von Finanzministerin Karin Keller-Sutter (FDP), Nationalbank-Präsident Thomas Jordan und Finma-Präsidentin Marlene Amstad durch die Kommissionen scheint der Geist der Revolte bei vielen Bürgerlichen verblasst. Aus den knallharten Forderungen und Bedingungen der ersten Stunde, als sich die Parteichefs vor den Mikrofonen mit Vorschlägen überboten, sind ein paar lauwarmer Prüfaufträge an die Landesregierung geworden.

## Burkart rudert zurück

So verlangen die Finanzkommissionen von National- und Ständerat einen Bericht über die Risiken systemrelevanter Banken für die Schweizer Volkswirtschaft. Der Bundesrat solle sich auch zu einem eventuellen Trennbankensystem äussern, über Möglichkeiten zu gesetzlichen Beschränkungen von Boni. Oder darlegen, wie sich die Übernahme der CS durch den Staat für den Bund ausgewirkt hätte. Es gibt ausserdem einen Prüfauftrag zur Erhöhung der Eigenkapitalquote. Das alles verpackt in Form von unverbindlichen Postulaten.

Selbst eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) scheint in weite Ferne gerückt. Abgeblockt hat sie das Büro des Ständerates, welches das Credit-Suisse-Debakel zuerst von der eigenen Geschäftsprüfungskommission (GPK) durchleuchten lassen will. Dafür stark machte sich der Präsident der GPK Ständerat, Matthias Michel, ein Parteikollege von Finanzministerin Karin Keller-Sutter, die wohl auch



Fuss vom Gas: Ständerat Michel.

kein Interesse daran hat, dass ein mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattetes Gremium der CS-UBS-Fusion auf den Grund geht und dafür auch ihr Departement auf den Kopf stellen dürfte. Es wäre auch nicht das erste Mal, dass eine GPK dazu «missbraucht» wird, um Parlamentariern bei der Aufarbeitung eines Skandals den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Es ist offenkundig und auffällig, dass die Bürgerlichen den Fuss vom Gas genommen haben und in Sachen CS und UBS einen Gang zurückgeschaltet haben – auch aufgeschreckt

## Weshalb haben Bundesrat, Finma und Nationalbank so lange zugeschaut?

durch das Lobbying aus dem Umfeld der Finanzministerin, man müsse nun zusammenstehen, um eine Regulierungsorgie von SP und Grünen zu verhindern. Aus dem Munde von FDP-Präsident Thierry Burkart hörte sich das so an: Die weitgehenden Regulierungsforderungen der Linken könnten mehrheitsfähig werden. Die FDP wolle das verhindern

und mache sich deshalb stark dafür, dass die Voraussetzung für die Abspaltung und eigenständige Weiterführung der CS geschaffen werde. Auch dieser Plan wird nicht mehr so heiss gegessen, wie er der Öffentlichkeit noch vor wenigen Tagen aufgetischt worden ist.

## Immer die gleiche linke Leier

Burkart hat aber insofern Recht, als dass bei der Linken die schiere Regulierungswut ausgebrochen ist. Die Genossen haben dafür sogar alte Vorstösse ehemaliger Genossinnen wie Anita Fetz oder Susanne Leutenegger Oberholzer, beide sind längst zurückgetreten, aus der Mottenkiste hervorgeholt, mit denen man vor Jahren abblitzte, die jetzt aber unter dem Eindruck des CS-Debakels wieder reanimiert werden. Es ist immer die gleiche linke Leier: ein Boni-Verbot, strengere Eigenkapitalanforderungen. Laut SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer verlangt die SP jedoch auch eine «Rückzahlungspflicht für die erhaltenen Entschädigungen der CS-Verantwortlichen, einen Sozialplan für die Angestellten und eine Regulierung für die neue Bank, um Risiken einzudämmen».

Eine Frage steht vorläufig nicht sehr prominent im Vordergrund: Weshalb haben Bundesrat, Finma und Nationalbank so lange zugeschaut? Der Vizedirektor der Nationalbank, Martin Schlegel, gab in einem Interview mit SRF-«Eco Talk» zu verstehen, dass die Behörden während Monaten verschiedene Massnahmen geprüft hätten. Der Bundesrat sei dann zum Schluss gekommen, dass die vorliegende Lösung (CS-UBS-Fusion) die beste sei. Da fragt man sich doch: Wenn man seit Monaten dran war, weshalb musste man dann am 19. März auf dem letzten Zacken und per Notrecht die Credit Suisse mit der UBS zwangsfusionieren? Brachte sich der Bundesrat selber in eine Notsituation?

«Hängt sie höher»: Seite 50

# Was würde Jesus tun?

Wir leben in Zeiten des Aufruhrs.  
Habt keine Angst. Christus weiss Rat.

Peter Ruch

Das Evangelium von Jesus Christus erzählt Ereignisse der Vergangenheit. Zugleich will es die Gegenwart beeinflussen und die Zukunft mitgestalten. Die vier Evangelien schildern das Reden und Wirken eines Mannes, der *das jüdische Gesetz* deutet und es nach eigenen Angaben *nicht auflösen, sondern erfüllen* will. Mit seiner Botschaft stiess er einerseits auf Zustimmung, andererseits löste er Ärger und Feindseligkeiten aus. Die Vorstellung, er habe beim Volk gepunktet und nur die Elite gegen sich aufgebracht, wäre ein Klischee. Der römische Statthalter Pontius Pilatus fand *keine Schuld an ihm*, und die Volksbefragung bei der Verurteilung ergab den Ruf *Kreuzige ihn!* Die Kirche als seine Botschafterin fristete zunächst eine Randexistenz, ehe sie vom Staat legalisiert wurde und sich von der Macht beeinflussen liess.

Trotz aller Untreue gegenüber dem Auftrag fand die Christenheit zahlreiche Möglichkeiten, wie man die Botschaft Jesu zur Geltung bringt. Die Aufgabe des Über-Setzens und der Aktualisierung über den zeitlichen Graben hinweg

*Jesus würde dazu sagen: «Das mit dem Notfall ist ein Irrtum. Geht einfach mit den Ressourcen vernünftig um.»*

geht weiter. Deshalb soll hier der Versuch gewagt werden, die Einstellung Jesu zu aktuellen Zeitfragen zu formulieren. Dafür gibt es Kriterien. Der Gottesglaube und die soziologische sowie zwischenmenschliche Haltung Jesu lassen sich auf die Gegenwart übertragen. Aber es bleibt auch Spielraum für Spekulationen.



Der Name Jesus passt in die Reihe jener Namen, die die Buchreihen des Alten Testaments anführen: *Josua, Jesaja und Hosea*. Josua ist die hebräische Version von Jesus, und alle diese Namen bedeuten «Gott rettet». Genau so lautet auch das Leitmotiv des Juden- und des Christentums. Es knüpft an die Frage an, die jeden Menschen von Zeit zu Zeit beschäftigt: Wie kann ich dem Tod und dem Untergang entgehen? Zwar leben wir heute sicherer und länger als unsere Vorfahren vor 2000 oder vor 100 Jahren. Dennoch haben sich die Sorgen verdichtet. Oft wird das existenzielle Unbehagen auf äussere Umstände oder auf Feinde projiziert. Dann wird die Rettung zum irdischen und politischen Programm.

## «Notfall ist ein Irrtum»

Es wird gesagt, der Klimawandel bedrohe den Planeten mitsamt allem Leben, folglich müsse alles getan werden, um die Erwärmung abzuwenden und den Planeten zu retten. Weil es sich um einen Notfall handle, dürfen die Entscheidungsträger die rechtsstaatlichen Hürden beseitigen. Jesus würde dazu sagen: «Das mit dem Notfall ist ein Irrtum. Geht einfach mit den Ressourcen vernünftig um. Denkt daran, dass alle Menschen zur Sünde neigen und dass grundsätzlich keiner mit der Macht umgehen kann. Das Risiko, dass die Klimaretter in eine brutale Diktatur umschlägt, ist viel zu hoch. Vertraut auf Gott, dass er die Erde erhält und euch die Weisheit für die nötigen Anpassungen verleiht.»

Was die Covid-Ansteckungen betrifft, handelt es sich um eine Krankheit. Jesus würde daran erinnern, dass er *viele Kranke geheilt* und damit deutlich gemacht hat, dass der menschliche Körper ein enormes Heilungspotenzial in sich trägt, und ausserdem sagen: «Krankheiten gehören zum Dasein. Sie sind Wettkämpfe um Lebensgrundlagen sowie Vorboten des Todes. Oft dienen sie dazu, den Körper zu stärken und auf spätere Attacken vorzubereiten. Der Anspruch, sich Krankheiten völlig vom Leib zu halten, ist lebensfremd und sektiererisch. Die Politik mit ihren Schutzmassnahmen fand



Neue Lebensfreude: «Salvator Mundi»,

vor drei Jahren Gegenliebe und Duldung, weil der moderne, verwöhnte Mensch Leidenserfahrungen scheut und daher auf ängstliche Übertreibungen anspricht.

Inzwischen zeigt sich, dass die Massnahmen vermutlich mehr Schaden angerichtet haben, als es die Infektionen getan hätten.» Jesus würde hinzufügen, «man hätte *sich nicht fürchten* müssen, und die Anschuldigungen gegen die Impfskeptiker waren ein Unrecht. Auch das Umgekehrte soll nun nicht geschehen, nämlich feindselige Retourkutschen gegen die Ämterstellen und Politiker. Wer sich geirrt hat, möge dazu stehen, denn Irren ist menschlich. Die Vergebung und einige Korrekturen an den Kompetenzordnungen können euch vor ähnlichen Entgleisungen in der Zukunft bewahren.»



Leonardo da Vinci zugeschrieben.

Jesus hat die Leute so, wie sie waren, ernst genommen. Er würde sagen: «Trotz allen menschlichen Marotten und Macken geht es mir nicht darum, den herkömmlichen Menschen zu überwinden und einen neuen zu schaffen. Eine Erneuerung soll, wenn schon, durch die Gottesbeziehung geschehen. Der Versöhnung mit Gott und mit anderen Menschen gebührt der höchste Rang, aber die Versöhnung mit sich selbst gehört auch dazu. Nicht zufällig soll man *den Nächsten lieben wie sich selbst*.

### Schlechtes Motiv

Die Klärung der eigenen Identität ist für manche Menschen irritierend und oft schmerzlich. Vor allem junge Menschen in der Entwicklungsphase brauchen dabei die einfühlsame Begleitung der Eltern und anderer Erwachsener.

Dass ein junger Mensch mit seinem Wesen und mit seinem Geschlecht nicht zurechtkommt, ist kein Grund, seine Person umkrepeln zu wollen. Wer jungen Menschen – nicht zu reden von Kindern – einredet, sie könnten ihr Geschlecht selber wählen, stösst sie in ein schreckliches Dilemma und ins Verhängnis. Die völlige Loslösung von der Natur und von der Vorgeschichte ist ein liebloses Hirngespinnst. Es scheint vorwiegend vom Hass auf die gegenwärtige Welt getrieben zu sein. Das wäre ein schlechtes Motiv.»

Zum Krieg in der Ukraine würde Jesus sagen: «Mein Volk, die Israeliten, musste sich während seiner langen Geschichte, die das Alte Testament erzählt, laufend mit Weltmächten herumschlagen: Ägypten, Assur, Babylonien Persien. Diese Weltmächte in ihrer damaligen Gestalt sind inzwischen mitsamt ihren Göttern verschwunden. Aber die Israeliten sind noch da.

### *Auf einen Angriff vorbereiten muss man sich schon, denn machtbesoffene Menschen sind unberechenbar.*

Damals sah es ganz anders aus: Die Israeliten fürchteten die Übergriffe der Grossmächte und suchten nach Möglichkeiten, sich durch Bündnisse vor ihnen zu schützen. Der Prophet *Jesaja warnte den König Ahas von Juda vor solchen Militärbündnissen*, weil sie das kleine Juda in Abhängigkeiten getrieben hätten.

Auf einen Angriff vorbereiten muss man sich allerdings schon, denn machtbesoffene Menschen sind unberechenbar. Wie gesagt: Die Sünde lauert überall. Die Vorbereitung muss darin bestehen, dass man eine möglichst unabhängige Versorgung sicherstellt und sich so weit rüstet, dass man sich verteidigen kann. Deshalb habe ich damals *den Jüngern, als ich sie aussandte, gesagt, sie sollen ein Schwert auf sich tragen – zur Verteidigung (Lukas 22)*. Ich, Jesus von Nazareth, bin für den Frieden, aber ich bin kein Pazifist. Das Schweigen der Waffen, wie etwa in Nordkorea, ist kein Friede. Es ist vielleicht Pax, aber nicht Schalom.

Pax heisst Verfestigung, Schalom bedeutet Ausgleich und Genugtuung. Es ist aufschlussreich und tragisch, dass die meisten Pazifisten, besonders in Deutschland, vierzig Jahre lang Frieden ohne Waffen forderten und dann diese Haltung nach dem Angriff Russlands gegen die Ukraine innert Tagen fallenliessen. Manche sind geradezu Militaristen geworden. Der Pazifismus mit seinen Illusionen über das menschliche Wesen hat dazu beigetragen, dass man nicht gerüstet war und die Grossmacht Russland freie Bahn sah.

Es gibt leider Länder, die auf Angriff und Raub angelegt sind. Sie wurden *vom Propheten Jeremia mit Löwen verglichen (4, 7)*. Deshalb durfte ja Israel keine Grossmacht werden, sondern musste klein bleiben. Die Verteidigung der Ukraine ist legi-

tim, muss aber verhältnismässig bleiben. Wenn ein Weltkrieg mit Millionen von Todesopfern und der Zerstörung grosser Lebensräume droht, ist der Friede ein höheres Gut als die Souveränität und Freiheit der Ukraine. Auch sollte man trotz aller Empörung mit der russischen Führung im Gespräch bleiben. Bricht der Kontakt vollends ab, verhärten sich die Fronten noch mehr. Militärbündnisse sind übrigens grundsätzlich problematisch, weil die Länder durch sie ein Stück Souveränität abtreten, meistens an den Mächtigsten des Bündnisses, der dadurch noch mächtiger wird.

Verhärtete Fronten können sich überall bilden, vor allem wenn die Menschen sich nicht als Individuen begegnen, sondern als blosse Bestandteile von irgendwelchen Kollektiven. Das beginnt schon bei der Fangemeinde eines Fussballklubs. Der Fussball ist ein sympathisches Freizeitvergnügen, aber sobald die Mannschaft oder der Klub zur Identität wird, geht der einzelne Mensch unter und grenzt sich gegen die anderen Klubs ab. Dann gibt's ein Innen und ein Aussen, und der Einzelne verschwindet in der Masse. So bilden sich Feindschaften. Deshalb habe ich mich immer wieder Menschen zugewandt, die einer andern Gruppe angehörten und von denen, die sich für die Besten hielten, verachtet wurden: *der Samaritanerin am Brunnen, mehreren Leprakranken, den Psychopathen und Neurotikern, den Verrückten, den Zöllnern, den Ehebrechern*.

### Gott tut das Wesentliche

Jeder Mensch hat von Gott seine Würde bekommen und ist viel mehr als ein Stücklein Gruppe. Die Begegnungen zwischen den Menschen brauchen Geduld und Zeit. Aber Zeit habt ihr ja genug, denn es ist nicht wahr, dass die Zeit drängt. Die Welt geht nicht unter. Für ihre Rettung und Erhaltung ist Gott zuständig. Immer wenn die Menschen sich selber dazu anschickten, kam es schlecht heraus, weil Irrtümer und Anmassungen auf die schiefe Bahn führten.

Und noch etwas: Ihr wisst, dass ich am Kreuz hingerichtet wurde. Das war extrem qualvoll, und ich betete sogar Worte des Psalms 22, weil ich mich *von Gott völlig verlassen* fühlte. Aber er erschien erneut und sorgte dafür, dass ich den Tod überwand. Die Auferstehung soll allen Menschen zuteilwerden. Und einen kleinen Abglanz davon erlebt ihr in eurem Alltag, wenn ihr trotz Verlusten, Misserfolgen und Niedergängen weiterlebt, neue Lebensfreude empfangt und neue Ufer erreicht. Es ist also nicht nötig, dass ihr euch krampfhaft und verbissen Sorgen macht und den Planeten oder auch nur eure Umgebung retten wollt. Gott tut das Wesentliche, und ich als sein leidenserfahrener und auferstandener Sohn wirke mit.»

Peter Ruch ist reformierter Pfarrer im Ruhestand und Kolumnist der *Weltwoche*.

# Anrufe aus der Vergangenheit

Weit weg ist die Welt und still.



*Als es noch Rohrpost gab und Telex.*

**D**iese Unmenge an Informationen jeden Tag, diese Online-Stories überall, diese News und Breaking News und Fake News, diese Tweets und Messages, und was es sonst alles noch so gibt; man fragt sich bisweilen, wie die Welt vor vierzig Jahren und der Mensch darin überhaupt funktionieren konnten.

Diese Welt, als es noch eine Rohrpost gab und Telex, also Fernschreiber, als Väter eine Woche auf Geschäftsreise gingen und wie verschwunden waren, sieht man einmal vom täglichen Anruf mit einem Telefon mit Hörer, geringeltem Kabel und Wählscheibe ab. Sonst waren sie einfach unerreichbar, so fern und unsichtbar wie ein Naturvolk im Amazonas, und irgendwann waren sie wieder da und erzählten. Keine Whatsapp-Nachricht alle zwei Stunden: Ich sitze jetzt in der Subway in Hongkong, oder: Schatz, der Kleine hat immer noch nicht Kaka gemacht.

**W**elche Freiheit muss sie gewesen sein, die Unerreichbarkeit. Ich habe sie am Rande noch mitbekommen, Ende der 1980er Jahre in einem griechischen Bergdorf, die Häuser hatten noch keine Telefone, es gab nur eines im Kafonion und ein Münztelefon bei der Bushaltestelle. Ich nahm immer das im Kafonion, trank ein wenig den Retsina von Elias, den es damals noch gab, telefonierte dann, erzählte ein wenig, legte auf, und dann war ich wieder unerreichbar, so lange ich wollte. Die Welt draussen bestand aus Zeitungen, die man kaufen konnte

oder nicht. Ich sass einfach da und dort, blickte über das Meer, machte keine Fotos und schaute in keinen Bildschirm. Die Welt war mir näher, denke ich heute.

Ein paar Jahre später kamen die Telefone in die griechischen Häuser. Costas, mein Nachbar, schon in seinen Achtzigern damals, war einer der Ersten, der eines bekam. Als es installiert war, stand er auf der Terrasse und schrie zu mir herüber: «Michali, echo telefono.» Danach stieg er über die Mauer, setzte sich an den Tisch, wollte Wein, stützte sich mit seinen gefalteten Händen auf seinen Stock und fragte, wie das funktioniere, dass man mit diesem Teil Leute aus Amerika hören könnte. Ich faselte was vom transatlantischen Telefonkabel und von Telefonmasten, nahm ein Blatt Papier, zeichnete hilflos, aber er schüttelte bloss mit dem Kopf und sagte, er glaube, er brauche kein Telefon, er kenne niemanden in Amerika, und wenn er hier mit jemanden sprechen wolle, ginge er ins Kafonion. Wie alle andern übrigens auch.

**I**ch erschrecke gelegentlich, wie kurz im Grunde das alles zurückliegt, drei, vier Jahrzehnte bloss, und wie wir die Freiheit der Unerreichbarkeit mit einer naiven Euphorie aufgegeben haben, uns freuten über die Motorolas und Nokias, die dann kamen; ein bisschen telefonieren, ein wenig texten und die ersten nackten Ladys auf dem Bildschirm.

Natürlich, man kann das Telefon ausschalten, aber das ist trügerisch, weil es mittler-

weile so ist, dass, wenn man binnen, sagen wir, spätestens zwei Stunden nicht auf eine Nachricht geantwortet hat, als verschollen oder tot oder als ein Ärgernis gilt.

**S**eit es Mobiltelefone gibt, bin ich ein grosser Fan von Sonnenstürmen und Stromausfällen und meiner eigenen Vergesslichkeit. Es ist die letzte Zeit einer beinahe vollendeten Ruhe, weit weg ist die Welt und still, kein Vibrieren in der Tasche, kein Fiepsen, beinahe nur Informationen, die von einem selbst stammen. Manchmal wünschte ich mir, dass all die Satelliten 36 000 Kilometer über einem gemeinsam für ein paar Tage schlappmachen würden, kein Internet dann, kein Telefon. Die Menschen, ich spreche von den Partnern, hätten viel mehr Gesprächsstoff, weil sie sich nicht andauernd schon alles am Telefon erzählen würden, bevor man sie abends leibhaftig trifft.

Kein Mobiltelefon zu besitzen, ist nicht nur die wohl letzte Freiheit und der letzte wahre Luxus auch. Es würde, zwangsläufig vor allem zu mehr, wie soll ich sagen, fassbarer Kommunikation zwischen den Menschen führen. Wie früher, als man in der Flughafenbar sass und es nichts zu tun gab, ausser zu trinken und einen Menschen zu finden, mit dem man sich angenehm unterhalten konnte. So sähe es wohl aus, das letzte erreichbare Ufer, um sich vor den Fluten im Informationsozean in Sicherheit zu bringen.



## PERSONENKONTROLLE

# Lang, Zuberbühler, Egger-Nef, Kälin, De Schepper, Rimoldi, Charles, Mussolini



Im Gleichschritt, marsch: Jo Lang.

**Jo Lang**, Ex-Pazifist, ruft am Montag zum traditionellen Ostermarsch in Bern auf. Wer den Aufruf liest, glaubt sich im Jahr geirrt zu haben. Obwohl in Osteuropa seit mehr als einem Jahr ein schrecklicher Krieg tobt, sucht man Wörter wie Waffenstillstand oder einen Appell für Friedensverhandlungen vergebens. Die Probleme suchen Lang und seine Anhänger in der Schweiz. Die Eidgenossenschaft müsse sich von «fossilen Energien» lösen, liest man da, oder der Finanzplatz müsse «transparenter werden». Ob das tatsächlich hilft, das Gemetzel zu beenden? Früher klang das noch anders. 2003 – unter dem Eindruck der Invasion von USA und Grossbritannien in den Irak –, hiess das hoffnungsvolle Motto des Ostermarschs: «Eine friedliche Welt ist möglich!» (*odm*)

**David Zuberbühler**, Patriot, regt sich über eine heimatmüde SP-Vertreterin im Kantonsparlament von Appenzell Ausserrhoden auf. Der Kantonsrat hatte Gastreferenten zu einem politischen Geschäft eingeladen, die bei ihrem Auftritt eine Schweizer Fahne übers Rednerpult hängten. Davon fühlte sich die SP-Grossrätin und Sekundarlehrerin **Judith Egger-Nef** provoziert, so dass sie mittels Ordnungsantrag verlangte, die Fahne aus dem Saal zu verbannen. SVP-Nationalrat Zuberbühler ist konsterniert. Die Schweizer Fahne stehe für die Einheit und den Zusammenhalt unserer Schweiz, die SP tue sich seit langem schwer mit den Werten unseres Landes, gab er zu Protokoll. Und: Wie hätte Grossrätin Egger wohl reagiert, wenn die Gastreferenten mit einer ukrainischen Flagge hereinspaziert wären? (*hmo*)

**Irène Kälin**, Getrennte, und ihr Partner **Werner De Schepper** haben ihr Liebesaus bekanntgegeben. «Wir haben uns schon län-



Wieder solo: Irène Kälin.

ger getrennt», sagt die grüne Nationalrätin. Sie ziehe von Oberflachs nach Aarau, so die 36-jährige ehemalige Präsidentin der grossen Kammer. Sorgerecht und Obhut ihres vierjährigen Sohnes **Elija** teile sie weiterhin mit ihrem 57-jährigen Ex-Partner. De Schepper ist Journalist und belgischer Pfarrerssohn und arbeitete für verschiedene Schweizer Verlagshäuser. Auch bei Trennungen kommt es bekanntlich auf den richtigen Zeitpunkt an. (*ah*)

**Nicolas Rimoldi**, Frustrierter, müsste sich eigentlich freuen. Die Stimmbürger können gegen die Verlängerung von einzelnen Bestimmungen des Covid-19-Gesetzes abstimmen. Am Dienstag wurde das Referendum erfolgreich eingereicht. Weil die Bundeskanzlei seine Organisation «Mass-voll!» in der offiziellen Mitteilung nicht erwähnte, zeigt sich Rimoldi trotzdem frustriert. «Da freut man sich über seinen grössten Erfolg im Leben und wird derart sabotiert. Ich fühle mich motiviert, für den Nationalrat zu kandidieren und den Berner Saustall im Herbst auszumisten!» (*odm*)

**Charles**, Herrscher, muss derzeit schwer tragen. Um sich an das Gewicht der Saint-Edwards-Krone (2,2 Kilogramm) für die Krönung zu gewöhnen, trägt er ab und zu einen Beutel auf seinem Kopf. Dieser ist allerdings in Samt gewickelt und in einem Bowler-Hut versteckt. (*ky*)

**Alessandra Mussolini**, Enkelin, labte Kollegen im EU-Parlament mit ein paar guten Tropfen. Vor dem Plenarsaal servierte sie gratis italienische Weine – vergeblich. Die Abgeordneten billigten einen Antrag Irlands (ausgerechnet!), alle alkoholischen Getränke mit Warnungen zu versehen wie Zigaretten. (*ky*)



## INSIDE WASHINGTON

### Demokraten in Alarmstimmung

Angesichts der unappetitlichen Aussicht der Wähler auf eine Neuauflage des Wahlkampfes «Präsident Joe Biden gegen den angeklagten ehemaligen Präsidenten Donald Trump» springt ein potenzieller Kandidat einer dritten Partei in die Bresche. Die Gruppe nennt sich «No Labels» und hat siebzig Millionen Dollar aufgebracht, um 2024 in allen fünfzig Bundesstaaten auf dem Wahlzettel zu stehen.

Wie die *Washington Post* berichtet, hat die junge Gruppe «in demokratischen Kreisen die Alarmglocken schrillen lassen». Ein prominenter Think-Tank der Demokraten in Washington beklagt, dass die überparteilichen Emporkömmlinge, falls sie Erfolg haben, Biden wertvolle Stimmen abnehmen und die Wiederwahl von Trump sicherstellen würden. Sie verweisen auf die Wahlschlacht im Jahr 2000 zwischen dem demokratischen Vizepräsidenten Al Gore und dem texanischen Gouverneur George Bush Jr. Wäre Ralph Nader von den Grünen nicht gewesen, wäre Gore jetzt ein ehemaliger Präsident im Ruhestand, der den sechsten Band seiner politischen Memoiren verfasst, anstatt als Weltuntergangsprophet um die Welt zu jetten.

Da Bidens Missbilligungsquote bei über 50 Prozent der Wählerschaft liegt, braucht die Demokratie einen Ruck. Eine von «No Labels» in Auftrag gegebene Umfrage ergab, dass etwa sechs von zehn Wählern in Erwägung ziehen würden, sich für einen nicht genannten «gemässigten, unabhängigen» Kandidaten zu entscheiden, wenn die Alternativen Biden und Trump sind. Für eine Dritt-Partei die Präsidentschaft zu gewinnen, ist aber die schwierigste aller schwierigen Aufgaben. Doch das scheint Wählern querfeldein egal zu sein. Die Präsidentschaftswahlen laufen in einer Endlosschleife. Alles ist recht, bloss keine weitere Episode der Show «Biden gegen Trump», bitte.

Amy Holmes

## Lauter laute Schwache

Nicht nur die Kantonsregierungen und die Hochschulen rufen ständig nach einem institutionellen Abkommen mit der Europäischen Union. Auch die «Wirtschaft», sagt man uns, verlange endlich «ge-regelte Beziehungen» zum grossen europäischen Markt. Tatsächlich gehörte der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse zu den lauten Trommlern für die Anbindung an die EU-Rechtssetzung. «Wie das Rahmenabkommen unsere Souveränität stärkt», lautete etwa der Titel eines seltenen Werbeatikels von Economiesuisse.

Weil der Bundesrat beschlossen hat, bis Ende Juni 2023 neuerdings «Eckwerte» eines Verhandlungsmandats zu definieren, herrscht bei Economiesuisse frenetischer Jubel: «Die Aufbruchstimmung in der Schweizer Europapolitik hält Einzug in den Bundesrat.» Nur: Wohin steuert dieser «Aufbruch»? In den Abbruch der Rechtsetzung von Volk und Ständen durch die Übertragung der obersten, letztinstanzlichen Rechtsetzung und Rechtsprechung an Brüssel. Dies geschieht allerdings mit schleierhaften Begriffen wie «vertikaler» und «sektorieller Ansatz», «dynamische Rechtsübernahme» oder «befristete Immunisierung» einzelner Binnenmarktverträge.

Swissmem, der Wirtschaftsverband der Maschinen- und Elektroindustrie, begeisterte sich ebenfalls für den An-bindungsvertrag: «Das institutionelle Abkommen mit der EU verdient Unterstützung.» Jetzt will Swissmem die Beziehungen zur EU «modernisieren» und «auf eine langfristig tragfähige Basis stellen». Hören wir hier wirklich die Stimme der «Wirtschaft»? Zweifel sind angebracht.

Es sind nicht in erster Linie die gesunden, kraftstrotzenden Unternehmen, die sich bei den Wirtschaftsverbänden Gehör verschaffen. Es sind nicht die vielen blühenden Betriebe mit übervollen Auftragsbüchern, die jammern und klagen. Die Notschreie, die Schweiz und die Schweizer müssten sich endlich unter den Schutz und Schirm der maroden EU begeben, stammen vielmehr von Firmen, die wenig robust im Markt stehen. Die Schweiz ist zwar nicht die Krone der Schöpfung. Aber die EU-hörigen Wirtschaftsvertreter sind die Krone der Erschöpfung.

Christoph Mörgeli

# Amtlich bestätigt: Impfung ist gefährlich

Bundesamt für Gesundheit empfiehlt Covid-Impfung nicht mehr. Ärzte, die weiterhin impfen, sind neu haftbar.

Philipp Gut

Das Bundesamt für Gesundheit hat seine offizielle «Empfehlung für die Covid-19-Impfung» still und heimlich angepasst. Und zwar nicht ein bisschen, sondern total: Mit Gültigkeit ab sofort werde «im Frühling/Sommer 2023 grundsätzlich keine Empfehlung für eine Impfung gegen Covid-19 formuliert». Selbst die Impfpflicht für besonders gefährdete Personen – also solche mit Vorerkrankungen – nimmt das BAG zurück. Alain Berset's Gesundheitsamt und die Eidgenössische Kommission für Impffragen (Ekif) empfehlen in diesen Fällen eine Impfung «nur dann, wenn die behandelnde Ärztin oder der behandelnde Arzt diese in der jeweiligen epidemiologischen Lage im Individualfall als medizinisch indiziert erachtet, ein vorübergehend erhöhter Schutz vor schwerer Erkrankung zu erwarten ist und die letzte Impfdosis mindestens 6 Monate her ist».

Die Kantone haben zum Teil bereits auf die Nichtempfehlung der Covid-19-Impfung reagiert. So weisen das Gesundheitsamt des Kantons St. Gallen und die kantonale Ärztesgesellschaft darauf hin, dass eine Covid-19-Impfung «für Personen ohne Risikofaktoren nicht empfohlen» wird. Es sei anzumerken, «dass der Effekt der Impfung auf die Übertragung der derzeit zirkulierenden Varianten für alle Personengruppen als minimal eingeschätzt wird».

Brisant ist auch eine weitere Information der Gesundheitsbehörden: «Die Haftung liegt bei der Ärztin bzw. dem Arzt.» Die Hersteller haben sich in ihren Verträgen mit der Eidgenossenschaft von jeder Verantwortung befreien lassen. Nun bleibt der Schwarze Peter bei den Ärztinnen und Ärzten. Dies wird die Bereitschaft, den Covid-Impfstoff zu verimpfen, weiter senken.

### 780 Millionen Franken in den Eimer

Dies gilt umso mehr, als das BAG das medizinische Personal ermahnt, sogenannte unerwünschte Impferscheinungen (UIE) der Kontrollstelle Swissmedic zu melden. «Insbesondere für Meldungen schwerwiegender und/oder bislang unbekannter UIE besteht nach Art. 59 des Heilmittelgesetzes (HMG) eine Meldepflicht», so das BAG.

Es werden auch neue Fakten zu den Kosten bekannt. Wie aus dem Schreiben des Kantons St. Gallen hervorgeht, kostet eine Impfung rund 60 Franken. Der Impfstoff allein kostet 30 Franken pro Dosis. Die normale Bevölkerung muss dafür ab sofort selbst zahlen. Die Rechnung für die Steuerzahler ist einfach: Der Bund hat noch 26 Millionen Dosen übrig. Das macht total 780 Millionen Franken – in den Abfalleimer.

Dabei antwortete der Bundesrat noch in der Frühlingssession voller Selbstbewusstsein auf eine Frage von Nationalrat Roland Rino Büchel (SVP): «Die Beschaffungsstrategie erwies sich als erfolgreich, die Schweiz setzte auf die weltweit besten Impfstoffe.» Wenige Wochen später stellt sich nun heraus, dass sogar «die weltweit besten Impfstoffe» so schlecht sind, dass sie nicht mehr verimpft werden sollen. «Kein Arzt, der bei Sinnen ist, wird seine Existenz aufs Spiel setzen und irgendjemandem empfehlen, sich impfen zu lassen», sagt Nationalrat Büchel dazu.

Liebe ist...



# Schluss mit Würgen durch Bürgen

Die Schweiz leistet eine 259-Milliarden-Bürgschaft. Zugunsten der UBS. Das nächste Mal werden es 700 Milliarden sein.



Der Bundesrat hat zugunsten der UBS rechtswidrig Kriegsrecht angewandt. Statt die Credit Suisse zu verstaatlichen, wurden nur die Risiken in der Höhe von 259 Milliarden verstaatlicht. Zugunsten der vom Ausland kontrollierten UBS.

Die Dimensionen: Mit diesen 259 Milliarden könnte man zehn Mal die Neat finanzieren. Und die reichsten 300 Schweizerinnen und Schweizer haben zusammen auch nicht viel mehr Vermögen. Jede Leserin und jeder Leser der *Weltwoche* bürgt mit 30 000 Franken.

Das KKS-Dessert: Die Pensionskasse der Migros, das heisst ihre Angestellten, verliert zusätzlich mehr als 100 Millionen Franken. Weil neben anderen Ueli Maurer während sieben langer Jahre seine dicken CS-Freunde verteidigt hat.

Schuld ist auch das bürgerlich dominierte Parlament, das in seiner Mehrheit während der letzten fünfzehn Jahre wiederholt höhere Eigenkapitalquoten und ein Boni-Verbot verhindert hat.

Wer glaubt, dass Klagen gegen Boni-Banker ausser Spesen und fetten Anwaltshonoraren etwas bringen, müsste auch die bürgerlichen Politikerinnen und Politiker vor den Kadi zeren. Allen voran eine gewisse Karin Keller-Sutter.

Aus den bisherigen Fehlern hat nur Gerhard Pfister etwas gelernt. Er übt Selbstkritik und befürwortet neu eine harte Eigenkapitalquote von 20 Prozent. Er kenne weltweit keine Bank, die mit so hohen Reserven je in Konkurs geraten sei. Wer eine kenne, solle ihm das per Mail mitteilen. Chapeau!

Jeder Bauarbeiter, jede Bauarbeiterin weiss: Nichts ist mühsamer, als mit einem Beton-

trennschneider eine neue Türöffnung in eine gut armierte Betonwand zu fräsen. Trotz immer besseren Maschinen.

Dennoch reden viele schon wieder vom Trennbankensystem. Die Idee: Man lässt Teile der neuen UBS in Konkurs gehen, um andere zu retten. Auf welche Art auch immer.

Das ist eine fette Illusion, weil die Amerikaner die zwei Meter dicke Betonwand innerhalb der Ermotti-UBS kontrollieren werden wie ihren Augapfel. Die Yankees werden nie zulassen, dass die Brunetti-Schlaumeier der Generation 2.0 das US-Bankensystem ins Trudeln

*Die Yankees werden nie zulassen, dass die Brunetti-Schlaumeier das US-Bankensystem ins Trudeln bringen.*

bringen können. Das lehrt uns Janet Yellen. Sie hat ja bereits die Übernahme der Credit Suisse durch die UBS erzwungen.

Diese Übernahme wird Monate dauern. Weil weltweit Dutzende von Behörden zustimmen müssen. Mit einem dringlichen Bundesgesetz könnte man die Credit Suisse verstaatlichen. Niemand will das, weil alle Angst vor Ermotti und seinem Monster haben.

Die bittere Wahrheit: Die Rechten in der Schweiz – inklusive der SVP – wollen gar nichts machen. Ihre Spielanlage: Analysieren, analysieren, um nach den Wahlen alle wirklichen Massnahmen zu torpedieren.

Reto Lipp lief in Sachen Eigenkapital kurz vor seiner Pensionierung zur Hochform auf. Anders

der brave Urs Gredig. In seiner Sendung nahm Christoph Blocher den Hauptschuldigen Ueli Mauer unwidersprochen in Schutz. Und wollte vom einzig wirksamen Instrument nichts wissen. Anstatt dass Gredig wenigstens beim Eigenkapital hart nachgebohrt hätte, durfte Blocher den einsamen Rufer in der Wüste spielen. Gredig indirekt, so, wie er ist. Nach vorne gedacht, gilt:

**Vorteil 1** — Je höher die harte Eigenkapitalquote ist, desto unattraktiver wird es, aus der UBS – so, wie dies Ermotti will – die grösste Bank der Welt zu machen. Vorbeugen ist besser, als die Schweiz das nächste Mal mit Kriegsrecht zu ruinieren.

**Vorteil 2** — Die Schweiz wird – wenn es wieder so weit ist – auch die neue UBS retten müssen. Wird das Land daran verbluten? Die Gefahr besteht. Mit jedem Prozent mehr Eigenkapital sinkt das Risiko der Schweiz doppelt: Die Bank wird kleiner, und die Banker werden vorsichtiger. 20 Prozent hartes Eigenkapital bedeutet zudem – Stand heute – mindestens 300 Milliarden UBS-Eigenkapital, für das wir nicht haften.

Die Wahlen gewinnt, wer subito eine Volksinitiative «Gegen Würgen durch Bürgen» startet. Mit inhaltlich nur zwei Stossrichtungen: erstens 20 Prozent hartes Eigenkapital für das UBS-Monster. Zweitens Boni-Verbot für Ermotti und Co. Samt Lohndeckel von 5 Millionen. Der Ball liegt auf dem Penalty-Punkt. Wer ist schneller, die Grünen oder die SP? Oder schlafen beiden Parteien die Füsse ein?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Donald Trumps geheimer Friedensplan

Er wollte die Ukraine zur Schweiz Osteuropas machen und den Donbass den Russen überlassen. Beraten wurde Präsident Trump gemäss *Weltwoche*-Recherchen von *Elder Statesman* Henry Kissinger.

Urs Gehriger

**E**r wisse, wie in der Ukraine Frieden zu schliessen sei, erklärte Donald Trump neulich. Die Verhandlungen, die er im Sinn habe, seien «sehr einfach» zu bewerkstelligen. «Ich werde das Problem innerhalb eines Tages gelöst haben», sofern er wieder ins Weisse Haus gewählt werde.

Die Ankündigung klang wie eine typische trumpsche Prahlerei, zumal er sich weigerte, Details über seinen Verhandlungsplan preiszugeben. Doch offenbar steckt mehr dahinter. Wie die *Weltwoche* von Quellen mit direktem Zugang zu Trump erfahren hat, liess er während seiner Amtszeit einen Plan ausarbeiten, der auf eine friedliche Aussöhnung der Nachbarn Ukraine und Russland abzielte.

Dieser sah vor, dass die 2014 völkerrechtswidrig annektierte Krim bei Russland bleiben und der Donbass – der nach Trumps Demission im Zuge der russischen Invasion weitgehend von Putins Truppen erobert wurde – Russland zugeschanzt werden sollte. Moskau würde Garantien abgeben, die neu gezogenen Grenzen zu respektieren. Westliche Staaten wiederum würden Kiew Schutzgarantien aussprechen, für den Fall, dass Russland wortbrüchig werden sollte. Die Ukraine würde jedoch nicht Teil der Nato, sondern ein bündnisfreier und neutraler Staat werden, vergleichbar mit der Schweiz. In der Tat sei das Stichwort «Schweiz» in diesem Zusammenhang explizit gefallen, wie eine Quelle bestätigt, die von Trumps Plänen Kenntnis hat.

## Kein Erzfeind

Trump's Plan zur Aussöhnung sei bis zu seinem Rücktritt im Januar 2021 in Ausarbeitung gewesen und hätte während einer zweiten Amtszeit realisiert werden sollen. Als Joe Biden und die Demokraten an die Macht kamen, drehte der Wind. Statt auf Aussöhnung standen die Zeichen auf Konfrontation.

Anders als Biden sieht Trump in Putin bis heute keinen Erzfeind der USA. Er habe einen guten Draht zum russischen Präsidenten, beteuerte er während seiner Amtszeit stets. Und wiederholt sprach er sich für eine Aussöhnung der zerstrittenen Nachbarn aus. Noch im Jahr



«Grossartige Sache für die Welt»: Trump mit Putin (l.) in Hamburg, 2017.

seiner Abwahl erklärte Trump: «Nun, ich würde sie gerne zusammenkommen sehen.» In Reaktion auf damalige Anschuldigungen Putins, andere Länder versuchten, die Nachbarn Russland und Ukraine zu entzweien, sagte Trump

## Als Joe Biden und die Demokraten an die Macht kamen, drehte der Wind.

am 23. Februar 2020 vor seinem Jungfernflug nach Indien: «Es wäre eine grossartige Sache für die Welt [...] wenn die Ukraine und Russland eine Vereinbarung treffen könnten, in der sie miteinander auskommen.»

Derweil positionierte sich seine Regierung klar hinter der Ukraine. «Im Juli 2018 veröffentlichte das Aussenministerium die Krim-Erklärung, in der unter anderem bekräftigt wurde, dass «die Krim zur Ukraine gehört», schreibt Trumps Aussenminister Mike Pompeo in seinen jüngst veröffentlichten Memoiren «Never Give an Inch». «Die Erklärung war eine Linie der Abschreckung. Sie teilte dem Kreml mit, dass jeder weitere Versuch, die Ukraine einzu-

nehmen, Konsequenzen seitens der Vereinigten Staaten nach sich ziehen könnte.»

Es blieb nicht bei verbalem Beistandsbekundungen. Trumps Regierung rüstete die Ukraine substanziell auf, wie Pompeo darlegt. «Unsere Regierung wusste, dass Putin, wenn wir die Ukraine mit genügend Waffen, Munition und anderen militärischen Ausrüstungsgegenständen ausstatten, zu dem Schluss kommen könnte, dass eine Herausforderung der Ukraine nicht im Interesse seines Landes liegt.»

Trump habe bei der Frage der Aufrüstung zuerst gezögert, schreibt Pompeo. «Der Präsident sträubte sich zunächst gegen die Lieferung von Verteidigungswaffen an die Ukraine, doch wiederholte Bemühungen von Bolton (nationaler Sicherheitsberater), Esper (Verteidigungsminister) und mir überzeugten ihn schliesslich davon, dass es das Richtige für Amerika war.»

Während Trumps Regierung der Ukraine militärisch und politisch beistand, kursierten bereits früh in seiner Amtszeit Meldungen, laut denen der US-Präsident und enge Mitarbeiter Möglichkeiten für einen Frieden zwischen der Ukraine und Russland ausloteten.

«A Back-Channel Plan for Ukraine and Russia», titelte die *New York Times* kurz nach Trumps Amtsantritt im Februar 2017, «mit freundlicher Genehmigung von Trump-Mitarbeitern». In den folgenden Jahren war in der amerikanischen Mainstream-Presse wiederholt zu lesen, Trump stehe unter dem Einfluss von ukrainischen oder russischen Einflüsterern, die ihn auf eine Putin-genehme Lösung einstimmen wollten.

Eine Schlüsselfigur hinter Trumps Ukraine-Plan war jedoch weder ein Russe noch ein russlandfreundlicher Ukrainer. Es sei die graue Eminenz der amerikanischen Aussenpolitik, Henry Kissinger, gewesen, der als beratende Kraft Trumps Bemühungen beistand. Kissinger habe Trump geholfen, einen Plan für die Ukraine auszuarbeiten, so eine Quelle.

In der Tat erinnert der Trump-Plan an Kissingers Skizze für einen Frieden, die dieser im Mai 2022 vorgelegt hatte. (In jüngerer Zeit ist Kissinger davon abgewichen und sieht die Neutralität für die Ukraine nicht mehr als realisierbar an.)

Trump und Kissinger seien seit Jahrzehnten miteinander bekannt. Sie hätten sich an Anlässen in der New Yorker Gesellschaft getroffen. Die beiden hätten oft Zeit in der Loge des ehemaligen New-York-Yankees-Besitzers, George Steinbrenner alias «The Boss», verbracht, wissen langjährige Bekannte Trumps. «Als Trump sich entschloss, als US-Präsident zu kandidieren, liessen wir ihn von Kissinger briefen», so ein langjähriger Mitarbeiter Trumps. Kissinger habe ihm seine Sicht in globalen Schlüsselfragen dargelegt und habe ihn beraten. Trump sei nicht immer gleicher Meinung gewesen wie der Doyen der amerikanischen Aussenpolitik, «aber er lernte höllisch viel von Kissinger».

Bei seinen Gesprächen mit Trump über einen Friedensplan für die Ukraine sei ein Punkt von zentraler Bedeutung gewesen. «Kissinger überzeugte Trump, indem er ihn an die Monroe-Doktrin erinnerte», so eine Quelle. In verknappter Form wird unter der Monroe-Doktrin von 1823 verstanden, dass die USA den amerikanischen Kontinent als «ihre» Hemisphäre beanspruchen, aus der sich der Rest der Welt heraushalten soll.

Wie weit die Friedenspläne bei Trumps Amtsende im Januar 2021 fortgeschritten waren, ist nicht bekannt. Trump hat kürzlich gegenüber

Talkshow-Moderator Sean Hannity in dessen Radiosendung gesagt, er hätte mit Putin «schlimmstenfalls» einen Deal gemacht, der es dem russischen Präsidenten erlaubt hätte, «etwas zu übernehmen». Es gebe «bestimmte Gebiete, die russischsprachig sind». Diese vieldeutigen Aussagen wurden in der TV-Show allerdings nicht ausgestrahlt, wie der *Daily Beast* berichtete.

Fest steht, dass unter Biden in der Ukraine-Politik eine Kehrtwende erfolgte. Zwei Monate nach Amtsantritt nannte Biden Putin in einem TV-Interview einen «Killer». Das Verhältnis zwischen den beiden Ländern sei «sehr schlecht», hiess es darauf aus Moskau, und Biden wolle die Beziehungen zu Russland «definitiv nicht verbessern».

Putin antwortete auf Bidens «Killer»-Kommentar mit einer Gesprächsaufforderung. «Ich würde Präsident Biden gerne anbieten, unsere Diskussion fortzusetzen», aber nicht via aufgezeichnete Statements, sondern «in einem offenen und direkten Gespräch». Derweil begann er erste Truppen an die ukrainische Grenze zu verschieben.

### Ignorierte Fragen

Schliesslich trafen sich die beiden im Mai 2021 in Genf. Putin habe dieses Treffen gewollt, um sowohl Bidens politische Position als auch dessen intellektuelle und geistige Verfassung auszuloten, berichten Zeugen, die beim Gipfel in Genf involviert waren. «Er (Putin) bekam einen tattrigen alten Mann zu Gesicht, der buchstäblich ein Nickerchen machen musste, um den Tag zu überstehen», einen Mann, der von grossen Notizkarten abgelesen habe, die ihm sein Team angefertigt hatte.

Putin habe sofort die Initiative ergriffen und dabei einen sehr forschenden Ton angeschlagen: «Wie können Sie erwarten, dass unser Land es zulässt, dass die Nato vor unserer Haustür steht?» Das würden die Vereinigten Staaten niemals zulassen, habe er mit Bezug auf die Monroe-Doktrin gesagt. «Sie haben eine Doktrin gegen so etwas. Wir haben unsere Doktrin.»

Biden habe ihn angeschaut, gelächelt, seinen Blick gesenkt und die Frage schlicht ignoriert. Schliesslich habe er in Plattitüden geantwortet wie «Wir haben eine lebenslange Freundschaft» oder «Es ist schön, Sie wiederzusehen». Nach dem Treffen habe Putin gewusst, dass er machen konnte, was er wollte. «Das hat er getan, und deshalb tut er es auch heute noch», so eine Quelle.

Was wusste Biden von Trumps Plänen? «Biden trat sein Amt an und wurde umfassend orientiert», erklärt ein Informant. Die nationale Sicherheitsbehörde und das Aussenministerium hätten Bidens aussenpolitisches Team über den Plan informiert. «Sie wussten, was die Kissinger-Trump-Politik sein würde, und weil Trumps Name draufstand, wollten sie sie nicht umsetzen.»

## Berlins Botschaft des Rechtsbruchs

Die Sicherheitspolitische Kommission des Nationalrats hat letzte Woche entschieden, 25 «eingemottete» Kampfpanzer der Schweizer Armee an Deutschland abzutreten. Sie sollen dort und anderswo in Europa jene Panzer ersetzen, welche an die Ukraine geliefert worden sind. Ein falscher Entscheid, der der Ukraine nichts nützt, aber der Schweiz schadet.

In der «Samstagsrundschau» von Radio SRF, die ihm devot das Mikrophon hinreckte, machte jetzt auch der deutsche Botschafter in der Schweiz mächtig Druck: «Wir erwarten von der Schweiz, dass sie in bestimmten Stellen über ihren neutralistischen Schatten springt», schnarrte der Diplomat Michael Flügger ziemlich un-diplomatisch.

«Es stellt sich die Frage, ob die strenge und altmodische Auslegung der Haager Konventionen völkerrechtlich nicht überholt ist», meint Flügger im Schweizer Staatsradio weiter. Offenbar sind Rechtssicherheit und gültiges internationales Recht für ihn altmodisch und überholt.

Man kann sich etwa vorstellen, was in Deutschland abginge, wenn der brave bis unterwürfige Schweizer Botschafter in Berlin in dieser Art seine Erwartungen ans Gastland formulieren würde. Aber die Schweiz lässt ja alles mit sich machen. Hat es nicht der amerikanische Botschafter vorgemacht?

Es gab schon einmal eine Zeit, in der unser nördliches Nachbarland die demokratischen und rechtsstaatlichen Schweizer Zustände als völlig antiquiert abtat. Um danach einen brutalen Vernichtungskrieg gegen Russland loszutreten, bei dem alle Begriffe der Haager Konventionen mit Füüssen getreten wurden.

Eines ist sicher: Hätte Deutschland im Zweiten Weltkrieg die Schweiz wie so viele andere Länder überfallen, würde der deutsche Botschafter Michael Flügger keine solchen Töne spucken. Jedenfalls würden Polen, Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Dänemark, Norwegen oder Griechenland einem Gesandten Deutschlands ziemlich nachdrücklich den Kopf waschen, wenn er eines der genannten Gastländer öffentlich zum Rechtsbruch auffordern würde.

Christoph Mörgeli



Es gab eine Zeit: Diplomat Flügger.



«Wir haben extra einen Animateur beauftragt...»

---

# Wie man eine Bank rettet

Finanzministerin Karin Keller-Sutter erklärt die Übernahme der CS durch die UBS für alternativlos. Ich habe Zweifel und empfinde den eingeschlagenen Weg als wenig schweizerisch.

Thilo Sarrazin

**D**ie ehemals stolze Credit Suisse hat einige Jahre schlechter Führung hinter sich, machte durch diverse Skandale von sich reden und schrieb wiederholt Verluste aufgrund riskanter und offenbar schlampig konzipierter Geschäfte. Nach den jüngsten Turbulenzen wird sie von der UBS für drei Milliarden Franken übernommen. Für die Finanzministerin Karin Keller-Sutter war die Übernahme offenbar alternativlos. Das lässt sich von aussen schwer beurteilen. Aber ich habe Zweifel. Diese begründen sich mit meinen eigenen Erfahrungen bei der Rettung einer grossen Bank.

Die Berliner Bankgesellschaft hatte in den neunziger Jahren in grossem Stil kreditfinanzierte Steuersparmodelle im Immobilienbereich finanziert. Als sich der Immobilienmarkt abkühlte, entstanden grosse Lücken bei der Kreditbesicherung. Vor 22 Jahren, im Frühling 2001, geriet die Bank deshalb in eine existenzbedrohende Schieflage, als die Wirtschaftsprüfer beim Jahresabschluss 2000 die Werthaltigkeit eines Teils des Kreditportfolios in Frage stellten und das Testat verweigerten. Das Land Berlin sah sich als Hauptaktionär gezwungen, 3,5 Milliarden D-Mark frisches Geld in die Bank einzuschliessen. Das reichte zwar, um die Bilanzlücke des Jahres 2000 zu schliessen, aber unmittelbar nach dem Jahresabschluss tauchten neue Löcher auf, und gleichzeitig machten Geschichten über das Luxusleben der Vorstände die Runde.

## Fass ohne Boden

Über dem Berliner Bankenskandal zerbrachen im Juni 2001 die damalige Koalition von CDU und SPD und der von ihr gestellte Senat. Nach Neuwahlen und der Bildung einer rot-roten Koalition wurde ich unter dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit im Januar 2002 Finanzsenator und sollte das Desaster irgendwie bewältigen. Aufgrund weiter anwachsender Bewertungslücken sahen sich die Wirtschaftsprüfer zu einem Testat für das Jahr 2001 nicht in der Lage. Die Bankenaufsicht drohte mit der Schliessung der Bank. Kurzfristig bestand die Wahl zwischen Insolvenz, Abwicklung und staatlicher Stützung. Das Erstere war für die

Kundenbeziehungen der Bank und den Wirtschaftsstandort Berlin nicht akzeptabel, das Zweite hätte zu lang gedauert, und Letzteres drohte ein Fass ohne Boden zu werden.

Auf meinen Vorschlag hin entschied sich der Senat gleichwohl für die dritte Lösung: Das Land Berlin gewährte für die unzureichend abgesicherten Immobilienkredite eine Bürgschaft von 21,5 Milliarden Euro, die grösser war als der gesamte Landeshaushalt. Das löste in der Öffentlichkeit einen anhaltenden Proteststurm aus, aber so bekam die Bank erneut eine testierte Bilanz. Der Senat beauftragte mich mit der Suche nach einem Käufer, notfalls zu einem Euro. Aber es fand sich niemand, und so entschied der Senat auf meinen Vorschlag hin,

## Die Risiken trägt der Steuerzahler, und die Chancen gehen an private Aktionäre.

die Sanierung im Eigentum des Landes durchzuführen. Dafür ernteten wir vernichtende Zeitungskommentare mit dem Vorwurf absurder Kompetenzanmassung, und ich musste grosse persönliche Angriffe erdulden. Aber die Sanierung gelang:

1 — Die Bank wurde verkleinert und einige Geschäftsfelder verkauft. Das war die Voraussetzung für die Beihilfegenehmigung aus Brüssel.

2 — Das Immobiliendienstleistungsgeschäft mitsamt all seinen faulen Krediten wurde an eine Landesgesellschaft übertragen, deren Aufsichtsrat ich führte. Dort wurden die Engagements über Jahre hinweg in Ruhe abgewickelt, und am Ende blieb sogar ein beträchtlicher Überschuss übrig. Kein einziger Cent der Landesbürgschaft von 21,5 Milliarden Euro wurde je in Anspruch genommen.

3 — Die sanierte Bank verkaufte das Land Berlin 2007 kurz vor dem Ausbruch der weltweiten Finanzkrise für 5,3 Milliarden Euro an den Deutschen Sparkassen- und Giroverband. So konnte die Bank, statt, wie befürchtet, zum Sargnagel der Landesfinanzen zu werden, durch den Verkaufserlös einen beträchtlichen Beitrag zu deren

Konsolidierung leisten, und dem Standort Berlin blieb eine starke Landesbank erhalten. Beim Verkaufsprozess beriet mich übrigens ein in Frankfurt basiertes Team der UBS Deutschland. Im Zuge der Sanierung wurde der Aufsichtsrat weitgehend neu besetzt und das Führungspersonal der ersten und zweiten Ebene grösstenteils ausgetauscht. Es ging auch um einen Mentalitätswechsel. Das alles gelang im staatlichen Eigentum. Das Land Berlin ging ins Risiko, und es wurde dafür materiell reich belohnt.

## Am Ende winkt ein Mehrertrag

Wie damals bei der Berliner Bankgesellschaft stehen heute auch bei der Credit Suisse gesunde Geschäftsbereiche und schlechte Risiken nebeneinander, und wie damals auch kommt es darauf an, dass ein kompetentes und glaubwürdiges Management beides sauber voneinander trennt. Das kostet Zeit und Geduld, aber am Ende winkt ein erheblicher Mehrertrag. Den dafür nötigen sicheren Rahmen und die Vertrauensbasis an den Märkten hätte man auch schaffen können, indem sich der Schweizer Staat für einige Jahre an der Credit Suisse beteiligt hätte. Für das eingegangene Risiko wäre er nach einigen Jahren mit einer entsprechenden Wertsteigerung seines Aktienpakets belohnt worden, und dem Bankenstandort Schweiz wäre eine zweite Grossbank erhalten geblieben.

Jetzt geht der gesamte künftige Mehrertrag aus der Sanierung der Credit Suisse an die Aktionäre der UBS, die somit ungerechtfertigt bereichert werden. Der Bankenstandort Schweiz ist um eine Grossbank ärmer. Künftige Finanzminister und Nationalbank-Präsidenten sind vor eine kaum lösbare Aufgabe gestellt, wenn es einmal darum gehen sollte, den Rettungsschirm für eine übermächtig gewordene UBS aufzuspannen.

Ich habe an der Schweizer Mentalität immer die Verbindung von gesundem Geschäftssinn, Sparsamkeit und ausgeprägtem Risikobewusstsein bewundert. Insofern empfinde ich den jetzt eingeschlagenen Weg zur Rettung der Credit Suisse als wenig schweizerisch: Die Risiken trägt der Steuerzahler, die Chancen gehen an private Aktionäre.

# Mrs George Camerons Platz an der Sonne

Eine Lady geht auf Trophäen-Jagd.

Michael Bahnerth

Sie hiess offiziell Mrs George Cameron, ihr Vorname war Daphne, und sie war eine Lady. Viel mehr weiss man heute nicht mehr von ihr. Da ist nichts, weder in alten Zeitungsartikeln noch im Netz, da ist nur diese Fotografie. Es gibt einen auffindbaren George Cameron, der vom Alter her ihr Mann hätte gewesen sein können, aber dieser George war Alt-orientalist, und Lady Daphne sieht nicht aus, als ob sie mit einem Altorientalisten viel hätte anfangen können.

An einem Tag im Jahre 1959 war sie auf alle Fälle in Palm Beach, Florida, im Haus von Laddie Sanford. Sanford war ein bisschen alles und vor allem ein Playboy. Er war reich, Grosswildjäger, er jagte Elefanten, Tiger und Frauen. Verheiratet war er mit der Schauspielerin Mary Duncan, aber vermutlich spielte er ihr etwas vor.

## Der Eleganz verpflichtet

An diesem einen Tag im Jahre 1959 drapierte sich Lady Daphne in Laddies Trophäenraum auf einem Tigerfell, Hollywoods Promifotograf Slim Aarons fotografierte sie als eine weisse Schönheit der Unschuld voller dunklem Sex-Appeal, deren Lippen aus jedem Tiger der Welt eine Schmuskatze werden lassen. Lady Daphne wurde zur unbekanntesten Unsterblichen aller Zeiten. Und zur Erfüllung damals, wie heute wohl auch noch, gängiger männlicher Sehnsüchte; aussen Göttin, innen grenzenlos abgründig.

Wie unschuldig, wie simpel die Welt damals schien, wie fraglos es war, eine Frau auf einem toten Tiger als ästhetisch-erotische Ikone, als lebendige und vielleicht unerreichbare Jagdbeute zu stilisieren. Damals, als der Mond noch weit weg war, als Krieg war in Vietnam, das ganze *love-peace-and-happiness*-Zeugs und Frauen, die ihre Büstenhalter verbrannten, um sich zu befreien von einengenden Zwängen. Und doch lag in diesen schwarz-weissen Tagen schon die Saat jener gelegentlich irritierend bunten Epoche, durch die wir heute taumeln, dieser verwirrenden Zeit, die vielleicht zur verirrenden wird, einer, die das Wohl und



Saat einer bunten Epoche: Lady Daphne auf einem Tigerfell in Palm Beach, 1959.

die Freiheit der Individuen mit ein paar guten, aber auch mit einem ganzen Haufen von eher seltsamen Einschränkungen zu finden hofft.

Als Lady Daphne auf dem Tigerfell Platz nahm, waren die Reichen noch anders, wie Aarons das am Ende seines Lebens Anfang der zoooer Jahre formulierte. Jetzt seien die Reichen zwar noch reicher, aber auch irgendwie ärmer. Das gilt, so scheint es, ein wenig für die ganze Welt.

Damals war die Zeit, als Reichtum sich noch zu Eleganz verpflichtet fühlte, auch was die eigene Erscheinung anbetraf. Männer trugen Smokings, Frauen umwerfende Kleider und hatten eine innere Haltung der Eleganz. Es waren Frauen, die unermesslich viel Geld geheiratet hatten, die wussten, dass Geld länger

bleibt als Glück, Frauen, die, wie der Schriftsteller Truman Capote schrieb, Künstlerinnen waren und sich als inspirierendes Œuvre einer lebendigen Skulptur geschaffen hatten.

## Aussterbende Rasse

Sie waren die Schwäne auf dem Fluss des Lebens, von unbeflecktem Weiss und hochgerecktem Stolz, und all die andern durften am Ufer stehen und ihnen beim Vorbeitreiben zuschauen und träumen. Sie waren von Geburt an eine aussterbende Rasse, sie belebten die Erde nur für eine Generation, und dann verschwanden sie für immer.

Wer weiss schon, ob sie glücklicher waren oder unglücklicher als die vielen kleinen Entchen, die in Ufernähe umherdümpeln.

# Niedergang einer Erfolgspartei

Die SVP Zürich veränderte die Schweiz, weil sie keine Rücksicht auf Befindlichkeiten nahm. Heute erinnert die einst gefürchtete Truppe an einen Unterstützungsverein für Amtsträger.

Hubert Mooser

**D**er neue Präsident der SVP Zürich, Domenik Ledergerber, ist gut gelaunt. Es ist Sonntagnachmittag, und Ledergerber hat eben die ersten Resultate der kantonalen Wahlen in Luzern und Genf hocheifrig zur Kenntnis genommen. Die SVP liegt überall vorne. «Das ist doch schon einmal ein gutes Zeichen für die eidgenössischen Wahlen im Herbst», findet der Diplomlandwirt. Die Ergebnisse in Luzern und Genf, aber ebenso im Tessin zeigen ihm auch, was in Zürich möglich gewesen wäre mit einer etwas besseren Mobilisierung der Wähler.

## Grösste Schlappe seit Jahrzehnten

Seine SVP Zürich konnte bei der letzten Kantonsratswahl im Februar nur um 0,4 Prozentpunkte zulegen – obwohl die politische Grosswetterlage günstig ist und die Partei vor vier Jahren um 5,5 Prozentpunkte abgestürzt war, also viel Aufholbedarf hat. Dabei sind die Themen der SVP hoch im Kurs. Das Land wird von Asylsuchenden, Flüchtlingen und Zuwanderern überflutet. Unter dem Eindruck des Ukraine-Krieges demontieren heimatmüde Politiker von links bis rechts die Schweizer Neutralität. Die Unzufriedenheit wächst, und davon profitiert bei Wahlen die SVP, die diese Themen bewirtschaftet.

Warum zog die Zürcher Kantonalpartei daraus keinen Profit? Kamen die Wahlen zu früh, wie Ledergerber vermutet? Das Thema Asyl und Zuwanderung dringe jetzt erst so richtig ins Bewusstsein der Leute, findet Ledergerber, der seit August 2022 die Partei leitet. Er ist gefordert, denn die siegesgewohnte Zürcher SVP hat seit dem Absturz von 2019 den Tritt verloren. Jahrzehntlang war sie eine Art Lokomotive der SVP Schweiz auf ihrem Weg zur wählerstärksten Formation im Lande – bis sie die grösste Schlappe seit Jahrzehnten erlebte, auch wenn sie immer noch die stärkste Fraktion im Kantonsrat bildet.

Seither ist Sand im Getriebe. Das lässt sich auch daran zeigen, dass die SVP Zürich in den



*Verlockungen des Mainstreams:*  
Präsident Ledergerber.

letzten vier Jahren vier Präsidenten und drei Parteisekretäre verschlissen hat. Ledergerber musste sich nach seinem Amtsantritt zuerst wochenlang mit der Besetzung von zentralen Jobs im Parteisekretariat auseinandersetzen. Der SVP-Präsident, von Beruf Bauer, ist kein Hasardeur, er hat die Füsse fest auf dem Boden. Und ihm ist klar, dass die Zeiten vorbei sind, in denen die Wähler beim Label SVP einfach

ein Kreuz machen, weil diese Partei konsequenter, verlässlicher und berechenbarer für die Wähler politisiert oder eben wirklichkeitsnaher.

Die Zürcher SVP-Basis ist schwieriger geworden. Es gebe viele «Sensibelchen», die sofort aufheulten, wenn die Partei mit gewagten Plakataktionen für ihre Anliegen trommle, sagt ein Mandatsträger. Das Wachstum der Partei habe zudem viele angezogen, die weniger aus Überzeugung, sondern aus Karrieregründen in die Politik drängten.

So wird Dübendorf, die viertgrösste Stadt des Kantons Zürich, von SVP-Politiker André Ingold präsiert, der in einem SRF-Fernsehbeitrag vom Bevölkerungswachstum seiner Gemeinde schwärmte. «Wir werden Leute aus dem Ausland brauchen. Das ist wichtig für den Wirtschaftsstandort Zürich und die Gesamtschweiz.» Kurz: Der Dübendorfer Präsident befeuert die Zuwanderung, während seine Partei diese in allen ihren Ausprägungen und Formen energisch bekämpft.

## Neuer Parteikurs

Natürlich gab es immer Abweichler bei der SVP. Aber seit der Corona-Pandemie und dem darauffolgenden Ukraine-Krieg hat man den Eindruck, dass sich innerhalb der Zürcher SVP Gräben aufgetan haben; eine Reihe von SVP-Politikern, angefangen bei den beiden Regierungsräten Natalie Rickli (Corona) und Ernst Stocker (Ukraine-Krieg), scheinen zeitweise den Verlockungen des Mainstreams erlegen zu sein.

Eine zweigeteilte Zürcher SVP erlebte man auch bei der Nomination des Kandidaten für den Ständeratswahlkampf. Nach dem Rücktritt von Ruedi Noser (FDP) hat die Partei die Chance, den Sitz in der Kleinen Kammer zurückzuholen, den die SVP Zürich 2007 verlor. Zwei haben sich dafür beworben, die Nationalräte Gregor Rutz und Alfred Heer. Der frühere SVP-Schweiz-Generalsekretär Rutz gewann die parteiinterne Wahl knapp, mit sieben Stimmen



vor Heer, dem früheren Kantonalpräsidenten. Ledergerber spricht von einem «Fast-Zufalls-ergebnis», aus dem sich keine Schlüsse über einen eventuellen neuen Parteikurs ziehen liessen.

Vielleicht war der Entscheid dennoch mehr als bloss eine Nominationsveranstaltung. Rutz steht für die brave Zürcher SVP, die zwar auf Linie politisiert, aber weniger provokativ auftritt und nicht auf den Mann oder die Frau spielt. Heer eilt dagegen der Ruf eines Hardliners voraus, der auch einmal kompromisslos draufhaut. Vielleicht wäre es anders herausgekommen, wenn der ehemalige Regierungsrat Markus Kägi seine Fürsprache nicht etwas unbedarft und plump mit den Worten eingeleitet hätte, Heer habe ihn beauftragt, ein paar nette Worte über ihn zu sagen. Ein flammendes Plädoyer für einen Kandidaten geht anders.

### **Blocher, Maurer, Bortoluzzi**

Um die Veränderungen bei der SVP wahrzunehmen, muss man ein paar Jahre zurückblicken. Die Partei setzte mit ihrem provokativen Stil neue Massstäbe im Politmarketing. Wenn die Zürcher mit einem Messerstecher-Plakat auf die Ausländerkriminalität aufmerksam machten, heulte das ganze Land auf. Die Moralisten in den Zeitungsredaktionen schrieben sich die Finger wund. Meistens stimmte der Softie-Flügel der SVP in diesen Chor der Entrüsteten ein. All die Aufschreie nützten nichts. Die Partei eilte von Erfolg zu Erfolg.

Als Christoph Blocher 1977 die SVP Zürich übernahm, hatte sie 32 Sitze im Kantonsrat. Als er das Amt 2003 abgab, hatte sie ihre Sitz-

### *Mit dem Zuwachs an Wählerstimmen wurde der Geist des Protestes geschwächt.*

zahl fast verdoppelt und war im Kanton zur stärksten politischen Formation aufgerückt. Im Gleichschritt mit der SVP Zürich wuchs auch der Wähleranteil in der Schweiz. Bei den Nationalratswahlen 1975 dümpelte die Partei bei bescheidenen 9,9 Prozent und war die kleinste Bundesratspartei. 2015 kam die SVP auf einen Wähleranteil von fast 30 Prozent, ein für Schweizer Verhältnisse schier unglaublicher Wert.

Natürlich ist der Jahrhundertpolitiker Christoph Blocher die grosse Galionsfigur der SVP. Aber damals stachen neben ihm noch andere SVP-Vertreter hervor: Ueli Maurer, Walter Frey, Christoph Mörgeli, Toni Bortoluzzi, Max Binder. Wo sind heute die grossen Aushängeschilder der SVP nebst einem Roger Köppel, der abtritt, und dem Bankier Thomas Matter, der als Vizepräsident der nationalen Partei wirkt? Der SVP Zürich fehlt es an zugkräftigem Personal. Zum Problem wurde dies bei der Nachfolge

für Ueli Maurer. Nach der Absage von Köppel und Matter musste die Partei den wenig profilierten Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt ins Rennen schicken, der zuvor als Nationalrat unter anderem deshalb zurückgetreten war, weil ihm der pointierte Stil der SVP nicht passte.

Fakt ist: Mit dem Zuwachs an Wählerstimmen und der grösseren Regierungsverantwortung wurde der Geist des Protestes geschwächt. Die SVP Zürich muss aufpassen, dass sie sich nicht zum blossen Unterstützungsverein für ihre Exekutivmitglieder wandelt. Wo Politik aus administrativer Perspektive, also mit Blick auf die eigenen Regierungsräte, vor allem umsetzungsorientiert gedacht wird, verliert die politische Debatte an Gewicht und die Partei an Biss. Dies kann man bei der Lega im Tessin beobachten, die einst den Südkanton mit ihrem konsequenten, angriffigen Politstil vor sich hertrieb und aufmischte, dann immer stärker Regierungsverantwortung übernahm und nun bei den letzten Wahlen am Wochenende absackte. Profitiert hat davon die SVP Tessin, die als Oppositionskraft auftrat.

Die SVP Zürich nahm in ihrer Aufbruchphase selten Rücksicht auf die eigenen Exekutivmitglieder. 2005 kam es zu einem Eklat. Weil der damalige SVP-Regierungsrat Christian Huber bei finanzpolitischen Themen eine andere Position vertreten musste als die SVP, kam es zu einem Zerwürfnis. Die SVP-Politiker Alfred Heer, Ueli Maurer und Werner Vetterli gingen den Regierungsrat öffentlich hart an. Die Attacken gingen Huber nahe, er gab seinen Rücktritt, und die SVP verlor bei der Ersatzwahl den Sitz an den CVP-Mann Hans Hollenstein.

### **Rechts überholt**

Es dauerte sechs Jahre, bis Ernst Stocker den Sitz zurückholte. Seither geht man mit den eigenen Regierungsräten pfleglicher um, sie haben auch parteiintern an Einfluss gewonnen, wie viele in der Partei bestätigen. Man pflege sie fast wie Säulenheilige. Ledergerber betont indessen, dass die Zürcher SVP keineswegs Rücksicht nehme auf ihre Regierungsräte, und verweist auf einen ganzen Stoss an finanzpolitischen Vorstössen, mit denen man dem eigenen Finanzdirektor Stocker Beine machen wolle.

Tatsächlich versuchen Formationen wie «Aufrecht» oder «Mass-voll!», rechts der SVP Zürich einen Platz zu finden. Sie stören sich an der Politik von SVP-Regierungsrätin Natalie Rickli, die als Zürcher Gesundheitsdirektorin in der Corona-Zeit einen harten Kurs fuhr. Die Schlagworte, die sich «Aufrecht» und «Mass-voll!» auf die Fahnen geschrieben haben, sind auch bei den Zürcher SVP-Regierungsräten in Sonntagsreden beliebt: Freiheitsrechte, Eigenverantwortung, Föderalismus. Bauer Ledergerber muss nun schauen, dass werktags gemacht, was sonntags versprochen wird.

## «Wind of Change»: Krieg statt Frieden

Die Scorpions aus Hannover passen ihren Welthit «Wind of Change» der Kriegslage in der Ukraine an: diesmal mit dem Wunsch für einen Sieg der Ukraine über Russland.

Künstler sind weder Politiker noch Analytiker, sondern sie folgen Impulsen und Eingebungen, die von Gefühlen gespeist werden. Nur so konnten die Scorpions, die weltweit erfolgreichste deutsche Band, in der Vorahnung des Mauerfalls von 1989 ein Ding rausbauen wie «Wind of Change» mit der Zeile «I follow the Moskva down to Gorky Park. Listening to the wind of change». Und dann das Pfeifen im Wind, wie schön. Ein Friedenssong zum Fall des Eisernen Vorhangs, ein Hoffnungssong.

Allerdings hat sich die Welt seither weitergedreht, hat sich gedreht wie der Wind, aus der alten Gegnerschaft zwischen Ost und West wurde eine neue, derzeit schiesst sich der Westen unter der Führung der USA gemeinsam auf Russland ein, mit Hilfe eines korrupten Staates, der keine Bedenken kennt, den regionalen Konflikt zu einem Weltenbrand eskalieren zu lassen.

Ein Ersatzkrieg ist ausgebrochen, den keiner vorhersehen konnte, aber manche befürchtet hatten: Die Nato hatte sich entschlossen, nach dem Zerfall des Sowjetimperiums auf Schnäppchenjagd zu gehen, während Putin das einstige Riesenreich so gut wie möglich zusammenzuhalten versucht. Schwierige Gefechtslage für einen Song. Zumal einen Friedenssong.

Mein einstiger Freund Udo «Rock gegen rechts» Lindenberg hat in Interviews Truppenbetreuung für die Ukraine geliefert, jetzt zieht der grössere deutsche Act nach. Die Zeile ist angepasst: «Now listen to my heart – It says Ukrainia, waiting for the wind to change.» Mit Erfolg: Die Neufassung wurde eine Milliarde Mal auf Youtube heruntergeladen. Dennoch, lieber Klaus Meine, Leadsänger: Wären nicht die Einstellung aller Waffenlieferungen und sofortige Verhandlungen der schnellste Weg zum Frieden? Müssen denn Musikstücke dem Lauf der Geschichte angepasst werden?

Beethoven hat seine «Eroica» nach Napoleons Niederlagen auch nicht umkomponiert. Und wenn schon: Könnte man nicht einfach «Ukrainia» durch «The World» ersetzen, denn es sind Menschen in aller Welt, die dort, angesichts des Kriegs in der Ukraine, auf den Wind der Veränderung warten und das Töten lieber heute als morgen beenden möchten. *Matthias Matussek*

# Sie erträgt die Welt nur im Kopfstand

Bestseller-Autorin Ulrike Guérot kritisierte Deutschlands Corona- und Ukraine-Politik. Darauf verlor sie ihre Stelle als Professorin. Jetzt äussert sie sich zur Hexenjagd gegen sie.

Roman Zeller

**M**ittagessen in Berlin-Mitte. Ulrike Guérot erscheint verspätet, aber bestens gelaunt. Ihr Leben spielt seit eineinhalb Jahren verrückt. Vor wenigen Wochen wollte sie nach Indien, um abzuschalten, durchzuatmen und Körper und Geist zu entschlacken. Doch einen Tag nach ihrer Ankunft in Mumbai erfährt die 59-jährige Professorin

Berlin

mikroskopisch genau entdeckt und angeprangert worden waren.

Ulrike Guérot kämpft gegen die «Fehde» von FAZ, Spiegel und Co. Das ganze politische Establishment habe eine «Rufmordkampagne» gestartet, die das «Phänomen Ulrike Guérot» zur verhassten «Projektionsfläche» auserkoren hat. Sie sei die «Hexe» in einem laufenden Verbrennungsprozess, die sogenannte «umstrittene» Ulrike Guérot. Sie sagt dazu: «Thesen können umstritten sein, aber nicht Personen. Personen werden in einer Demokratie nicht ausgegrenzt, aber so funktioniert der Diskurs, ich bin jetzt umstritten.»

Guérot wünscht sich, dass ihre Bücher im Hörsaal diskutiert werden. Beispielsweise ihr Werk «Wer schweigt, stimmt zu». Oder ihre eben erschienene Aufarbeitung der letzten dreissig Jahre, die zum Krieg in Europa geführt haben. «Ich würde prinzipiell an die Uni Bonn zurückkehren, das würde ich mir noch immer wünschen.»

Sie würde auch in die grossen Talkshows zurückkehren, wo ihre Auftritte stets heftig diskutiert wurden, zum Beispiel bei «Markus Lanz», besser bekannt als «Lanz-Tribunal». Wie war das damals, «vier gegen eine», wo Ulrike Guérot schnell wusste, «dass ich da nicht mehr rauskomme»? Nicht nur die Waffenlieferantin vom Dienst, Marie-Agnes Strack-Zimmermann (FDP), prügelte auf die Europa-Professorin ein. Auch der Star-Moderator fiel ihr ständig ins Wort.

Guérot: «Ich war ja in dieser «Lanz»-Sendung tatsächlich sekundenweise da, wo ich gesagt habe, ich müsste aufstehen und gehen.» Sie blieb. Live-Kameras. Aber der «Herdentrieb» sei schon schlimm gewesen, sagt sie. Noch schlimmer: «Dieses Gefühl, dass die Vernunft nicht mehr zählt.» Rückblickend meint sie: Spätestens da hätten auch Mainstream-Medien merken müssen, «dass in dieser Demokratie doch irgendwie etwas schief läuft».

Es gab keinen Aufschrei. Nicht einmal die jungen, lauten Feministinnen wie Sophie Passmann, Margarete Stokowski und Co., die sonst immer Witterung aufnehmen, wenn einer Frau öffentlich übers Maul gefahren wird, jaulten

auf. Obwohl Ulrike Guérot eigentlich fast schon ein *role model* der selbstbestimmten Frau abgibt: alleinerziehend, beruflich erfolgreich, meinungsstark in der Öffentlichkeit, eine im Grunde linke Professorin, die mit ihren roten Haaren und knalligen Kleidern einen Farbtupfer in der männerdominierten Expertenlandschaft darstellt.

## Omas Rat

Aber von Unterstützung keine Spur. Fühlt sie sich gerade von den Frauen im Stich gelassen? Guérot antwortet nachdenklich: «Wenn Sie mich so ehrlich fragen, habe ich mir schon öfter gedacht, wann gibt es mal einen, der einfach nur sagt, egal, ob Mann oder Frau: «Lasst die Frau in Ruhe!»» Stattdessen liessen auch Freunde sie fallen. Guérot zitiert Hannah Arendt,

*Nicht einmal die Feministinnen, die sonst immer Witterung aufnehmen, jaulten auf.*

dass in der schlimmsten Krise nicht die Worte der Feinde, sondern der fehlende Support der Freunde das Schmerzlichste sei. Besonders aber stört sie ihre Erkenntnis über Deutschland: «Ich bin offensichtlich umgeben von 80 Prozent Bürgern, die im Handumdrehen bereit waren, Demokratie und Freiheit auf den Tisch zu legen für ein Virus – und schlimmer noch, das kann jeden Tag wieder anfangen.»

Wie hält sie das alles aus? «Die Yogamatte», antwortet Guérot. Sie übt täglich den Kopfstand, so sieht sie die Welt andersherum. Zudem hilft ihr der rheinische Humor ihres Vaters. Während ihre Oma immer sagte: «Das beste Ruhekitzen ist ein gutes Gewissen.»

Ulrike Guérot, Matthias Burchardt:

Das Phänomen Guérot. Demokratie im Treibsand. Klarsicht, 144 S., Fr. 28.90

Das ausführliche *Weltwoche*-Gespräch mit Ulrike Guérot finden Sie auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch) und [www.weltwoche.de](http://www.weltwoche.de). Die Ausschnitte des Video-Interviews wurden im Internet innert weniger Tage über eine halbe Million Mal aufgerufen.



Intensität des Lebens: Guérot, 59.

für Europapolitik von ihrer Freistellung an der Universität Bonn. Als sie zurück nach Deutschland kommt, stirbt gleich am nächsten Tag ihr Vater. Trotzdem sagt sie: «Mir geht es gut, danke!»

## Farbtupfer in der Männerdomäne

Die Intensität des Lebens und der prasselnde Regen der Kritik sind für sie nichts Neues. Während der Corona-Pandemie trat sie für Freiheit ein, während des Ukraine-Krieges für Frieden. Die Universität Bonn distanzierte sich erst von ihr, um sie dann wie eine heisse Kartoffel fallen zu lassen, nachdem neben den öffentlichen Kontroversen auch noch angebliche Plagiate in einem ihrer Sachbücher

# Auf der Suche nach den Patrioten

Heissa! Einmal mehr konnten unsere Journalisten bejubeln, dass die Schweiz untergeht.



**M**anchmal lohnt es sich, den journalistischen Quatsch von früher zu lesen, bevor man sich dem journalistischen Quatsch von heute zuwendet. Dann sieht man, wie sich die Geschichte des Quatsches wiederholt.

Lesen wir darum, was unsere Journalisten im Herbst 2008 so alles geschrieben haben. Die Grossbank UBS brauchte damals einen staatlichen Kredit von 68 Milliarden Franken, um nicht in ein Liquiditätsproblem zu rutschen.

Damit war es damals um die Schweiz und die UBS geschehen.

Der Staatskredit, so wusste die *Aargauer Zeitung*, habe «verheerende Konsequenzen für das Unternehmen und unser Land». Die Schweiz und ihre Banken, so wusste die *Berner Zeitung*, hätten nun eine «ruinierte Reputation». «Die UBS könnte von einer ausländischen Bank übernommen werden», gruselte sich der *Tages-Anzeiger*.

Und natürlich war es ein «Debakel», tönte die NZZ. Nein, ein «Desaster», präziserte der *Blick*.

Alles Quatsch.

Vom beschworenen Imageschaden für Land und Bank gab es dann weit und breit keine Spur. Die UBS wurde ab 2008 zu einer der erfolgreichsten Banken weltweit. Die Kunden rannten ihr die Türen ein, und die Summe der verwalteten Vermögen explodierte auf über vier Billionen Franken.

Und die Schweiz, diese 2008 definitiv gescheiterte Nation? Im «Best Countries Report», der jährlich die beliebtesten Länder dieser Welt auflistet, steht sie seit damals regelmässig an der Spitze.

Damit wären wir in der Gegenwart. Wieder erlebten wir in den letzten zwei Wochen das

selbe seltsame Ritual. Seit die UBS die Credit Suisse übernahm, ist es um die Schweiz erneut geschehen. Wann immer die Schweizer Journalisten einen Anlass finden, um ihr Heimatland als kaputte Konstruktion zu diffamieren, die kurz vor dem Untergang steht, dann nutzen sie diesen Anlass mit Begeisterung.

«Die Schweizer Identität wankt», leitartikelte mit gehörigem Pathos der *Tages-Anzeiger* zum UBS-CS-Deal und legte dann mit der bizarren Formulierung nach, es handle sich hier um «eine Nahtoderfahrung». «Die Schweiz,

*Auch Schnappatmung, so lernten wir immerhin, kann zu einem Nahtoderlebnis führen.*

eine Bananenrepublik?», schadenfreute sich die *Berner Zeitung*.

Und natürlich war es wieder ein «Debakel», tönte die NZZ. Nein, ein «Desaster», präziserte der *Blick*.

**W**arum ein Land seine Identität verliert, wenn 732 Jahre nach dessen Gründung eine heimische Bank eine andere heimische Bank aufkauft, konnte im Sturm der publizistischen Aufregung argumentativ leider nicht mehr belegt werden. Auch Schnappatmung, so lernten wir immerhin, kann zu einem Nahtoderlebnis führen.

Logischerweise liessen sich auch die Journalisten des staatsnahen Radios und Fernsehens die Chance auf ein Bashing an der Heimatfront nicht entgehen, getreu ihrem

Ruf. «Imageschaden für das Land», wusste die «Tagesschau», und die «Arena» fasste mit einer rhetorischen Frage nach: «War's das vom Erfolgsmodell Schweiz?»

Die Frage war darum verwirrt, weil sie zwingend davon ausging, dass es zuvor ein «Erfolgsmodell Schweiz» gegeben haben muss – sonst könnte es ja nicht verschwinden. Dass die Schweiz ein «Erfolgsmodell» sei, hatte man von den SRG-Journalisten von der «Tagesschau» über das «Echo der Zeit» bis zur «Rundschau» allerdings noch nie gehört.

**S**chweizer Journalisten sind keine Patrioten. Wenn schweizerische Institutionen oder Traditionen angegriffen werden, schlagen sie sich in aller Regel reflexartig auf die Seite der Kritiker. Wenn es ausländische Kritik an der Schweizer Neutralität gibt, applaudieren Schweizer Journalisten wie verrückt. Kritik an der Schweizer Steuerpolitik, Asylpolitik, Sanktionspolitik – in Scharen laufen dann die Schweizer Journalisten zum Feind über.

Ich habe viele Jahre auch in Italien gelebt, weil ich dort einen Zeitschriftenverlag besass. Interessant zu beobachten war dort der gegenteilige Effekt. Wenn Italien unter Druck geriet, etwa wegen seiner Finanz- oder Flüchtlingspolitik, dann kam es auch unter den kritischen Journalisten zu einem patriotischen Zusammenschluss. Dann standen sie Schulter an Schulter und verbateten sich solche Kritik, in den linken genauso wie in den konservativen Blättern. Alle sagten sich: «Forza azzurri.»

Nein, Schweizer Journalisten sind wirklich keine Patrioten. Keiner sagt: «Hopp Schwiiz.»



*Unerschütterliche Traditionen:* Londoner Skyline mit Big Ben.

# England, mein England

Hymne auf die Liebe meines Lebens.

*Rolf Hürzeler*

**E**ine Salbe macht den Prinzen zum König. Wenn Charles III. am 6. Mai offiziell englischer König wird, betupft ihn der Erzbischof von Canterbury mit Olivenöl aus Jerusalem. Die Tinktur ist mit Sesam, Zimt, Rosenwasser und Orangenblüte angereichert und wurde dieses Frühjahr aus dem Heiligen Land nach London gebracht. Der Kirchenmann bestreicht die Hände, die Brust und das Haupt des neuen Monarchen und erinnert damit an die Ölung Salomos im Alten Testament. Die Weihe geht mindestens auf das 17. Jahrhundert zurück und ist das wichtigste Ritual am Tag der Inthronisierung von Charles III. Vielleicht ist die Tradition auch älter; so genau weiss es niemand. Sicher ist, dass der Erzbischof das Öl aus einem goldenen Löffel tüpfelt, der seit dem 12. Jahrhundert im Besitz der königlichen Familie ist.

## Kultur, Wirtschaft, Sport

Je präsenter die Vergangenheit ist, desto gefestigter ist die Zukunft einer Nation. Das Vereinigte Königreich prägt die Welt weiterhin

*London*

mehr als die meisten anderen Länder. Literatur, Theater und Musik bestimmen zumindest das europäische, teilweise auch das asiatische und das afrikanische Kultur- und Geistesleben. Zwar ist die ökonomische Stärke des Vereinigten Königreichs durchzogen, aber die Londoner

*Die Frauen blinzeln vergnügt in die Sonne, denn London ist mehr als nur Regen und Nebel.*

City und das neue Viertel Canary Wharf sind als Bankenplatz führend. Selbst im Sport ist England global; die Premier League findet als einzige Landesliga weltweit ihre Fans. All das, die These drängt sich auf, ist nur dank der unerschütterlichen Traditionen möglich, denen das Land verbunden ist.

Diesen Gedanken hänge ich nach auf einem Spaziergang dem rechten Themseufer flussaufwärts entlang. Zuerst dem St-Thomas-Spital entlang, wo Boris Johnson – lange ist es her – einst mit einer Covid-Infektion dem Sensesen-

mann von der Klinge gesprungen ist. Ich spazierte weiter Richtung Jubilee Gardens, eine jener zahlreichen kleinen Grünflächen in der Metropole, die gerade gross genug sind für die urbane Naherholung. Die Blumenanlagen sind mit ihren *primroses* so grosszügig ausgelegt, als warteten sie auf einen Auftritt an der alljährlichen «Chelsea Flower Show» später im Jahr. Eine Gruppe Pflegerinnen aus dem St-Thomas-Spital sitzen auf Bänken in den Gardens; sie rauchen unbekümmert ihre Zigaretten und trinken aus Costa-Coffee-Bechern. Die Frauen blinzeln vergnügt in die Sonne, denn London ist mehr als nur Regen und Nebel mit einer jährlichen Niederschlagsmenge, die geringer ist als diejenige in Rom.

Menschen rund um die Welt werden die Krönung des neuen Monarchen Charles III. verfolgen. Denn sie lieben Traditionen wie diese, die ihrem Dasein Sicherheit und Sinn verleihen. Wer dabei ist, und sei es nur auf Screens, ist ein bisschen Teil der Weltgeschichte. Kein anderes Land ist seinen Traditionen so treu wie das Vereinigte Königreich. Seit 1066, als die nord-

französischen Normannen nach der Schlacht bei Hastings auf die Insel strömten, ist England in vielem das, was es heute ist – keine Revolutionen, nur wenige Umstürze und wenig soziale Verwerfungen. Mit einer kurzen Ausnahme in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als der Abenteurer Oliver Cromwell eine Republik versuchte. Sie scheiterte dermassen gründlich, dass die Monarchie nach elf Jahren zurück war und seither eine unerschütterliche Festung ist, die bleiben wird. England dominiert den europäischen Kulturtransfer mit einer Sprache, die als Lingua franca der weltweiten Verständigung dient. Das Land ist mit seinen Nuklearstreitkräften neben Frankreich die wichtigste militärische Macht im freien Europa.

### Shakespeares Weltbühne

Der Union Jack, das rot-blaue Wappen mit den Kreuzen, ist eine unverwüstliche, omniprésente Marke. Die Fahne markiert auf dem britischen Parlament imperiale Grösse oder schmückt die verwaschenen T-Shirts übergewichtiger Teenager. Der Union Jack markiert auf aller Art von Alltagsprodukten Qualität – von Autodächern über Regenschirme bis zu Haushaltsmaschinen. Das Wappen ist so stark, dass es selbst in Branchen «britisch» anzeigt, die es nicht mehr sind, wie die Automobil- und die Motorradindustrie. Heute haben zugegebenermassen Deutsche oder Inder das Sagen bei Rolls-Royce und Bentley, bei Jaguar oder Royal-Enfield-Motorrädern. Aber als «britisch» bleiben sie auf dem Markt präsent.

Die Skyline der Metropole zeugt auf den ersten Blick von all den modernen Denkmälern, die sich ehrgeizige Architekturbüros dank grosszügiger Bauherren errichten durften – wie The Gherkin von Norman Foster oder The Shard von Renzo Piano. Dazwischen blitzen die alten Gemäuer auf, allen voran der Big Ben beim Palace of Westminster, der viel älter aussieht, als er mit seinen rund 170 Jahren ist. Bilder des unförmigen Turms mit dieser Uhr in der Form eines Glotzauges hängen vermutlich in mehr Wohnstuben als das Matterhorn oder die Freiheitsstatue. Die simple Melodie des Glockenschlags ist bekannter als «She Loves You, Yeah, Yeah, Yeah», das zumindest geografisch aus der gleichen Ecke kommt.

Die Universitäten von Cambridge und Oxford stehen sinnbildlich für die britische Erfolgsgeschichte. Mehr Tradition als sonst wo mit ihren Studenten und Dozenten in den schwarzen *gowns*, die wie Poltergeister über gepflegte Rasen huschen. Diese Institutionen zieren stets die ersten Ränge der Qualitätsrankings und sind seit Jahrhunderten internationale Kaderschmieden. Die Absolventen profitieren nicht nur von einer erstklassigen Ausbildung; sie spinnen in jungen Jahren Beziehungsnetze, von denen sie während des gesamten Berufslebens profitieren. Dabei soll man sich keine Illusionen machen: Es gehört zum guten Ton, in Oxbridge

links zu sein. Aktuell drehen sich die Debatten etwa um Winston Churchill, der ein Kriegsverbrecher sein soll, oder die koloniale Vergangenheit, die Eiferer als systematischen Völkermord diffamieren. Auch diese politische Einseitigkeit hat Tradition: In den Vierzigern und Fünfzigern führte sie in Cambridge zum spektakulärsten Spionagefall der britischen Geschichte. Der Ring der «Cambridge Five», unter anderen mit den spät entlarvten Geheimagenten Guy Burgess und Kim Philby in Topposten, lieferte den Sowjets während Jahren brisantes Material. Heute ist die Geschichte Teil der nationalen Folklore wie die Krimis von John le Carré.

Auf meinem Spaziergang entlang der Themse ist die Vergangenheit so präsent wie die Gegenwart. Der famose William Shakespeare führte am Südufer des Flusses einst sein Globe Theatre. Sein Werk ist bis heute Weltbühne mit Tragödien wie «Romeo und Julia», Machtpokern wie «Richard III.» oder der Komödie «Sommernachtstraum». Keine Provinztruppe, die sich nicht schon mit Shakespeare abgemüht hätte, und sei es nur mit seinem Schwank «Wie es euch gefällt», der sich mit dem geringsten Aufwand inszenieren lässt.

### Wie Alice im Wunderland

Weiter oben am Fluss schrieb mehr als zwei Jahrhunderte später ein weiterer Schriftsteller Literaturgeschichte. Der Prälat Lewis Carroll erzählte drei Mädchen auf einer Themsefahrt die hanebüchene Geschichte eines Girls, das in einer Hasenhöhle eine fantastische Welt entdeckt mit einem verrückten Hutmacher und einem Eierhelden, der Humpty Dumpty heisst. Dieser zerbrach nach einem Mauersturz, und selbst die königlichen Bediensteten konnten ihn nicht mehr zusammensetzen. Das will etwas heissen, hat ihre Majestät Charles III. doch über 5000 Angestellte im Sold – ein gutes Drittel mehr als noch vor fünf Jahren. Eines der Kinder auf der Themsefahrt von Pfarrer Carroll war übrigens Alice Liddell, und ihr widmete er die Erzählung unter dem Titel «Alice im Wunderland», die zum Kanon der Weltliteratur gehört. Sie enthält mehr Sprachrätsel, Spielereien und mathematische Rätsel als jedes andere literari-

sche Werk. Wer mit der «Alice» aufgewachsen ist, lebt mit ihr bis zum letzten Tag.

Keine Begeisterung ohne Ärger und Enttäuschungen, die einen in diesem Königreich erwarten. Das Alltagsleben kann mitunter nervenaufreibend sein, etwa wenn der öffentliche Verkehr wieder einmal stillsteht, und das tut er oft. Noch immer – Margaret Thatcher hin oder her – ist den Gewerkschaften kein Anlass zu schäbig, um zu streiken, am liebsten an Wochenenden oder am Montagmorgen. Überhaupt lässt

### Der Schlendrian gehört zu diesem Land wie der Buckingham Palace zur Königsfamilie.

die Arbeitsmoral, an zwinglianischen Normen gemessen, mitunter zu wünschen übrig. Wer es nicht glaubt, bestelle einen Klempner, um eine tropfende Lavaboröhre zu flicken. Nach drei oder vier Wochen lässt sich vielleicht einer blicken, um festzustellen, dass es sich hier um einen schwierigen Fall handle und er das passende Werkzeug nicht zur Hand habe. «Goodbye» winkt er; ab in die Teepause und keinesfalls auf ein baldiges Wiedersehen. Wer England liebt, weiss, dass der Schlendrian zu diesem Land gehört wie der Buckingham Palace zur Königsfamilie.

Nervenaufreibend kann auch die Verpflegung sein. Tatsächlich ist die günstige Einkehr im Vergleich zu mediterranen Ländern wie Italien oder Griechenland meist eine Enttäuschung – das Klischee stimmt perfekt. *Pub grub*, das Essen in den Pubs, ist nur schwer herunterzuwürgen und kaum zu verdauen. Wer sich indes die Mühe nimmt, Delikatessenläden zu besuchen und nach einheimischen Produkten Ausschau zu halten, erlebt kulinarische Wonnen: Der orange Leicester-Käse gehört dazu oder der bröckelige Wensleydale. Auch die auf dem Kontinent oft zu Unrecht verpönten *bangers*, die kleinen Würstchen, können eine kulinarische Offenbarung sein. Womit wir beim Frühstück wären: Wer die Zeit nicht scheut, kann das englische Frühstück zelebrieren wie nirgendwo sonst eine morgendliche Mahlzeit – Spiegelei, zarter Speck, Würstchen, Tomate und Pilze sowie gebackene Bohnen, für die, die sie mögen.

Es ist dem neuen König zu gönnen, wenn er seinen grossen Tag mit einem solchen Frühstück einläuten kann, um für all das gewappnet zu sein, was auf ihn und seine Untertanen zukommt. Diese werden allerorts auf den traditionellen Strassenpartys den neuen Monarchen feiern, mit den *cake cups* und Tee, mit Bier für die Männer und Sherry für die Frauen. Ich werde mich für die Krönung von London verabschieden und im südwestlichen Hafenstädtchen Dartmouth weilen, dort, wo England für mich am allerschönsten ist, um mitzufeiern. Sofern es Momente der Glückseligkeit einer Nation gibt, werden sie an jenem Tag überwältigend sein.



# Wer stoppt die künstliche Intelligenz?

Während wir gegen das Gletscherschrumpfen ankämpfen, lässt uns das Schmelzen des eigenen Urteilsvermögens kalt.

Jürgen Wertheimer

Tausend Experten für künstliche Intelligenz (KI), darunter der Unternehmer Elon Musk und der Bestsellerautor Yuval Harari, fordern ein Moratorium für die in ihren Augen noch unkontrollierbare Technologie. Die Unterzeichner schlagen vor, dass alle KI-Labore ab sofort für mindestens sechs Monate das Training mächtiger KI-Systeme stoppen sollen. Notfalls, so die Experten, müssten die Regierungen einschreiten. Ein dramatischer Kassandra-ruf. Und man fragt sich, ob er nicht etwas übertrieben ist. Schaut man sich ein wenig um, wird man aber schnell eines Besseren belehrt: Der befürchtete Kontrollverlust ist bereits im Gang.

## Chat GPT kann's besser

«Die Amerikaner lieben es, alles zu *graden*, und ich bin – anders als an der deutschen Uni – recht ausgelastet und komme kaum mehr zu meiner Masterarbeit.» Der nicht mehr ganz junge Student, der mir das schreibt, wurde für ein Jahr in die Staaten ausgeliehen, um dort seinen Abschluss zu machen. Die US-Methoden überwuchern langsam, aber sicher seine Kreativität.

Ein zweites Beispiel: Eine Bekannte, Mitte dreissig, für einen Möbeldiener in der digitalen Kundenbetreuung tätig, schreibt mir: «Das, was ich mache, kann Chat GPT besser und macht es schneller und billiger, weil es ja nur darum geht, eine Suchmaschine zufriedenzustellen. Ich werde bald nicht mehr nötig sein.» Sie hat recht: Eine sprachlich und gedanklich versierte Persönlichkeit wird über kurz oder lang unnötig sein und folgerichtig kaltgestellt.

Ein drittes harmlos erscheinendes Beispiel, nur um zu zeigen, wie diese gedankliche und

emotionale Verwahrlosung in den Alltag einsickert. Eine Familie feiert den zweiten Geburtstag einer Tochter. Ein Pate trägt ein Gedicht vor:

*Du bist so süß, du bist so lieb  
Und gibst uns Kraft und Leben.  
In deinen Augen liegt die Welt  
In deinen kleinen Händen...*

Es geht noch länger weiter in diesem süsslichen Ton, und alle sind gerührt. Bis der junge Mann bekennt, er habe Chat GPT bemüht, um seinen innigen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Fazit: Nicht nur unserer Gletscher, auch unser Urteilsvermögen schrumpft drastisch. Es wird kaum mehr gebraucht. Angesichts der exponentiell wachsenden Fähigkeiten tiefer KI, zuletzt wie im Zeitraffer zu beobachten, stellt

## In KI-Laboren werden Hightech-Wunder ohne Sinn und Verstand herangezüchtet.

sich die Frage, ob und wozu wir Menschen in sehr absehbarer Zeit noch nötig sein werden. Besonders das europäische Individuum mit all seinen Werten, auf die wir uns so viel zugutehalten, das autonome, kritische Individuum, das von Ethikkommissionen, Kirchen und auch von Politikern so gerne beschworen wird.

Machen wir uns nichts vor: Wenn es so weitergeht, wird von uns bald nicht mehr viel übrig sein. Warum mühsam recherchieren, wenn die Maschine das Weltwissen gespeichert hat? Warum eine Reiseroute austüfteln, wenn das Mobiltelefon das vollständige, auf persönliche Wünsche zugeschnittene Programm fix und fertig präsentiert? Warum selbst denken, wenn da einer ist, der für uns denkt und schreibt?

In einem Jahr werden wir Immanuel Kants 300. Geburtstag feiern. Seine Studien über Denken, Wahrnehmen und Empfinden werden hoch gepriesen werden – was uns nicht davon abhält, sein Erbe zu veruntreuen. Wir lassen unsere Fähigkeiten verkümmern, statt uns des «eigenen Verstandes» zu bedienen.

Während wir gegen das Gletscherschrumpfen ankämpfen und unseren CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu senken versuchen, lässt uns das Schmelzen des eigenen Urteilsvermögens kalt. Warum gehen wir nicht mit gleicher Entschlossenheit gegen den Smog der Algorithmen vor?

Stattdessen fördern wir den Hype um diese extrem folgenreiche Technologie und lassen sie in Schulen und Universitäten einsickern. Wir schwärmen von Metaversen und lassen die analoge Welt um uns verfallen. Statt in unsere eigenen mentalen und intellektuellen Kapazitäten zu investieren, vertrauen wir auf elektronische Papageien, obwohl selbst Experten versichern, dass selbst die versierteste und tiefste KI zu keinem Zeitpunkt weiss, was sie tut, und nichts von dem, was sie schreibt und sagt, versteht.

In KI-Laboren werden Hightech-Wunder ohne Sinn und Verstand herangezüchtet. Sie imitieren uns fast perfekt. So weit, so faszinierend. Aber ist das ein Grund, diesen eleganten, versierten Oberflächennachahmern das Geschick der Menschheit anzuvertrauen? Wir verwandeln die Welt in ein digitales Überwachungsnetz und staunen darüber, dass wir uns in ihm verfangen. Wir emanzipieren Kunstfiguren und wundern uns, dass sie uns stillstellen. Wir installieren Reproduktionsautomaten und dürften erschreckt feststellen, dass sie sich reproduzieren.

## Europa als Insel natürlicher Intelligenz

Noch ist es möglich umzusteuern. Warum nicht zumindest Europa zur Bastion der Nichtüberwachung ausbauen? Zur Rettungsinsel einer hybriden Kultur, zu einem Mix aus künstlicher und natürlicher Intelligenz, mit der strikten Regel, dass die KI nur in Feldern eingesetzt wird, die wir nicht oder nur unzureichend beherrschen – überwacht und zeitlich limitiert. Ich glaube, diese organisatorische Anstrengung würde sich lohnen, um es auch morgen noch mit Individuen statt mit Klonen zu tun zu haben.

Jürgen Wertheimer ist emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Komparatistik an der Universität Tübingen. 2022 erschien sein Buch «Mischwesen – Tiere, Menschen, Emotionen» (Matthes & Seitz Berlin).



# Propagandist der Stunde

Millionen Menschen schalten ein, wenn Markus Lanz seine Talk-Gäste in die Mangel nimmt. Seine Neugier und Offenheit hat er längst verloren.

Sylvie-Sophie Schindler

Sein olivgrüner Rucksack lag in einer Ecke, daneben expeditionstaugliche Stiefel. Tags zuvor war Markus Lanz aus Grönland gekommen, einem Land, von dem er bereits damals, vor sechzehn Jahren, nicht genug kriegen konnte. Bis heute zieht es ihn dorthin, in die, wie er sagt, «gefrorene Ewigkeit». Das Interview führten wir in Hamburg, in seinem Hotelzimmer, was heutzutage, in Zeiten des #MeToo-Alarmismus, kaum mehr denkbar wäre.

Mir schien, er könne gut über sich selbst lachen. Mit kindlicher Begeisterung zeigte er mir Momentaufnahmen von Robben und Eisbären, die er mit seiner Kamera eingefangen hatte. Damals lief sein öffentlich-rechtliches Talk-Format noch nicht, man kannte den moderierenden Südtiroler aus Koch- und Boulevardsendungen.

## Schluss mit Plüsch und Plauderei

Die Bewohner Grönlands, die Inuit, sagen: «Alle wahre Weisheit findet man fern von Menschen in der Einsamkeit.» Markus Lanz sagt: «Das Leben ist ein brutales Gemetzel.» Kein Wunder also, dass er drei Mal wöchentlich auf das mediale, von Zwangsgebühren finanzierte Schlachtfeld zieht. Je infernalischer die Verbalgefechte, umso besser.

Anders in den Anfangsjahren. Da war noch Plüsch und Plauderei. Dschungelstars philosophierten über Kakerlaken, Abenteurer

*Sagt ein Gast: «Nein, nein, Sie verstehen mich falsch», kontert Lanz: «Doch, doch, genau so meinen Sie es.»*

über Vulkane und Achttausender, Menschen mit Schicksalsgeschichten rührten zu Tränen. Papst-Experte Andreas Englisch brachte Klatsch und Tratsch aus dem Vatikan mit, Schauspielerin Ruth Maria Kubitschek meditierte mit allen Anwesenden.

Auf den Zuschauerrängen sitzt heute niemand mehr. Lanz will es so. Eigentlich sollte es nur vorübergehend sein, bedingt durch die Corona-Massnahmen. Man behielt es bei. Nun

klatscht also keiner mehr vor Ort. Fraglich, ob es dazu überhaupt einen Grund gäbe. Lange schon wird in Internetkommentaren über den miserablen, zur Selbstverliebtheit neigenden «Moderationsstil» von Lanz geklagt; er wisse alles besser, lasse niemanden ausreden, falle ständig ins Wort. Sagt ein Gast: «Nein, nein, Herr Lanz, Sie verstehen mich falsch», kontert Lanz: «Doch, doch, genau so meinen Sie es.» In der Google-Bewertung gibt es für die Sendung mickrige 2,2 Sterne von maximal fünf möglichen – nur Talk-Kollegin Anne Will unterbietet ihn mit 1,8 Sternen.

An «Wetten, dass ...?» scheiterte Lanz kläglich. Zu verbissen, zu streberhaft, um Entertainer zu sein, und zu unbegabt für den erforderlichen Humor. Was er seither, nach dem Aus des ZDF-Klassikers im Dezember 2014, beruflich gemacht hat, war lange nicht klar. Sein Talk-Format lief ungebremst weiter, mit Corona kamen immer mehr Politiker, aber die Rolle, die Lanz dabei spielte, wurde immer fragwürdiger. Ein Moderator hat moderat zu sein, also gemässigt, massvoll. Er hält den roten Faden, vermittelt unter den Beteiligten. Lanz aber interessiert sich dafür ebenso wenig wie Annalena Baerbock für das Ausüben von Diplomatie.

## Tribunale inklusive

Mit der deutschen Aussenministerin gemein hat Lanz das Faible für Propaganda-Sound. Mit einem apodiktischen «Unsere Mission ist heilig» gehören beide zu denjenigen, die voranmarschieren, auf dass alle im Gleichschritt folgen. Nicht überliefert ist, ob Lanz auf seinen Abwegen, die weder mit Moderation noch mit

Journalismus etwas zu tun haben, so etwas wie ein Erweckungserlebnis hatte. Bereits seit der Pandemie-Ära ist zu beobachten, dass er regelrecht aufblüht, sobald er als Propagandist der Stunde auftreten kann. Tribunale inklusive.

In vertrauter Kumpeligkeit mit Karl Lauterbach – in keiner anderen Talkshow war der SPD-Politiker häufiger zu Gast – wurde der Corona-Kurs der Regierung zum unhinterfragbaren Monstrum aufgeblasen. Berauscht von seiner eigenen eingebildeten Wichtigkeit, schreckte es den ZDF-Mann nicht, damit an einem kolossalen Lügengebäude mitzubauen.

Hemmungs- und nahtlos geht es weiter. Wer Lanz einschaltet, der bekommt seit dem 24. Februar 2022 fast durchgehend russophob gefärbte ukrainische Propaganda. Daher durfte neulich auch nicht fehlen, Russland zu beschuldigen, 16 000 ukrainische Kinder zwangsverschleppt zu haben. Lanz tat so, als hätte er die Kinder persönlich gezählt und befragt. Eine andere Betrachtung, nach der Kinder aus Waisenhäusern, mitunter von verfolgten russischen Minderheiten abstammend, in Sicherheit gebracht wurden, liess er gar nicht erst zu. Dabei ist es nicht neu, speziell Waisenkinder aus Kriegsgebieten auszufliessen, wie etwa aus Kabul oder einst kurz vor dem Fall Saigons.

Eine ukrainische Menschenrechtsbeauftragte erfand vor wenigen Monaten Massenvergewaltigungen durch russische Soldaten. Sie erklärte, sie habe so den Westen dazu bringen wollen, noch mehr Waffen an die Ukraine zu liefern. Und was eigentlich will Lanz? Niemand sollte für seine brandgefährliche Meinungsmache zahlen müssen.



*Berauscht von seiner Wichtigkeit: Fernsehmann Lanz.*

# Doktor Binder und die Geisterfahrer

An Ostern 2020 wurde der Aargauer Arzt Thomas Binder zwangspsychiatrisiert, weil er vor einer Corona-Hysterie warnte. Die Geschichte hat ihn rehabilitiert.

Alex Baur

Als der Aargauer Kardiologe Dr. med. Thomas Binder am 30. März 2020 seinen ersten Artikel zur «Covid-Plandemie» ins Web abfeuerte, war die erste Corona-Welle gerade am Anrollen. Gemäss Binder war das vermeintlich neuartige Virus nicht gefährlicher als eine jener saisonalen Erkältungen, die Jahr für Jahr weltweit Hunderttausende, vor allem Hochbetagte, ins Grab bringen. Erst die in einer globalen Hysterie erlassenen Massnahmen, so Binder, machten aus der Grippe eine humanitäre Katastrophe.

Binder benannte die Fehler: Zur Diagnose ungeeignete PCR-Tests verleiten zu falschen Schlüssen; kontraindizierte Therapien bringen mehr Schaden als Nutzen; gerade für die besonders gefährdete Gruppe der Hochbetagten sind soziale Isolation und fehlende Bewegung tödlich; mit der Fixierung auf das Coronavirus wurden andere Gebrechen sträflich vernachlässigt; statt die Prävention (etwa Vitamin D) zu forcieren und je nach Diagnose einfache, aber erprobte Arzneien (topisches Budesonid, Hydroxychloroquin, Ivermectin, Blutgerinnungshemmer) einzusetzen, unterzog man viele Patienten vorschnell einer lebensgefährlichen und oft unnötigen Zwangsbeatmung; Lockdowns, Masken oder Schulschliessungen sind bestenfalls nutzlos, die «Zero-Covid-Strategien» eine gefährliche Illusion.

Heute, drei Jahre später, würden wohl immer noch viele Binder da oder dort widersprechen. Doch der Wind hat gedreht. Selbst Covid-

Hardliner räumen grobe Fehler ein, sofern sie sich nicht in Schweigen hüllen. Die saisonalen Corona-Wellen rollen wie eh und je wieder um den Erdball, ohne dass ein Hahn danach kräht. Es lässt sich darüber streiten, ob Schweden, viele afrikanische Länder oder gewisse US-Bundesstaaten, die auf einschneidende Massnahmen verzichteten, Covid-19 besser gemeistert haben. Aus den Statistiken lässt sich – je nachdem, wie man sie an- oder auslegt – das eine oder auch das Gegenteil davon herauslesen. Doch kaum jemandem würde es heute noch einfallen, einen Arzt wegen seiner Fachkritik am Corona-Hype in die Klapsmühle zu sperren.

## Rollkommando gegen Dissidenten

Genau das passierte aber an Ostern 2020. Zu später Stunde stürmte damals ein bis an die Zähne bewaffnetes Sonderkommando der Kantonspolizei Aargau die Praxis des Kardiologen in Wettingen. Der nahe Bahnhof war stundenlang gesperrt. Obwohl Binder die Tür öffnete und keinerlei Widerstand leistete, wurde der Arzt

## Rückblickend kann man sich nur an den Kopf greifen: Wie war so etwas möglich?

vom Kommando wie ein Schwerverbrecher zu Boden geworfen und in Handschellen abgeführt (*Weltwoche* Nr. 16/20, «Showdown in der Arztpraxis»). Den Anlass gab eine Formulierung in einem seiner Blogs, die man mit viel Fantasie und bösem Willen als Drohung interpretieren konnte. Tatsächlich wurde Binder dafür nie angeklagt, es gab nicht einmal einen Haftantrag. Doch die kecke Wortwahl reichte für eine Woche psychiatrische Zwangsunterbringung.

Rückblickend kann man sich nur an den Kopf greifen: Wie war so etwas möglich? Nicht in Russland, sondern in der Schweiz. Gewiss, viele von Binders Wortmeldungen auf Twitter, Facebook oder Vimentis waren ätzend bis polemisch. Seine Theorien über die Drahtzieher hinter dem Corona-Hype muteten bisweilen abenteuerlich an. Doch es gibt in der freien Welt kein Gesetz,

das den Menschen verbietet, laut über das Unvorstellbare nachzudenken. Abgesehen davon war Binder fachlich bestens qualifiziert – und zwar deutlich besser als all die Modellrechner, Theoretiker, Funktionäre und Politiker, welche beim Corona-Regime den Takt vorgaben.

Nach seinem Medizinstudium in Zürich hatte Thomas Binder im Bereich Virologie und Immunologie doktortiert. Da er mit dem Gedanken spielte, in die Forschung zu gehen, hatte er viel Zeit und Aufwand in Laboruntersuchungen investiert. Danach folgten 35 Jahre Erfahrung in Spitälern, auf Intensivstationen und schliesslich in der eigenen Praxis für Kardiologie. Neben den spezifischen Fachkenntnissen verfügte er damit über einen Wissenshorizont, der eine ganzheitliche Betrachtung erlaubte. Sein Schreibstil ist Geschmackssache; doch die medizinischen Fakten, Studien und Erkenntnisse, auf die er sich berief, standen auf solidem Boden.

Wenn es ein Schlüsselerlebnis für seine Haltung gegeben habe, meint Binder im Rückblick, dann sei es am ehesten die Schweinegrippe anno 2009 gewesen. Das von Medien und Politik zum apokalyptischen Massenkiller hochstilisierte Virus erwies sich als relativ harmlos. Abermillionen von nutzlosen Impfdosen mussten entsorgt werden. Als im Januar 2020 Video-clips aus China im Netz zirkulierten, welche Menschen zeigten, die auf offener Strasse wie vom Schlag getroffen tot umfielen, war Thomas Binder sofort klar, dass die nächste Propaganda-Seuche im Anzug war. Nur hatten die Panikmacher dazugelernt. Eine Phalanx von Weltrettern unterdrückte ohne Pardon jeden Zweifel am Narrativ des einzigartigen und apokalyptischen Killervirus.

## Wissenschaft ist undemokratisch

Anfänglich habe er den Podcast des deutschen «Corona-Papstes» Christian Drosten auf NDR mit wohlwollendem Interesse verfolgt, erinnert sich Binder. Peu à peu seien ihm jedoch Widersprüche und Lücken in Drostens Theorien und Modellen aufgefallen, die jeden Wissenschaftler misstrauisch machen mussten.





Noch mehr alarmierte Binder jedoch, dass die Fachwelt Drostens Ungereimtheiten völlig unwidersprochen durchgehen liess. Eiserne Regeln der Wissenschaft hatten über Nacht ihre Gültigkeit verloren, diskussionslos, als hätten sie nie existiert.

Wer auf der Autobahn ganzen Horden von Geisterfahrern begegnet, wird sich schnell die bange Frage stellen, ob nicht er selbst der Geisterfahrer ist. Thomas Binder ging es nicht anders.

### *Eine Phalanx von Weltrettern unterdrückte Zweifel am Narrativ des apokalyptischen Killervirus.*

War die ganze Welt wahnsinnig geworden – oder war er reif für die Klapsmühle? Hatte er etwas Wesentliches übersehen? Das sind existenzielle Fragen, die jedem normalen Menschen in einer solchen Situation den Schlaf rauben. Die meisten würden eine Kehrtwende machen und sich diskret in den Strom einordnen. Nicht aus Überzeugung, sondern zum eigenen Schutz.

Gerade daraus lässt sich andererseits ableiten, dass die Horden möglicherweise in die falsche Richtung rasen. Bei der Mode und an der Wahlurne hat die Mehrheit immer recht. Doch die Wissenschaft ist zutiefst undemokratisch. Die Summe der Meinungen hat mit Wahrheit nichts gemein. Es zählt allein die Evidenz. Das bessere Argument ist der Feind des guten, das jedoch nur so lange gilt, bis es von einem besseren widerlegt wird. Wissenschaft ist dialektisch. Jede These verlangt nach der Antithese. Und wo die Widerrede zur Ketzerei wird – was bei Corona schnell der Fall war –, haben wir es nicht mehr mit Wissenschaft zu tun. Sondern mit Glauben und Aberglauben.

#### **Schwab, Soros, Gates**

Völlig allein war Binder nicht. Weltweit gab es renommierte Mediziner – etwa John Ioannidis in den USA, Sunetra Gupta in Grossbritannien oder Sucharit Bhakdi in Deutschland –, die Binders Fundamentalkritik teilten. Tausende von Medizinern, unter ihnen wissenschaftliche Koryphäen, unterzeichneten die «Great Barrington Declaration», welche vor den verheerenden Kollateralschäden einer unsinnigen «Lockdown-Politik» warnte. In der Schweiz leistete die Ärztesgruppe Aletheia, in deren Vorstand Binder zeitweise Einsitz nahm, herzhaften Widerstand. Doch die Widerrede wurde vom medialen und politischen Mainstream nach Möglichkeit ignoriert oder nach allen Regeln der Kunst schlechtgeredet und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Die meisten Menschen gehen in Deckung, wenn sie unter Beschuss geraten. Bei Thomas Binder zeitigte das mediale Sperrfeuer eine konträre Wirkung: Es ermunterte ihn erst recht zum Widerspruch. Seine Tweets und Blogs wurden



*Er folgte seinem medizinischen Gewissen: Kardiologe Binder.*

schärfer, polemischer, kompromissloser. Er scheute auch nicht davor zurück, dem kollektiven Wahn einen Sinn zu geben. Seiner Meinung nach war der Corona-Hype inszeniert, unbekannte und bekannte Figuren – von Klaus Schwab über Bill Gates bis zu George Soros – zogen im Hintergrund die Fäden und heimten ihre Profite ein.

Für seine kardiologische Praxis hatte Thomas Binders Feldzug gegen die Corona-Politik in den sozialen Medien kaum negative Konsequenzen. Abgesehen von der einwöchigen Psychiatrie-Pause wurde der Betrieb nie unterbrochen. Vereinzelt hatten sich zwar Patienten zurückgezogen. Doch die wenigen Abgänge wurden mehr als kompensiert durch eine neue Klientel, die ihm gerade wegen seiner Haltung vertraute. Einige Freunde gingen auf Distanz, neue kamen hinzu. Den Ausschluss aus dem Rotary-Club Wettingen nach seiner Visite in der psychiatrischen Gummizelle von Königsfelden trug

er mit Fassung (er dürfte den Rotariern mittlerweile peinlicher sein als ihm selbst).

Während 22 Monaten war Binders Twitter-Account mit etwa 39 000 Followern gesperrt. Seit Elon Musk im Januar 2023 die Zensur beendet hat, ist die Zahl auf über 56 000 geklettert. Zwischenzeitlich hatte Binder einen Blog eröffnet, mit dem er ein Millionenpublikum erreichte. Ein medial orchestrierter Angriff auf seine Praxisbewilligung scheiterte im Versuchsstadium. Behördlicherseits war man wohl froh, den irren Polizeieinsatz auf dem Höhepunkt der Corona-Hysterie diskret ad acta zu legen.

Keiner konnte sich je zu einer Entschuldigung durchringen. Thomas Binder hatte eine solche allerdings auch nie verlangt. Er habe sich nie als Held gefühlt, sagt er, er sei lediglich seinem medizinischen Gewissen gefolgt. Oft habe er sich insgeheim gewünscht, dass er sich irre. Doch so, wie die Dinge im Rückblick erscheinen, war nicht er der Geisterfahrer.

# Das geheime Leben der Raupen

Kaum ein Tier hat ein so abwechslungsreiches Dasein wie der Schmetterling. Für manche ist Futter nicht nur Nahrung, sondern auch Waffe.

Veronika Straass

**R**aupen haben extrem einseitige Interessen: Alles dreht sich ums Fressen. Als wenige Millimeter grosse Winzlinge fressen sie sich aus ihrem Ei ins Freie, verspeisen dann die Reste der nahrhaften Eihülle und verbringen die nächsten Wochen in einem wahren Fressrausch.

Das Resultat ist beachtlich: Die Raupen des berühmten Seidenspinners sind nach vier bis fünf Wochen Fresskur 30-mal so lang wie zu Beginn ihres Lebens und haben dann das Sieben- bis Achttausendfache des Ausgangsgewichts erreicht.

Aber wie kann eine Raupe grösser und dicker werden, wenn sich ihre Chitinhülle weder dehnt noch mitwächst? Raupen fahren in regelmässigen Abständen einfach aus der Haut. Mindestens einmal pro Woche in ihrem Raupenleben sprengen sie ihr zu eng gewordenes Chitinhemd und winden sich in einer grösseren, anfangs noch weichen Haut aus der alten Hülle.

## Hauptsache, grün

Kaum ist die neue Haut ausgehärtet, wird – selbstverständlich – weitergefressen. Insektenkundler aus Wuppertal, die regelmässig Raupen des Kleinen Nachtpfauenauges aufzogen, haben ihnen dabei genau auf die Kiefer geschaut. Umgerechnet würden hundert Raupen dieses Falters bis zur Verpuppung einen drei Meter hohen Weidenbusch bis auf das letzte Blättchen entlauben.

Manche Raupen sind wenig wählerisch und fressen nach dem Motto «Hauptsache, grün und viel». Die Raupen des C-Falters etwa mümmeln von Brennessel über Ulme, Weide, Haselnuss bis zu Hopfen alles Mögliche, was ihnen in die Quere kommt. Andere sind auf bestimmte Pflanzen festgelegt. Die Raupen des Schwalbenschwanzes etwa bevorzugen Doldenblütler. Und die Larven des Perlmutterfalters gehören zu den Hochspezialisierten und beharren auf Veilchen oder Stiefmütterchen.



*Wochenlanger Fressrausch:*  
Eric Carles «Raupe Nimmersatt».

Für manche Raupen sind ihre Futterpflanzen nicht nur Nahrung, sondern auch Waffe. Die Raupen des Wolfsmilchschwärmers zum Beispiel knabbern unbeschadet giftige Wolfsmilchblätter. Sie selbst sind gegen das Gift immun. Werden sie attackiert, spucken sie dem Angreifer giftigen Mageninhalt entgegen. Zusätzlich warnt ihre auffällige Musterung mit

*Werden diese Raupen attackiert, spucken sie dem Angreifer giftigen Mageninhalt entgegen.*

Streifen und Tupfen mögliche Fressfeinde schon von weitem, dass ihnen dieser Happen schwer im Magen liegen würde.

Besonders wirksam ist die Verteidigungsstrategie des Eichenprozessionsspinners: Mit hauchfeinen, widerhakenbesetzten Brennhaaren schützen sich die Raupen gegen Angreifer jeder Art. Auf der Haut führen die Härchen zu hartnäckigen Ausschlägen. Werden sie eingeatmet, können sie heftige, sogar lebensgefährliche Atembeschwerden auslösen. Gegen Eichenprozessionsspinner und ihre Gespinstnester helfen nur noch Fachleute mit Schutzanzügen und Spezialgerät.

Brennhaare sind im Tierreich als Waffe offenbar unübertroffen. Auch der hungrigste Fressfeind macht einen grossen Bogen um alles, was wie eine haarige Raupe aussieht. Kein Wunder, dass sich einige harmlose Nachahmer diese abschreckende Wirkung zunutze machen. Sogar

Vögel gehören zu den «Betrügnern». Die Jungen einer Vogelart aus der Ordnung der Schreibvögel aus dem peruanischen Regenwald sehen den giftigen, haarigen Raupen der Flanellmotten verblüffend ähnlich. Sie tragen ein dichtes orangenes Dunenkleid, das wie der Brennhaar-Pelz der

Mottenraupen aussieht. Ausserdem bewegt sich das Vogelkücken im Nest mit den typischen bedächtigen Schängelbewegungen einer futtersuchenden Raupe. Erst wenn ein Altvogel mit Futter zum Nest kommt, gibt das Kücken vorübergehend die Maskerade auf.

Aber Selbstschutz funktioniert auch weniger dramatisch. Unzählige Raupen machen sich ganz einfach unsichtbar. Manche Spannerraupen ähneln abgebrochenen Zweigen, andere sehen aus wie Weidenkätzchen, und die Raupen der Pappelschwärmer oder Zitronenfalter sind so grün wie die Blätter, die sie knabbern.

Eine besonders raffinierte Tarnung haben die Raupen des japanischen Schwalbenschwanzes entwickelt: Sie sehen einem Häufchen Vogelkot täuschend ähnlich. Welchem Vogel würde es bei diesem Anblick nicht den Appetit verschlagen?

## Weg des Plastiks

Vor einigen Jahren sah es so aus, als könnte uns die Gefrässigkeit der Raupen von den wachsenden Mengen an Plastikabfall befreien. Wissenschaftler hatten beobachtet, dass Wachsmottenraupen Löcher in PET-Folien fressen. Wer Löcher frisst, so die Überlegung, verspeist vielleicht auch die ganze Folie?

Die ersten Versuche fielen ermutigend aus: 100 000 Wachsmottenraupen hatten in einer Woche 5,2 Kilogramm PET verspeist. Doch als es gelang, mit einem spezialisierten Mikroskopieverfahren den Weg des Plastiks durch die Raupe zu verfolgen, kam die Ernüchterung: Das verspeiste PET hatte den Verdauungstrakt der Raupen zwar gründlich zerkleinert, aber unverändert passiert.

Die Raupen hatten nichts anderes getan als Mikroplastik produziert.

# Papiertiger statt Leoparden

Die Nationalratskommission will 25 Schweizer Kampfpanzer verhöckern. Dabei leiden unsere Panzerverbände jetzt schon an Unterbeständen.

Christoph Mörgeli

Der Entscheid der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrats war eindeutig: Die Vertreter aller Parteien ausser jenen der SVP stimmten für die Lieferung von 25 Panzern des Typs Leopard-2 ans Ausland. Weil diese seit langem in der Ostschweiz magaziniert sind, wurde den Gegnern des Verkaufs von den Befürwortern genüsslich vorgehalten, dass selbst der damalige Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) die veralteten Panzer zum Preis «von etwas mehr als dem Alteisenwert» habe abstossen wollen. Der Antrag der exportfreudigen Maja Riniker (FDP) setzte sich in der Kommission durch. Sogar die Pazifisten der Grünen Partei, die ansonsten

Panzerschlachten und stattdessen das Zeitalter der Cyber-Kriege verkündeten. Nein, die Zeit der Panzerwaffe ist längst noch nicht abgelaufen. Diese Erkenntnis aber heisst, dass nicht nur die Ukraine Panzer benötigt, sondern auch die Schweiz ihre Leoparden behalten muss. Dies wäre jedenfalls die konsequente Folgerung, wenn unser Land seine eigenen Interessen und nicht jene der Ukraine, der EU und der Nato zuoberst auf der Traktandenliste hätte. Einer Weitergabe von Panzern stehen nicht nur neutralitätsrechtliche Bedenken entgegen, sondern auch militärische.

ein Papiertiger, eine Chimäre, weit entfernt von jeder Einsatzfähigkeit. Vergebens haben militärische Vereine und Organisationen seit Jahren die unverzügliche Modernisierung der stillgelegten Panzer gefordert. Sie stiessen an der Spitze sowohl des Verteidigungsdepartements als auch der Armee auf taube Ohren.

## Feuer, Beweglichkeit, Schutz

Auch die Schützenpanzer, welche die Panzergrenadiere ins Gefecht transportieren, sind Mangelware. Der frühere Divisionär und Panzeroffizier Fred Heer spricht in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift* von



Waffen generell und Waffenexporte erst recht verabscheuen, befürworteten den Panzerbasar.

## Militärisch unvernünftig

Die einst in der Schweiz in Lizenz gebauten Panzer 87 der Firma Rheinmetall sollen Panzer ersetzen, die Deutschland und andere EU-Staaten an die Ukraine geliefert haben. Dass dieser Ausverkaufsentscheid von bürgerlichen, armeefreundlichen Sicherheitspolitikern stammte, könnte ihnen noch um die Ohren fliegen. Denn die Armeeschaffer und Armeereduzierer dürften künftig so argumentieren: Wenn die Schweiz 25 überflüssige Kampfpanzer findet, sitzt sie gewiss auch anderswo in materieller und personeller Hinsicht auf Überbeständen. Die Linken werden nicht ruhen, dieses angebliche Fettpolster zu reduzieren und so die Armee weiter zu schwächen, statt sie angesichts des Ukraine-Kriegs wieder verteidigungsfähig zu machen.

Sicher ist, dass sich jene Politiker und Generale geirrt haben, die eben noch das Ende aller

Sogar Armeechef Thomas Süssli hält es aus militärischer Sicht nicht für vernünftig, zum jetzigen Zeitpunkt Kampfpanzer abzugeben. Da er indessen auch Politiker sein muss, überliess er es in seinen öffentlichen Aussagen der Politik, allfällig sich widersprechende Gesichtspunkte abzuwägen und zu entscheiden. Gemäss «Zielbild 2030» der Schweizer Armee stehen «Menschen im Zentrum». Hier liegt bereits der Grundfehler der Strategie, müsste doch – genau wie im Geschäftsleben – der Auftrag im Zentrum stehen. Die Vision fürs Jahr 2030 verlangt den Panzer 87 für sechs Bataillone. Dies gelingt nur, wenn 60 der 96 eingelagerten Panzer aufgerüstet werden. Diese Aufrüstung dauert indessen mehrere Jahre, weshalb die Kampfpanzer für die sechs Bataillone erst zu Beginn der 2030er Jahre bereitstehen werden.

Diese Planung besagt im Klartext, dass die im Organigramm bestehende dritte mechanisierte Brigade auch in Zukunft nicht ausgerüstet wird. Sie bleibt im wahrsten Sinne des Wortes

einer Lücke von 129 Schützenpanzern. Auch bei den Panzerverbänden sei grundsätzlich eine Dreiergliederung anzustreben, was auch für die drei mechanisierten Brigaden auf Stufe Armee gelte. Damit lassen sich zwei Kampfelemente für statische und mobile Aufgaben einsetzen, während ein Kampfelement als Reserve zur Verfügung steht.

Die in der östlichen Ukraine überraschend wiedergeborene Panzerschlacht müsste zumindest in den Köpfen der Sicherheitspolitiker zu einem Umdenken führen. Nur wer die jüngere Militärgeschichte nicht kennt, kann glauben, die Panzer hätten mit moderner Kriegführung nichts zu tun. Doch der Panzer bleibt die ideale Kombination von Feuerkraft, Beweglichkeit und Schutz. Er ist aber keineswegs unverletzlich, sondern hat im Gefecht eine sehr beschränkte Lebenszeit. Umso unverantwortlicher erscheint der neuste politische Entscheid, einen Teil der ohnehin zu knappen Panzerbestände zu verhöckern.

# Jesus ist nicht am Kreuz gestorben

An Ostern feiern wir die Wiederauferstehung Christi. Mit der wahren Geschichte des Wanderpredigers aus Galiäa hat der schöne Brauch nur wenig zu tun.

Johannes Fried

Jesus war ein bibeltreuer Jude, und er blieb es sein Leben lang. Christ wurde er nicht, auch kein Stifter des Christentums. Er lebte gleichsam im Schatten des Tempels und der Synagoge. Himmel und Erde vergehen leichter als ein Jota des Gesetzes, so belehrte Jesus seine Jünger, und so überliefert es das Evangelium, das der später zum Ketzer gestempelte Markion besass (vgl. Mcn 16,17).

Die römischen oder griechischen Geschichtsschreiber der Zeit kümmerten sich nicht um diesen Mann aus Nazareth. Erst nachdem durch den Apostel Paulus das Gerücht von dem neuen religiösen Kult der «Christen» in die Welt gesetzt war, als unter dem Kaiser Nero Schuldvorwürfe laut wurden und als endlich im frühen zweiten Jahrhundert die Evangelien entstanden, begann die Öffentlichkeit des Imperiums auf ihn aufmerksam zu werden. Wir haben eine empfindliche Lücke der Überlieferung zu beklagen.

## Schweigen der Überlieferung

Rätsel schiebt sich über Rätsel. Kein Historiker könnte den Lebenslauf Jesu und dessen Einzelheiten aufdecken. Sie bleiben verborgen. Die ergreifenden Geschichten der kanonischen Überlieferungen, die berührenden Perikopen, so schön sie sind, können die Lücke nicht schliessen. Das Jesus-Leben hüllt sich in Legenden. Eine Biografie lässt sich nur aus den wundergesättigten Evangelien erahnen; nahezu alles bleibt unsicher und schwimmt in traumhaften Erzählungen; dieses Leben öffnet sich allein dem Gläubigen, der keine Zweifel kennt.



Nur ausgesprochen wenige Sachverhalte stehen fest: Die Taufe im Jordan durch Johannes den Täufer, die Kreuzigung vermutlich im Jahr 30, die Grablegung und die «Auferstehung», nämlich das Wissen um das leere Grab; auch die Namen der Eltern, Maria und Joseph, dürften historisch sein, ebenso sein Bruder Jakobus. Jesu Geburt und Tod aber, seine gesamte Jugendzeit verbergen sich im Schweigen der Überlieferung.

Der junge Mann aus der galiläischen Provinz wurde Wanderprediger, dürfte sich den Zeloten angeschlossen haben, den Auführern gegen Rom; sonst wäre er nicht nach römischem Recht zum Tod am Kreuz verurteilt worden. Es war die brutalste Strafe, die Rom verhängte, sie war zumal für Auführer vorgesehen.

In wunderbarer Weise aber überlebte Jesus Kreuz und Grab. Die brutale Folter während des Verhörs vor Pilatus, dem zuständigen Richter, verletzte wohl Rippen und die rechte Pleura,

## Der Soldat stach also in Jesu rechte Seite. Blut und Wasser rannen aus der Wunde.

den Spalt, in den sich die Lunge beim Aus- und Einatmen entfaltet. Der folgende Pleura-Erguss hatte Jesus in eine tiefe, todähnliche Ohnmacht geführt; er hätte den Tod durch Ersticken bedeutet, wenn nicht einer der Wachsoldaten zum rettenden Speerstich angesetzt hätte. Jetzt konnte das Serum abfliessen, Jesus wieder atmen und weiterleben. Der Stich sollte nicht töten, sollte bloss prüfen, ob Jesus tatsächlich tot ist. Ein Stich in die Herzkammer (auch da wären Blut und Wasser ausgetreten) hätte den alsbaldigen Tod zur Folge, genau das aber musste vermieden werden. Denn die Kreuzigung war Folter. Sie sollte sich über viele Stunden oder Tage hinziehen, unendliche Schmerzen bereiten und keinesfalls vorzeitig beendet werden; wenn aber doch, dann wurden den Übeltätern die Beine gebrochen, damit wurden neue Schmerzen zugefügt und erhöhter Blutverlust bewirkt.

Der Soldat stach also in Jesu rechte Seite. Blut und Wasser rannen aus der Wunde. Jeder mo-



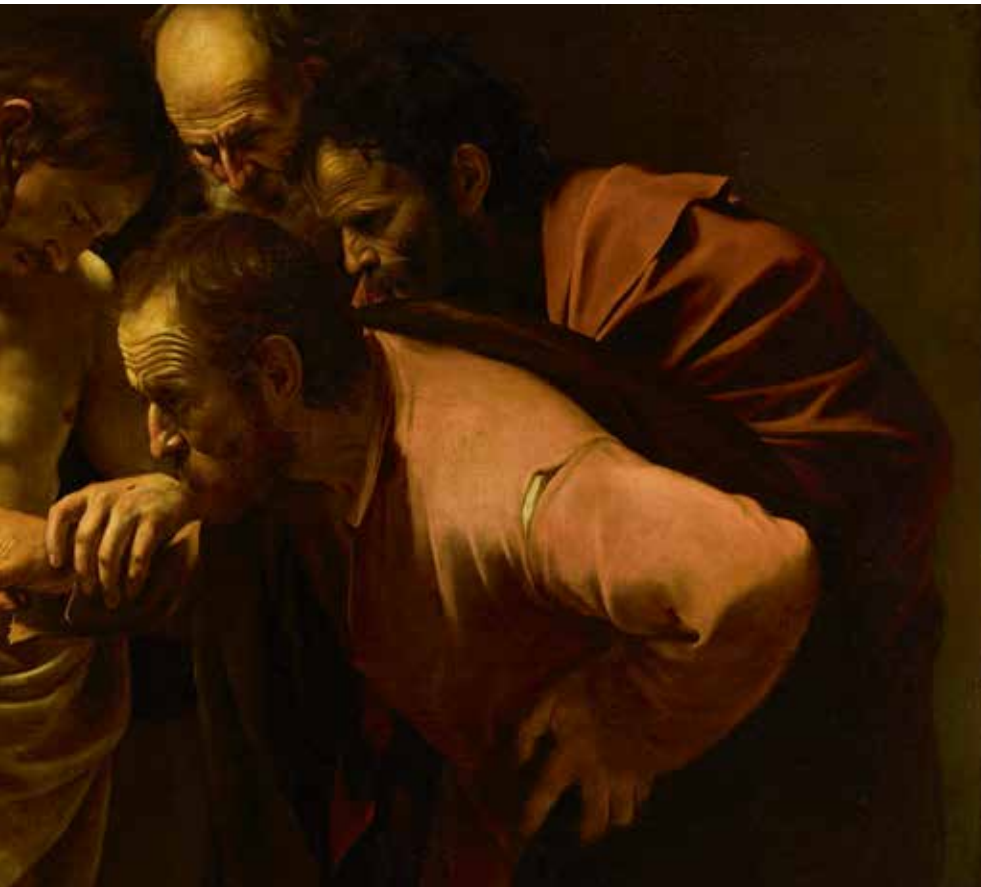
Wunder am Grab:

derne Mediziner erkennt aus diesem Befund einen vorangegangenen Pleura-Erguss und dessen Entlastung. Die folgende Grablegung war nur möglich, weil wenigstens zwei Verwandte darum gebeten hatten und Joseph von Arimathia, ein Bewunderer Jesu, bei Pilatus vorstellig werden konnte und sein Grab zur Verfügung stellte. Gekreuzigte wurden gewöhnlich verscharrt.

Freilich durfte das rechtswidrige Überleben nicht publik werden; es hätte – dem römischen Strafrecht zufolge – den Tod aller Mitwisser, auch des eben Geretteten verursacht. Jesus, seine Helfer und seine Jünger mussten schweigen. Der Überlebende musste sich verbergen. Er verliess bald den Machtbereich des Pilatus, ging möglicherweise erst nach Pella, auf die linke Jordanseite, dann nach Ägypten.

## Zweite göttliche Gestalt

Eine Reihe von Zeugnissen des zweiten Jahrhunderts handeln in der Tat von dem überlebenden Jesus hier oder da. Sie sind so alt wie die Evangelien und gewöhnlich nicht weniger vertrauenswürdig als diese, sobald die Voreingenommenheit des Glaubens den historischen Sachverhalt weicht. Vor allem bietet das mit seiner Passionsdarstellung auf einen alten Bericht zurückgehende Johannes-Evangelium den medizinisch klaren Befund, eben den Austritt von Blut und Wasser aus der Speerwunde in der Seite, also den Pleura-Erguss.



Caravaggios «Ungläubiger Thomas» (um 1600).

Maria aus Magdala begegnete als Erste dem Grabflüchtigen, wie das Johannes-Evangelium festhielt. Sie informierte umgehend Petrus und den Lieblingsjünger. Der «ungläubige» Thomas durfte die Lebendigkeit des Überlebenden prüfen. Vermutlich sammelte er die wichtigsten Jesus-Worte, die dann als Evangelium des Thomas Verbreitung fanden, mit der Zeit aber den kanonischen Evangelien weichen mussten und erst 1945 in einer bruchstückhaften koptischen Version wiedergefunden wurden. Sie tradieren die ältesten echten Jesusworte, die erhalten blieben. Gesammelt wurden sie schon vor dem Jahr 62, zur Zeit des Paulus, sie waren wohl gegen ihn gerichtet.

Wie gründlich das Überleben verheimlicht wurde, bezeugt nichts deutlicher als der eben erwähnte Apostel Paulus. Er stand dem Geschehen in Jerusalem von allen noch verfügbaren Zeugen zeitlich am nächsten. Seine Informanten aber, die Anhänger des «Auferstandenen», die Jesusleute in Antiochia, die Paulus erst verfolgte, bevor er ihr Anhänger wurde, wussten von den Hintergründen des Wunders am Grab nichts. Sie unterwiesen Paulus mit einer verstümmelten Version, die bloss von der «Auferstehung» handelte und damit den Apostel in die Irre führte. Seine eigene Lehre hatte mit dem realen Geschehen in Jerusalem nichts zu tun.

Paulus, einst ein strenggläubiger, kultbessener, doch wohl hellenisierte Jude der Diaspora, orientierte sich an einem Hymnus, den er in seinem Brief an die Philipper zitierte (2,5–

11). Manche moderne Autoren halten die Verse für vorpaulinisch und für das älteste christliche Zeugnis, andere (so auch ich) für eine Komposition des Paulus selbst. Da wirkt sein Christus Jesus als vorgeburtlich existenter Gottessohn, der zur Kreuzigung aus Himmelshöhen herabstieg, um gleichsam als Opfertier die Menschheit von den Ketten der Sünde zu erlösen.

*Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäusserte sich und wurde wie ein Sklave, und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.*

*Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der grösser ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennet: Jesus Christus ist der Herr – zur Ehre Gottes, des Vaters (Phil 2,6–11; übersetzt von Gerd Theissen)*

In diesen knappen Versen verbirgt sich das Wesen des paulinischen Christentums. Die Fabel hatte freilich mit dem Messias, dem Maschiach der Juden, nichts gemein. Wohl aber dürfte sie an die zur Zeit des Paulus kursierenden Vorstellungen von einer zweiten göttlichen Gestalt im Himmel erinnern, nämlich neben dem «Uralten» an einen Geist Gottes, einen Sohn Gottes, eine Schöpferkraft Gottes. Paulus scheint dieses Wesen mit dem in Jerusalem Auferstandenen

identifiziert zu haben. In mehrfachen Widerfahrnissen erlebte er ihn, vor allem bei seiner Bekehrung vor Damaskus, aber nicht minder nachhaltig bei der Vision zur Einsetzung des Abendmahls mit Leib und Blut des Herrn.

Auf diese Weise wurde der Apostel zum Erfinder des Christus und des Abendmahls. Trinket mein Blut ... Kein gläubiger Jude hätte ein solches liturgisches Mahl mit dem «Blut» des «Opfertieres» erfinden können. Juden, auch Jesus

*Jesus kehrte etwa zwei Jahrzehnte nach der Grabflucht vielleicht noch einmal nach Jerusalem zurück.*

von Nazareth, mieden streng die Berührung mit Blut. Dieses Mahl war die Erfindung des Paulus, der sich schrittweise von den Normen seiner Herkunft löste, fremde Kulte wie etwa den Mithraskult aufgriff und seiner Religion anverwandelte. Seine Mahlversion ist zuerst bezeugt in seinem ersten Brief an die Korinther.

### Kämpfer gegen Rom

Die wahren Jünger Jesu, die Urjünger, folgten ihrem Meister, der den Tempelkult reinigen und erneuern wollte, und sich zu keinem Gottessohn hochstilisierte, sondern sterblicher Mensch blieb. Sie folgten in keiner Weise der Dogmatik des Paulus. Im Gegenteil. Es kam zum Konflikt.

Die Apostelgeschichte erinnerte einen eher harmlosen Streit über die Teilnahme von «Heiden», von «Unbeschnittenen», am Tempelkult; er sei, wie die Apostelgeschichte berichtet, auf einem Apostelkonvent in Jerusalem durch einen Kompromiss geschlichtet worden. Paulus sollte bei Heiden missionieren, die anderen unter Juden. Tatsächlich reichte die Differenz viel tiefer. Die Jünger anerkannten die Christologie des Paulus nicht. Ihr Jesus war kein Gottessohn, nur Mensch.

Jesus kehrte etwa zwei Jahrzehnte nach der Grabflucht vielleicht noch einmal nach Jerusalem zurück, nämlich als «der Mann aus Ägypten», jetzt aber an der Spitze von Aufrührern und Kämpfern gegen Rom. Diese Annahme verlangt freilich abermals, die vertraute Darstellung der Evangelien zu verlassen und dem historischen Bericht zu vertrauen, den der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus niedergeschrieben hat. Dieser Aufstand wurde alsbald niedergeschlagen; der «Ägypter» aber entkam, und niemand weiss wohin.

Johannes Fried ist emeritierter Professor für mittelalterliche Geschichte der Goethe-Universität Frankfurt am Main und zählt zu den international renommiertesten Mediävisten der Gegenwart, vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa durch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. In den letzten Jahren hat er sich der Leben-Jesu-Forschung zugewandt und zwei Spiegel-Bestseller zu dem Thema veröffentlicht («Kein Tod auf Golgatha», C.H. Beck, 2019; «Jesus oder Paulus», C.H. Beck, 2021).

# Sündenfall der Trump-Gegner

Die Anklage gegen den Ex-Präsidenten ist ein politisches Manöver, kein ernsthaftes juristisches Verfahren. Die Schadenfreude wird von kurzer Dauer sein.

Roger Kimball

*New York City*

Lassen Sie sich nicht beirren von der Flut von Analysen, die über uns hereinbricht. Im Kern ist die Anklage gegen Donald Trump ein politisches Manöver, kein juristisches Verfahren. In Berichten werden zwei Formulierungen besonders gern verwendet, nämlich «Er [Bezirksstaatsanwalt Bragg] überschreitet den Rubikon» und «Bananenrepublik».

Eine Instanz, die diese beiden Ausdrücke verwendete, war Bill Barr, zweimaliger US-Justizminister, zuerst unter George W. Bush in den frühen 1990ern und dann, von 2019 bis Ende Dezember 2020, unter Donald Trump. Im Gespräch mit dem wirtschaftspolitischen Kommentator Larry Kudlow bezeichnete Barr die Anklage als «Inbegriff des Missbrauchs staatsanwaltlicher Macht».

Er fügte hinzu, dass es Bragg um den Mann gehe, nicht um eine Straftat – eine Praxis, die ich anderswo mit «Entzug der bürgerlichen Rechte» verglichen habe, einer veralteten juristischen Massnahme, die von der US-Verfassung geächtet wurde, weil deren Ziel nicht die Verfolgung bestimmter Straftaten, sondern bestimmter Personen sei. Die Engländer haben dieses Instrument gebraucht und missbraucht. Die Kolonisten duldeten es nicht, dass jemand seiner Bürgerrechte beraubt wurde, nur weil er sich bei mächtigen Leuten unbeliebt gemacht hatte.

## Fröhliches Spekulieren

Bill Barr hat zwar für Donald Trump gearbeitet, aber er hat bekanntlich ein kompliziertes Verhältnis zu ihm. Er missbilligte Trumps Verhalten nach der Wahl 2020 und quittierte kurz

*Der Missbrauch staatsanwaltlicher Macht könnte für den ehemaligen Präsidenten von Vorteil sein.*

vor Ende von Trumps erster Amtszeit den Dienst. Seine Kritik an der Anklage ist daher umso bemerkenswerter. Die Anklage, sagte er, welche die ganze Macht des Justizapparats auf-

biete, um ein politisches Ziel durchzusetzen, markiere eine «schändliche Episode in unserer Geschichte», die wir für immer «bedauern» würden (und hier war dann vom Überschreiten des Rubikons die Rede).

Auf Kudlows Frage, wie die Anklage (deren Einzelheiten noch immer nicht bekannt sind) beim Rest der Welt ankommen werde, sagte Barr, die Vereinigten Staaten würden wie eine



«Rubikon überschritten»: Ex-Justizminister Barr.

«Bananenrepublik» dastehen. In solch korrupten Staaten werden die Kritiker der Herrschenden eingeschüchtert, verfolgt und ins Gefängnis gesteckt.

Nayib Bukele, der starke Mann von El Salvador, hat dies in seiner Reaktion auf einen spöttischen Artikel in der *New York Times* deutlich gemacht. Das Blatt hatte fröhlich darüber spekuliert, was mit Trump bei seiner gerichtlichen Vorführung passieren werde: «Man wird ihm die Fingerabdrücke nehmen, ihn fotografieren, ihm vielleicht sogar Handschellen anlegen.» Bukele twitterte: «Man stelle sich vor, dies würde hier in El Salvador einem oppositionellen Präsidentschaftskandidaten passieren.»

Wir sollten in William Barrs Kommentaren kein Pro-Trump-Manifest sehen. Barr kritisiert

den Missbrauch staatsanwaltlicher Macht, was für den ehemaligen Präsidenten ausnahmsweise von Vorteil sein könnte. Trumps Umfragewerte explodieren, und er bekommt massenhaft Spenden für seinen Wahlkampf. Barr spekuliert, dass die Demokraten mit diesem beispiellosen Schritt zwei Ziele verfolgen: erstens den Vorwahlkampf der Republikaner durcheinanderzubringen und zweitens Trump zu guten Umfragewerten zu verhelfen.

Das zweite Ziel dürfte überraschen, da die Demokraten ausnahmslos (zusammen mit vielen Republikanern) Trump verabscheuen und nichts dagegen hätten, wenn er ein für alle Mal aus der amerikanischen Politik verschwände. Das scheinen widersprüchliche Impulse zu sein, aber weithin wird angenommen, dass Trump leichter zu besiegen wäre als andere Kandidaten, namentlich Ron DeSantis, der Gouverneur von Florida. Man will Trump also anschwärzen und zugleich seine Wähler sowie andere Republikaner aufstacheln, die in der Anklage eine Waffe zur Durchsetzung rein politischer Ziele sehen.

## Musks Prophezeiung

Ich fürchte, die Demokraten unterschätzen Trumps Stärke. Als Trump vor einigen Wochen mitteilte, dass man ihn vermutlich bald verhaften werde, twitterte Elon Musk, dass Trump in diesem Fall bei den Wahlen 2024 einen «Erdrutschsieg» einfahren werde.

Aufmerksame Leser werden bemerkt haben, dass ich weiter oben von Trumps «erster Amtszeit» gesprochen habe. Das impliziert, dass es wahrscheinlich eine zweite Amtszeit geben wird, womit ich auch tatsächlich rechne. Ich habe anfangs die Begriffe «Rubikon» und «Bananenrepublik» zitiert. Abschliessend möchte ich all jene, die die Anklage gegen Donald Trump voller Schadenfreude beobachten, an ein anderes Wort erinnern, das Trump kürzlich verwendet hat – nämlich «Vergeltung».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Roger Kimball ist Herausgeber des *New Criterion* und Kolumnist des *Spectator*.

# BRIEF AUS BERLIN

Peter Littger



Wer ausgerechnet den Wittenbergplatz in Berlin – mit seinen baulichen Kriegsnarben und Nachkriegssünden – für die richtige Station im Besuchsprogramm des britischen Monarchen hält, hätte vor wenigen Jahren sicherlich noch das «Kaufhaus des Westens» gewählt. Den Wochenmarkt gegenüber zu besuchen, wäre jedenfalls für Charles' Mutter Elizabeth ähnlich absurd gewesen, wie die vier Currywurstbuden auf dem Platz oder das «Chicago Steakhaus» – jener Ort, wo Alois Hitler, Adolfs Halbbruder, in den dreissiger Jahren ein gutbürgerliches Restaurant betrieb.

Im Fall des neuen englischen Königs ist es aber nun einmal so, dass er unheimlich neugierig auf alles ist, was mit den Schlagwörtern «nachhaltig», «regional» und «bio» beschrieben werden kann. Wobei «bio» auf Englisch mit *organic* übersetzt werden muss, weil das englische *bio* strenggenommen «lebend» bedeutet. Zugleich berichten englischsprachige Expats in Berlin immer wieder, dass das deutsche «bio» irgendwann abfärbt, wenn man es nur oft genug hört. Und wer weiss – vielleicht trifft diese sprachliche Spitzfindigkeit auch das Interesse des Königs, der einmal mehr bewiesen hat, dass er an seinem Deutsch arbeitet.

Fest steht, dass Karl III., wie Charles III. auf Deutsch genannt wird, bei seiner ersten Auslandsreise als König etwas entdecken wollte, was er für typisch deutsch hält – und was aus seiner Sicht zu den besten Seiten des Landes zählt. Das sind – seitdem es ihm die Grüne Renate Künast irgendwann eingeredet hat – frische Lebensmittel direkt vom Erzeuger.

Nicht dass es davon nicht genug auf den Britischen Inseln gäbe. Doch modi-

sche Begriffe wie *market town* oder *sustainable farming* haben in Charles' Heimat stets einen Beigeschmack, der nach Gewinnstreben und Werbemasche klingt. Ein deutscher Biobauernhof scheint unterdessen die Illusion von ehrlicher und harter Arbeit zu wecken: mit dreckigen Händen, selbstgestrickten Socken und glücklichen Tieren.

So fiel die Wahl des königlichen Protokolls auf den «Berlin Brandenburger Bauernmarkt» auf dem Wittenbergplatz. Händler wurden vorab von einer Delegation der Botschaft besucht,

## Auf einem Biobauernmarkt wollte Karl III. die besten Seiten Deutschlands entdecken.

und eine Gruppe von sechs Ständen wurde ausgewählt, um Seiner Majestät den Mythos vom deutschen Biohonig, Biofleisch, Bioapfel, Biofisch, Biokäse und Biobrot zu erklären.

Wir wurden aufgefordert, den Besuchern unsere Produkte unter die Nase zu halten», erzählt Imker Martin Perschke. «Ich sollte sogar eigene Löffel zum Probieren mitbringen, doch ich habe geantwortet, dass ich keine goldenen Löffel besitze.» Schliesslich brachte Perschke Partyspiesser mit – und machte damit einen grossen Stich: Charles erkundigte sich nicht nur nach den Imkermethoden, sondern wollte gleich mehrere Gläser Honig kaufen und soll schon seinen Portemonnaiediener herbeigewunken haben. «Ich habe abgewunken», sagt Perschke, «die Gläser habe ich ihm geschenkt.» Daraufhin liess Charles ein Geschenk für den Brandenburger hervorholen: «Buckingham Palace Garden Honey». Was folgte, hat

Perschke vollends überrascht: «Ich wurde nach England eingeladen!»

Etwas abgebrühter reagierte Carsten Hübner, der mit seinem Obstbaubetrieb regelmässig an der Branchenmesse «Grüne Woche» teilnimmt. «Ich bin den Umgang mit hochrangigen Besuchern gewohnt.» Die Visite aus dem Königreich traf ihn jedoch unvorbereitet. «Charles sprach die ganze Zeit von *apple juice*, aber ich hatte keinen Saft für ihn.» Die Birnenstücke, die er reichte, hat der Monarch genauso wenig gegessen wie den Brothappen mit Bärlauch, der am nächsten Stand für ihn geschmiert wurde – in der Form einer Krone.

Axel Kaiser ist «Der Bärlauchbauer», ein grösserer Betrieb, der mit Ständen im ganzen Land präsent ist. Für einen echten Königs liess er es sich nicht nehmen, persönlich nach Berlin zu reisen. «Darauf habe ich als Kaiser immer gewartet», sagt er stolz. Die Übersetzung von Bärlauch – *ramson* (noch besser: *wild garlic*) – die er am Stand angebracht hatte, tat ihr Übriges. Charles stellte viele Fragen und blieb so lange, dass der Abstecher den gesamten Zeitplan durcheinanderbrachte.

Camilla hat sich auch königlich amüsiert, jedenfalls hat sie viel gelacht. Ob es am Wildfleischhändler lag, der eine Schürze mit der Aufschrift «Richard's wild» trug, bleibt eine offene Frage. Sollte er damit «Wild» gemeint haben, hätte das auf Englisch *game (meat)* heissen müssen. So stand auf der Schürze, dass Richard ziemlich wild ist.

Doch auch dieser Patzer passte zum Programm – wenn man bedenkt, wer das Königspaar in die Berliner Wildnis führte: Pannenburgbürgermeisterin Franziska Giffey!

# Vendetta gegen Blatter

Seit Jahren macht Fifa-Präsident Gianni Infantino Jagd auf seinen Vorgänger. Dabei führt er den Weltfussballverband skrupelloser, als es Sepp Blatter je tat.

Henry Habegger

**A**m Sonntag fragte mich die *Weltwoche* an, ob ich für die neue Ausgabe «einen Aufsatz über die Fehde zwischen Gianni Infantino und Sepp Blatter schreiben» würde. Über die Motive. Wer von den beiden recht habe, wer unrecht. Auslöser war ein Artikel von mir in den CH-Media-Zeitungen, der zeigte, wie die Fifa unter Infantino versucht hatte, Blatter eine Art Verschwörung im Kloster Einsiedeln anzuhängen. Der Artikel war am 1. April erschienen, und manche Leserinnen und Leser, inklusive ein in die angebliche Verschwörung Involvierter, hielten ihn für einen Aprilscherz.

Das war er nicht, jedenfalls nicht so, wie man sich das vorstellt. Er basierte auf Eingaben, die die Anwälte von Infantino Mitte 2021 bei der Zürcher Staatsanwaltschaft eingereicht hatten, um die Strafanzeige zu schärfen, die sie ein halbes Jahr zuvor gegen Blatter und weitere frühere Fifa-Verantwortliche deponiert hatten. Vorwurf: Unter Blatter habe die Fifa mit der Swiss Life einen zu hohen Mietzins für das «Haus zur Enge» in Zürich vereinbart, in dem sich seit 2016 das Fifa-Museum befindet.

## Ohne erkennbare Substanz

Der bei Dritten bestellte und von der Fifa eingereichte *investigative report* stützte sich auf nicht genannte Quellen. Nicht nur Blatter, sondern etwa auch frühere Swiss-Life-Grössen und der damalige Abt Martin Werlen wurden diffus in die Nähe einer Verschwörung gerückt. Blatter habe, so wurde gemutmasst, womöglich in einem abhörsicheren Raum im Kloster Einsiedeln jahrelang zweifelhafte Deals getätigt, unter anderem eben den angeblich unvorteilhaften Mietvertrag mit Swiss Life eingefädelt. Die Zürcher Staatsanwaltschaft ermittelte aufwendig auf Kosten der Steuerzahler und kam zum Schluss: Weder war etwas Illegales oder für die Fifa Nachteiliges geschehen beim Aushandeln des Mietvertrags, noch hatten die Unterstellungen zu den geheimen Verabredungen im Kloster erkennbare Substanz.

Gianni Infantino liebt die Justiz, jedenfalls wenn er sie gegen seine Gegner in Marsch setzen kann. Er ist der Saubermann, der gegen



«Alle, die mich lieben»: Infantino bei seiner Wahl zum Fifa-Präsidenten, 26. Februar 2016.

«die alte Fifa» und deren Exponenten vorgeht. Für ihn selbst hat das den nicht ganz so kleinen Vorteil, dass er sich Rivalen wie Michel Platini oder eben Sepp Blatter vom Leib hält. Sie können ihm nicht gefährlich werden, solange die Fifa als Privatklägerin dafür sorgt, dass Strafverfahren gegen sie laufen. Zu diesem Muster passen die Geheimgespräche Infantinos mit dem früheren Bundesanwalt Michael Lauber in Sitzungszimmern des Berner Hotels «Schweizerhof». Das Haus gehört dem Emir von Katar, die Sitzungszimmer lagen drei, vier Schritte entfernt vom Eingang der Botschaft

des Emirats, die bis vor kurzem im Hotel untergebracht war. In der Affäre versuchen immer noch zwei Sonderermittler des Bundes zu klären, ob Strafbares passierte. Sie stochern mehr oder weniger im Nebel.

## Blatters Charme

Niemand wird wohl behaupten wollen, Sepp Blatter sei ein Heiliger. Wer in der Fifa so lange oben war, konnte kein Heiliger sein. Blatter wusste, wie man seine Widersacher vom Spielfeld räumt. Er kannte die Stärken und Schwächen von Freund und Feind. Aber Blatter hielt



sich nicht durch Einschüchterung seiner Gegner, durch Bestechung und Bestechlichkeit an der Macht, wie jetzt insinuiert wird, sondern wesentlich durch seine Persönlichkeit, seine Schlaueit, seinen Charme. Und er war, im Gegensatz zu seinem Nachfolger, beliebt beim Personal, auf das er zuzug. «Blatter hat die Menschen gern», sagt einer, der ihn seit langem kennt.

Blatter versuchte, zwar durchaus unter externem Druck, gegen Schluss seiner Amtszeit, die Fifa zum Besseren zu verändern. Er beauf-

### *Gianni Infantino liebt die Justiz, jedenfalls wenn er sie gegen seine Gegner in Marsch setzen kann.*

tragte den Strafrechtler und Anti-Korruptions-Experten Mark Pieth, Reformen vorzuschlagen. Die Ethikkommission mit der untersuchenden und der rechtsprechenden Kammer entstand, mit scharfen Ermittlern wie dem Schweizer Cornel Borbély. Dass es diese Ethikkommission war, die im Herbst 2015 Blatter und gleich auch dessen designierten Nachfolger Michel Platini aus dem Fussballgeschäft verbannte (wovon ausgerechnet Infantino profitierte), ist jedenfalls Beweis dafür, dass sie nicht nach Blatters Pfeife tanzte.

#### **Mehr Spiele, mehr Geld**

Nachfolger Infantino, Saubermann und Rächer, machte das Gegenteil, er setzte 2017 Borbélys Absetzung durch. Dieser führte laut Berichten damals auch gegen ihn Ermittlungen durch, wegen Vorgängen in Afrika. Infantino setzte Günstlinge ein, die er selbst aussuchte – in einer Geheimmission, die er nicht einmal gegenüber der Fifa-Compliance offenlegte. Für Kritiker ist längst klar: Der neue Fifa-Chef hat die Ethikkommission, die Blatter ausgeschaltet hatte, zum eigenen Machtinstrument transformiert. In Infantinos Fifa dreht sich alles um den Chef und um Geld. Mehr Spiele, mehr Geld – Infantinos Pläne seien «eine Kultur der Gier im Fussball», notierte die *Frankfurter Allgemeine* kürzlich. Das macht Infantino einerseits selbst reich – seine ausgewiesene Entschädigung steigt Jahr für Jahr, zuletzt ist sie bei 3,6 Millionen Franken angelangt. Geld sichert dem, der es verteilen kann, andererseits den Verbleib an der Macht.

Infantino hat das System Blatter, der die Fifa-Financen sanierte, perfektioniert und pervertiert. Er macht den Weltfussball zur blossen Geldmaschine, zum Spekulations- und Prestigeobjekt von Scheichs und Oligarchen, von Regimes und Diktaturen wie Katar, Saudi-Arabien, Russland, China. Er scheint in der Auswahl seiner Partner weder Skrupel noch Berührungängste zu kennen. Mit Autoritären oder Möchtegern-Autoritären wie Trump lässt

sich auch das Geschäft mit dem Fussball ungleich unkomplizierter und diskreter abwickeln als mit Demokraten, die erst ihre Bevölkerung überzeugen müssen. Zu den Europäern, die es bisweilen immer noch wagen, ihn öffentlich zu kritisieren wie bei der WM in Katar, geht Infantino entnervt auf Distanz.

Seine Fifa kommuniziert mithin selbst schon wie ein autoritärer Staat. Wenn die Fragen «den Präsidenten», wie seine vielen Höflinge ihn nennen, behelligen könnten, gibt es statt einer Antwort der Kommunikationsabteilung die höfliche Warnung von Rechtsanwälten, die eine Klage ankündigen für den Fall, dass bestimmte Zusammenhänge hergestellt würden. So sind etwa Fragen zur süditalienischen Herkunft der Familie des Präsidenten neuerdings tabu. Angeblich gehört das zur Privatsphäre.

Besser verstanden fühlt sich Infantino da zweifellos von Journalisten wie *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel, der von der Ehrentribüne beim WM-Finale in Katar twitterte: «Beste WM aller Zeiten? Was für eine Blamage unserer Miesepeter-Medien. Bravo, Katar. Bravo, Gianni Infantino! Und dieser Final. Das ist Fussball vom Allerfeinsten.» Oder von seiner Generalsekretärin Fatma Samoura, die im März in Ruanda anlässlich seiner Wiederwahl als Fifa-Chef wie auf Bestellung rief: «Präsident, wir lieben Sie!» Die Wiederwahl erfolgte per Akklamation, einen Gegenkandidaten gab es nicht, keiner hatte sich getraut. Sie lieben ihn alle, den Freund der Autoritären. Infantino selbst, zunehmend auch selbstverliebt, behauptete nach der Wahl: «Alle, die mich lieben, und ich weiss, das sind viele, und alle, die mich hassen, ich weiss, es gibt da ein paar – ich liebe euch alle.»

#### **Entscheide im kleinsten Kreis**

Im Gegensatz zu Vorgänger Sepp Blatter kapselt sich Infantino in der Fifa ab. Er umgibt sich mit wenigen Getreuen, Entscheide fallen im kleinsten Kreis, keiner wagt es mehr, sich offen gegen Infantino zu stellen aus Furcht vor ihm und seinem Einfluss. Und niemand, der einen Ruf zu verlieren habe, wolle heute zur Fifa arbeiten gehen, sagt ein Verantwortlicher beim Schweizer Fussballverband.

Die Fifa werde unter Infantino immer mehr zur Sekte, sagt ein langjähriger Beobachter des Weltfussballs. Fest steht: Infantino hat alles im Griff, und auch Samouras Entschädigung stieg zuletzt massiv an.

Alle lieben Gianni, Gianni liebt sie alle. Gerade wenn er ihnen die Justiz auf den Hals hetzt.

Henry Habegger ist Redaktor bei CH Media. Das Honorar für diesen Artikel wird er Amnesty International spenden, einer Organisation, die sich für die Rechte der von Autoritären Entrechteten einsetzt.

## Israel räumt ein, Atomwaffen zu haben

Der ehemalige Regierungschef Ehud Barak hat in einem Tweet bestätigt, dass Israel über Atomwaffen verfüge. Die Information ist zwar reichlich verklausuliert. In Gesprächen mit westlichen Politikern über den umstrittenen Umbau der Justiz, twitterte Barak am Dienstag, höre er die Sorge, dass «im Herzen des Nahen Ostens eine messianische Diktatur» errichtet werde, «die über Atomwaffen verfügt und fanatisch eine Konfrontation mit dem Islam anstrebt».



*Ambivalenzstrategie:*  
Ex-Premier Barak.

Falls Barak damit eine weitverbreitete Vermutung über Israels nukleares Potenzial öffentlich bekräftigen wollte, hat er sich nicht nur über die strengen Zensurbestimmungen hinweggesetzt.

Der frühere Verteidigungsminister und Generalstabschef bricht zudem mit dem jahrzehntealten Grundsatz der strategischen Zweideutigkeit, wonach Israel den Besitz von Atomwaffen weder bestätigt noch dementiert. Seit bald sechzig Jahren sagt das offizielle Israel über seine atomaren Fähigkeiten bloss, dass es «nicht als erstes Land Nuklearwaffen in den Nahen Osten einführen» werde. Mit dieser ambivalenten Erklärung sollen Araber und Iraner über die nukleare Kapazität Israels im Dunkeln gelassen werden.

Diese Politik könnte nun in sich zusammenfallen. Mit dem «nuklearen Outing» erhält der atomare Schwellenstaat Iran, aber auch Saudi-Arabien ein starkes Argument dafür, dass ihr Streben nach der A-Bombe nicht nur legitim, sondern für ihre Sicherheit notwendig sei. Das könnte die jüngsten Bestrebungen der Regierung Biden erschweren, mit dem Iran eine diplomatische Einigung über die Rückkehr zum Atomabkommen von 2015 anzustreben. Sie habe einen Vorschlag mit Teheran erörtert, der im Gegenzug für das Einfrieren von Teilen des iranischen Atomprogramms eine Erleichterung der Sanktionen vorsieht, berichtet der Investigativjournalist Barak Ravid.

Die Chancen für einen Durchbruch bei den Verhandlungen waren bisher gering. Ohne die Ambivalenzstrategie sind sie wohl noch geringer geworden.

*Pierre Heumann*



AdobeStock © Rastislav Sedlak SK



fotolia.com © alekskai



fotolia.com © Niko

## VIP-Spezialreise: Dubai und Abu Dhabi

# Zwischen Tradition und Superlative

**Keine Stadt auf der Welt hat sich so rasant entwickelt wie Dubai. Wo es früher nur Wüste gab, ragen heute gigantische Wolkenkratzer in den Himmel. Auf unserer 7-tägigen Exkursion tauchen wir ein in die arabische Stadt, die schon immer ein Bindeglied zwischen Europa und Fernost war. Wir besuchen exquisite Restaurants und lernen Abu Dhabi kennen, die Hauptstadt des grössten Emirats der VAE, das sich als Zentrum für Kunst und Kultur etabliert hat.**

Dubai wurde um 1830 als Fischersiedlung an der Golfküste gegründet. Schaf- und Ziegenzucht, Dattelanbau, Fischfang und Perlentuchen waren die vorherrschenden Tätigkeiten. Der Fleiss der Menschen und die liberalen Ansichten von Dubais Herrschern lockten immer mehr Händler aus Indien und dem Iran an. Nach dem Ende des britischen Protektorats 1971 erfolgte der Aufstieg der Vereinigten Arabischen Emirate, Erdölexporte brachten Reichtum. Dubai entwickelte sich zur internationalen Tourismus- und Handelsmetropole.

Im historischen Viertel Al Fahidi am Dubai Creek mit seinen traditionellen Windtürmen lernen wir das ursprüngliche Dubai kennen. In den Souks von Deira geniessen wir den Zauber des Orients. Einen unglaublichen Kontrast dazu bildet das hochmoderne Dubai. Auf der Aussichtsterrasse des Burj Khalifa,

des höchsten Gebäudes der Welt, erfreuen wir uns am atemberaubenden Rundblick. Mit der Palm-Monorail erreichen wir Jumeirah, die bewohnte Insel der künstlich aufgeschütteten Palm Islands. Und im neuen «Museum of the Future» begeben wir uns auf eine virtuelle Zeitreise ins Jahr 2071.

In Abu Dhabi erkunden wir Yas Island mit der Formel-1-Rennstrecke, und im Louvre Abu Dhabi bestaunen wir die bedeutende Kunstsammlung. Auch einen Besuch der Scheich-Zayid-Moschee, die zu den schönsten und grössten Moscheen der Welt zählt, lassen wir uns nicht entgehen. Auf einer Jeep-Safari erleben wir die Faszination der Wüste. Freunde des Pferdesports haben optional die Gelegenheit, einen exklusiven Blick hinter die Kulissen des «Dubai Polo & Equestrian Clubs» zu werfen.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### VIP-Spezialreise: Dubai und Abu Dhabi

#### Reisetermin:

8. bis 14. November 2023

#### Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Dubai–Zürich
- 5 Übernachtungen mit Frühstück im 4\*-Hotel «Wyndham Dubai Marina»
- Snack im Hotel am Ankunftstag
- Dinner im preisgekrönten Restaurant «Thiptara»
- Mittagessen in typischem Restaurant
- Barbecue im Dünencamp
- Dinner im Restaurant «Maiden Shanghai»
- Abendessen im Steakhouse
- Softdrinks zu den genannten Mittag-/Abendessen
- Stadtbesichtigung inkl. Fahrt mit dem Abra-Wassertaxi und der Monorail
- Ausflug «Kunst und Kultur in Abu Dhabi»
- Exkursion «Dubais Wüste» mit mehrstündiger Jeep-Safari
- Besichtigung «Museum of the Future»
- Qualifizierte, deutschsprechende Reiseleitung

#### Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2580.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

#### Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Dubai Polo & Equestrian Club»: Fr. 95.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091/752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch).

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# In Habecks Utopia wachsen Geldbäume

Dem grünen Wirtschaftsminister ist es egal, wer seine ideologischen Träume finanziert.



Der Stimmenanteil der Grünen bei der letzten Bundestagswahl lag bei bescheidenen 14 Prozent. Betrachtet man jedoch die Ergebnisse des vergangenen Koalitionsausschusses, bekommt man den Eindruck, es müsste mindestens das Doppelte gewesen sein.

Mit den Grünen in der Regierungskoalition ist es wie mit der öffentlichen Debatte in Deutschland: Es dominiert grün-linke Ideologie als moralischer Status quo, während die Mehrheit der Andersdenkenden nur darauf hoffen kann, den Grünen ein paar wenige realitätstaugliche Kompromisse abringen zu können.

Für diese Kompromisse, die in Wahrheit nichts als Nebelkerzen sind, feiert sich dann die FDP, deren früheres Motto «Lieber gar nicht regieren als schlecht regieren» gegen den Leitsatz «Lieber 99,9 Prozent Öko-Sozialismus als 100 Prozent Öko-Sozialismus» eingetauscht wurde.

Ohne die FDP wäre es noch viel schlimmer gekommen, geben die letzten Anhänger der ehemals liberalen Partei zu bedenken und vergessen dabei, dass es der grün-rote Murks ohne die Unterstützung der Lindner-Partei gar nicht in die Regierung geschafft hätte.

Ja, lasst uns die Freien Demokraten dafür loben, dass Rentner über 80 Jahre von Habecks Heizungsplänen ausgenommen sind, ihre Erben und der 79-jährige Nachbar allerdings nicht. Willkürlich gesetzte Altersgrenzen als Garant für Gerechtigkeit? Wohl kaum. Damit die unter 80-jährigen Hausbesitzer, wenn im Winter spontan die Heizung kaputtgeht, den-

noch nicht frieren, soll es trotz des Verbots für Öl- und Gasheizungen ab 2024 möglich sein, vorübergehend wieder einen Öl- oder Gaskessel einzubauen. Allerdings müsse dieser dann spätestens nach drei Jahren umgerüstet werden, was im Endeffekt noch einmal deutliche Mehrkosten bedeuten würde als der direkte Umbau.

Apropos Kosten: Wie für linke Regierungen üblich, soll es natürlich auch hier eine staatliche Förderung nach sozialer Staffelung

*Eine Gesellschaft lässt sich von einer 14-Prozent-Partei am Nasenring durch die Manege ziehen.*

geben. Bis zu einer Billion Euro könnte das nach Schätzungen von Marcel Frondel, Professor des Instituts für Wirtschaftsforschung (RWI) in Essen, kosten. Ein unvorstellbarer Betrag, der nicht mal im Land mit der höchsten Steuer- und Abgabenlast weltweit realisierbar ist und der deutlich macht, dass man sich als Bürger eher nicht darauf verlassen sollte, dass es so etwas wie eine staatliche Unterstützung tatsächlich geben wird.

Da man im Wirtschaftsministerium sehr wahrscheinlich um die Nichtfinanzierbarkeit der eigenen Pläne weiss und den Zorn der Leute fürchtet, erzählt man, dass die Kosten noch nicht beziffert werden könnten, weshalb man sie «nachreichen» werde. Vorhaben beschliessen, bevor über die Finanzierbarkeit nachgedacht wird – so etwas geht tatsächlich nur bei Kinderbuchautoren, die es

in der Politik trotz ökonomischer Komplettahnungslosigkeit zum Wirtschaftsminister gebracht haben.

Spannend wird auch die Frage sein, woher im Land des Fachkräftemangels die Handwerker kommen, die den ganzen Kram einbauen, wenn in den nächsten Jahren Millionen von Gas- und Ölheizungen ausgetauscht werden müssen. Vermutlich befinden sich diese an demselben Ort namens Utopia, wo auch die Geldbäume zur Finanzierung von Habecks feuchten Träumen wachsen.

In jedem normalen Land, in dem das Gros der Journalisten nicht aus Habeck-Fans besteht, die statt durch kritische Berichterstattung durch völlig Distanzlosigkeit zur grünen Partei auffallen, würde man eine Ampel-Koalition nach einem solchen Beschluss medial zum Teufel jagen. Und zwar so lange, bis auch der letzte komatöse Deutsche realisiert hat, dass es sich bei den Grünen nicht einfach um eine Partei für die Interessen der Umwelt handelt, sondern um eine ökosozialistische Klimasekte, der es völlig egal ist, wie der Hausbesitzer seine Wärmepumpe bezahlt, den man ja sowieso lieber in eine kleine, klimafreundlichere Wohnung pferchen wollen würde.

Da ist es dann auch nur eine Randnotiz, dass bei der 65-Prozent-Regel von Habeck 35 Prozent übrigbleiben, die wir mit schmutzigem Kohlestrom kompensieren müssen. Es geht schliesslich um Ideologie und nicht um Logik und um eine Gesellschaft, die sich von einer 14-Prozent-Partei am Nasenring durch die Manege ziehen lässt.

# Ein Hoch auf die Schweizer Neutralität

Für all jene Nicht-Schweizer, die die Neutralität der Schweiz in Frage stellen, möchte ich Klarheit schaffen: Die Guten Dienste sind unverzichtbar.

*Edward T. McMullen Jr.*

*Washington D. C.*

Ich erinnere mich oft an jenen kalten, trüben, verregneten Dezembertag 2019, als auf dem Rollfeld des Flughafens Zürich stille Diplomatie in Aktion zu beobachten war, Grundlage der Guten Dienste, für die die Schweiz seit langem geschätzt und bewundert wird. Ich sah Schweizer Diplomaten nach einer schwierigen Mission in Teheran aus einem Flugzeug steigen, in dem ein wichtiger Passagier sass, der nur «Gefangener Wang» hiess.

Xiyue Wang, Doktorand in Princeton, der seit 2016 in einem iranischen Gefängnis gesessen hatte, würde endlich zu Frau und Kind zurückkehren. Als er sich anschickte, an Bord seines Flugzeugs zu gehen, drückte ich ihm im Auftrag des Präsidenten der Vereinigten Staaten eine amerikanische Fahne in die Hand und hiess ihn willkommen in der Freiheit – woraufhin er in meinen Armen in Tränen ausbrach.

## Einfache Richtlinien

Das ist mein emotionalstes und denkwürdigstes Erlebnis als US-Botschafter in der Schweiz und in Liechtenstein. Über Monate hatten mir meine Mitarbeiter in Bern von Beispielen des Mitgefühls und der Professionalität des Schweizer Botschafters und seiner Kollegen in Teheran berichtet, die unsere Interessen in Iran vertraten. Herr Wang erzählte mir, dass er ohne die Schweizer, die ihn

*Seit vierzig Jahren finden in Genf diplomatische Gespräche zwischen den USA und Russland statt.*

mit Büchern und westlichen Nahrungsmitteln versorgten und ihm Mut machten, nicht durchgehalten hätte. Ähnliches wurde auch von anderen berichtet, unabhängig von Xiyue Wang – es darf nicht vergessen werden.



*Freiheit und Selbstverteidigung.*

Nach einer langen Erfolgsgeschichte haben sich die Guten Dienste der Schweiz abermals als unschätzbar erwiesen. Nach all den Beiträgen in aussenpolitischen Zeitschriften, die ich in den letzten Wochen gelesen habe, und all den Kommentaren von Leuten, die noch nie in der Schweiz gewesen sind, möchte ich unter Berufung auf andere wichtige historische Ereignisse Klarheit schaffen für all jene Nicht-Schweizer, die die Neutralität der Schweiz in Frage stellen und sie neu definieren wollen.

Eine Schweiz, die bereit ist, als neutrale Partei zu vermitteln, und zugleich entschlossen für Frieden und Freiheit eintritt, ist ein Gewinn für die internationale Ordnung, der his-

torisch verstanden und respektiert werden sollte.

Warum, werden Sie sich fragen, ist die Geschichte von Herrn Wang relevant? Warum lohnt es sich, an diesen verregneten Tag auf dem Vorfeld des Zürcher Flughafens zu erinnern? Während einige der führenden und lautesten Vertreter der internationalen Medien, Ökonomen, Banker und Politiker darüber diskutieren, ob die Schweiz an ihrer Neutralität festhalten sollte, empfiehlt es sich, die Dinge in die richtige Perspektive zu rücken.

Die Geschichte der Schweizer Neutralität ist bekannt. Die Schlacht bei Marignano 1515, in der zehntausend Schweizer den Tod fanden, führte dazu, dass die Eidgenossen fortan keine Expansionspolitik mehr betrieben. Die Schweizer, umringt von Frankreich, Österreich und Deutschland, erkannten, dass es klug sei, im Konflikt der europäischen Mächte neutral zu bleiben. Der Wiener Kongress 1815, der Vertrag von Paris und die Haager Konvention von 1907 garantierten die Neutralität, an der die Schweiz bis heute festhält.

Im Mai 2022 entwarf Bundespräsident Ignazio Cassis eine modernisierte Version der Schweizer Neutralität: «Keine Teilnahme an Kriegen, internationale

Zusammenarbeit, aber keine Mitgliedschaft in militärischen Allianzen, keine Truppen und Waffenlieferungen für Kriegsparteien, keine Durchgangsrechte.» Einfache Richtlinien, die es der Schweiz mit ihren 8,7 Millionen Einwohnern ermöglichen, eine Rolle bei internationalen Verhandlungen über Frieden und Stabilität zu spielen, wie es keine andere Nation vermag. Es ist eine angemessene und passende Rolle, die dieses ökonomische Kraftwerk einer zunehmend instabilen Welt anbieten kann.

Dies erkannte auch der grosse Staatsmann Winston Churchill, der 1944 in einem Brief an Aussenminister Anthony Eden schrieb: «Von allen Neutralen hat die Schweiz das grösste An-

recht auf Anerkennung... Was kümmert es uns, ob sie die von uns gewünschten kommerziellen Vorteile bieten kann oder den Deutschen zu viel gegeben hat? Die Schweiz ist ein demokratischer Staat, der für Freiheit und Selbstverteidigung... und weitgehend auf unserer Seite steht.»

Wie die Geschichte gezeigt hat, ist die Schweiz ein Zufluchtsort für Generationen von Intellektuellen, Freiheitskämpfern, Schriftstellern, Reformatoren und anderen, die einer Tyrannei entflohen und in einem Land, das Gedanken- und Meinungsfreiheit hochhält, politisches Asyl suchten. In einer Welt, in der solche demokratischen Werte zunehmend gefährdet sind, brauchen wir die Schweiz umso mehr.

In der aktuellen Debatte über die Rolle der Schweiz in der internationalen Politik sollte die Staatengemeinschaft zurückschauen und sich in Erinnerung rufen, welche bedeutende Rolle die Schweiz bei der Vermittlung von Abkommen und der Organisation von Konferenzen gespielt hat, die Kriege verhindert, den Wiederaufbau von Nationen vorangebracht und der Schweizer Friedenspolitik zu globalen Handelspartnerschaften und einer Nachfrage nach Guten Diensten verholfen haben.

Seit vierzig Jahren finden in Genf diplomatische Gespräche zwischen Vertretern der USA und Russlands statt. Am denkwürdigsten war

das Treffen zwischen Präsident Ronald Reagan und Generalsekretär Michail Gorbatschow im Jahr 1985, das weithin als wegbereitend für das Ende des Kalten Kriegs angesehen wird. Das Gipfeltreffen zwischen Präsident Joe Biden und Präsident Wladimir Putin 2021 war eine wichtige Chance für Diplomatie in einer Zeit, in der miteinander gesprochen werden muss.

#### Auf Kurs bleiben

Die Guten Dienste der Schweiz und ihre Bereitschaft, als Schutzmacht unsere Interessen zu vertreten, spielen eine zentrale Rolle in der US-Aussenpolitik. Es ist das Vertrauen zwischen bilateralen und multilateralen Partnern, das es der Schweiz wie keiner anderen Nation ermöglicht, diese Rolle zu übernehmen.

Angesichts des fortdauernden Ukraine-Kriegs und der Tatsache, dass China, Russland, Saudi-Arabien, der Iran und andere Gespräche führen und Abkommen schliessen, ist es umso wichtiger, dass die Schweiz bei ihrem Kurs bleibt und ihre Neutralität wahrt. In hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft wird die Schweiz als fairer und ehrlicher Makler für diplomatische Gespräche zur Verfügung stehen, die für Sicherheit und Frieden auf der Welt sorgen werden.

Irgendwann wird die Ukraine wiederaufgebaut werden müssen. Die Schweizer haben

mit der Konferenz von Lugano eine erste internationale Diskussion zu diesem Thema veranstaltet. Irgendwann wird die Welt, die vor dem Abgrund eines dritten Weltkriegs steht, zurücktreten und einen Weg zu internationalen Lösungen für Demokratie und Freiheit finden. Und wenn diese Zeit gekommen ist, wird eine wahrhaft neutrale Schweiz eine Rolle übernehmen, wie das keine andere Nation vermag. Edmund Burke hat einmal gesagt: «Menschen,

*Man kann nur hoffen, dass sich die Welt an die wertvolle Schweizer Tradition erinnern wird.*

die nicht auf ihre Vorfahren zurückblicken, werden auch nicht an ihre Nachwelt denken.» Man kann nur hoffen, dass sich die Welt an die alte und wertvolle Schweizer Tradition der Neutralität erinnern wird, die weltweit zu Freiheit und Demokratie beigetragen hat. Dies ist, heute mehr denn je, für die Schweiz eine gute Gelegenheit, den Weg zu einer friedlichen und prosperierenden Welt zu bereiten.

Edward T. McMullen Jr. war 2017–2021 amerikanischer Botschafter in der Schweiz und in Liechtenstein.  
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Vermögenssicherung im Zeitenwandel



DREI GUTE GRÜNDE FÜR REALE WERTE:

1 **Erhalt der Kaufkraft**

2 **Schutz des Privateigentums**

3 **Resistenz gegen Krisen**

Die Finanzmärkte sind im Umbruch. Wer Ersparnisse über Generationen sichern und die Kaufkraft des Geldes erhalten will, investiert in eine aktiv verwaltete Realwert-Strategie. Informieren Sie sich jetzt.

Die Informationen richten sich nur an Personen mit Sitz in der Schweiz und stellen weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung dar (Werbemitteilungen nach Art. 68 FIDLEG). Es besteht keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der Inhalte. Anlageentscheide sollten erst nach der gründlichen Lektüre des aktuellen Prospekts getätigt werden, welcher unter [realunit.ch/downloads/](https://realunit.ch/downloads/) eingesehen werden kann.

[realunit.ch](https://realunit.ch)



# Lasst Roger Waters singen

Die Cancel-Culture in Deutschland nimmt absurde Züge an. Noch erschreckender ist das Schweigen der Künstler.

Milosz Matuschek

*Mother, should I run for president?  
Mother, should I trust the government?  
«Mother», Roger Waters*

**A**uftrittsverbot für Roger Waters in Frankfurt am Main. In Deutschland wird gerade ein Teil von Pink Floyd gecancelt. Wer hätte sich das noch vor ein paar Jahren ausmalen wollen? Wenn es noch einen Beweis brauchte, dass auf der Welt eine immer krasser frei drehende Zensur-Unkultur ihr Unwesen treibt, hier ist er. Wie heisst es so schön auf der ikonischen Platte «The Dark Side of the Moon», einem der meistverkauften Alben der Musikgeschichte: «The lunatics are in the hall.» Die Geisteskranken sind im Saal. *Brain damage in Germany.*

## Punker als Wachsfigur im Smoking

Wenn heute jemand öffentlichkeitswirksam gecancelt wird, geht es immer um die tieferliegende Frage: Was steckt wirklich dahinter? Roger Waters war nie ein Künstler, der mit seiner Meinung zu aktuellen Themen hinterm Berg gehalten hat. Kaum einer hat mit solcher Inbrunst Julian Assange verteidigt, den in einem Hochsicherheitsgefängnis in Grossbritannien dahinsiechenden Aufdecker und Wikileaks-Gründer. Wie jeder Freidenker kämpft Roger Waters gegen Dogmen, ob ideologische oder religiöse, das tut er auch seit Jahren in seiner Bühnenperformance. Ihm daraus einen Antisemitismus-Vorwurf zu stricken, weil er Israel-Kritik übt, ist so offensichtlich daneben wie lächerlich. Man schaue sich lieber mal den Justizumbau näher an, den Benjamin Netanjahu gerade vorantreibt.

Das Absagen von Konzerten ist die spätdemokratische Version des «Verschwindenlassens» von Unliebsamen in totalitären Staaten. Es ist ein reines Machtspiel. Man gewinnt politische Streitfragen nicht mehr durch das bessere Argument, die Auseinandersetzung, die Vertiefung oder die Analyse. Man gewinnt, indem man den Gegner beseitigt. Seit Jahren geht, bildlich gesprochen, ein wokes Erschiessungskommando durch den Kulturbetrieb und profiliert sich durch das Wegretuschieren immer prominenterer Künstler. Mal ein Kabarettist hier, mal ein Buch da, man testet die eigene Macht und noch mehr die Ohnmacht der anderen. Von deutschen Künstlern hat man zur Causa Waters wieder mal nichts gehört. Ein Grönemeyer will lieber vom Mainstream interviewt werden, als sich mit diesem anzulegen. Der Pseudo-Punk der Republik, Campino von den Toten Hosen, gefällt sich im Spätherbst seiner Karriere als Wachsfigur im Smoking auf Staatsbanketten.

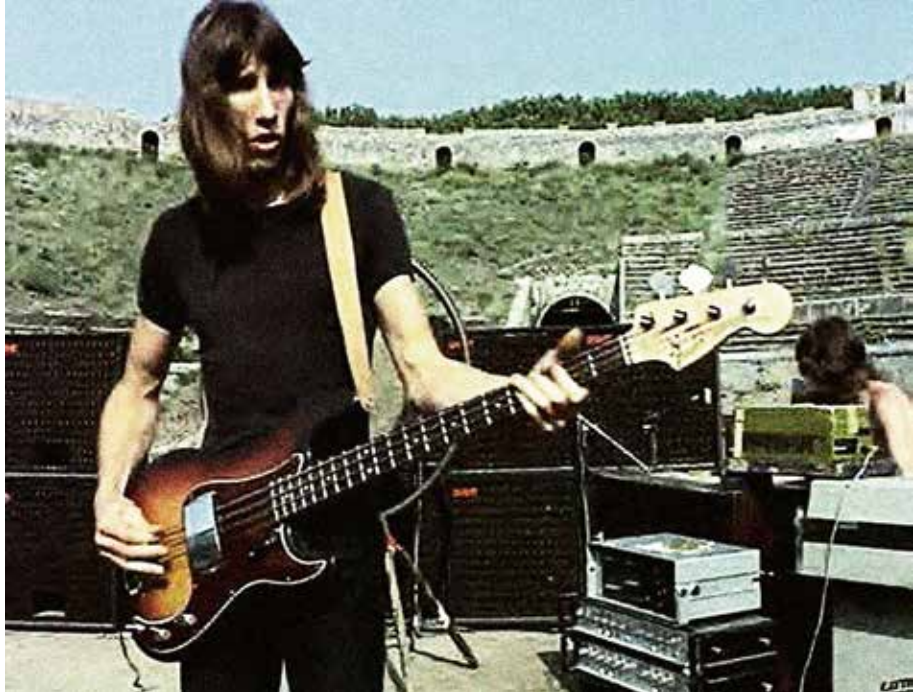
Roger Waters steht für Musik mit Botschaften. Das wohl gemerkt in einer Zeit, in der noch die kleinste Botschaft aus jedem Kulturprodukt gespült wird, und sei es durch stupide Monotonie oder Verflachung. Das ist sein «Vergehen». Seine Lieder handeln von Machtmissbrauch, von Krieg, von Indoktrination («We don't need no education»), von der Mechanisierung des Lebens in einer immer technokratischer werdenden Welt. «Is this the life we really want?», fragt Roger Waters in einem seiner Songs. Es ist die wohl ketzerischste Frage in einem System, das davon lebt, jede Alternative im Keim zu ersticken. Systemkritik in der Kunst war mal Mainstream, heute ist sie subversiv. Gefeierte werden im Mainstream hingegen die kruden The-

sen von megalomanen Gesellschaftsklempnern und Oberlehrern wie Yuval Noah Harari, der als Lektion für das 21. Jahrhundert Sätze wie diesen bereithält: «Rückblickend betrachtet wird die Menschheit nichts weiter gewesen sein als ein leichtes Kräuseln im grossen kosmischen Datenstrom.»

Ein Stück Monte Verità

## Ein Stück Monte Verità

Im Kulturkampf der Cancel-Culture ist Roger Waters so etwas wie die grösstmögliche Trophäe. Er ist der prominenteste Kopf einer Gegenkultur, die den Systemkampf noch mit künstlerischen Mitteln führte und die Veränderung der Gesellschaft zum Ziel hatte, statt um ein paar Likes auf Instagram zu buhlen. Wenn Roger Waters gecancelt wird, geht es auch um den Angriff auf eine künstlerische Tradition, die mit den Reformbewegungen des frühen 20. Jahrhunderts begann und im Studentenprotest gegen den Vietnamkrieg kulminierte. In Pink Floyd steckt auch ein Stück des Tessiner Monte Verità. Cancel-Culture gegen *counterculture* ist nichts anderes als eine Uniformitätsbewegung gegen Reformbewegungen. Oder anders gesagt: Das Imperium schlägt zurück.



*Subversive Systemkritik: Waters mit Pink Floyd im Amphitheater von Pompeji, 1972.*

Die Unkultur der Uniformität braucht die Auslöschung des Alten. Deshalb ist Cancel-Culture immer auch ein Gedächtnismord. Wer cancelt und Kultur vernichtet, schafft Bezugspunkte ab. Wo Bezugspunkte fehlen, stellt sich Orientierungslosigkeit ein. Man will die Botschaften der Kunst aus den Köpfen eliminieren, sie vergessen lassen. Dann haben die seichten Botschaften der neuen Ideologie mehr Platz. Die Reformbewegung der Stunde ist die Technokratie, die den Menschen als «hackbares Lebewesen» betrachtet, als Computerprogramm, in das man eindringen kann, um es zu manipulieren. Kunst, die sich frei entfaltet und Botschaften vermittelt, ist aus der Sicht der Technokraten nichts anderes als Konkurrenz, die verschwinden muss.

### Gespött der Welt

Der freie Künstler, der sich nicht von der Macht manipulieren oder steuern lässt, ist eine absolute Ausnahmeerscheinung. Er war es schon immer und wurde deshalb schon immer bekämpft. Aus der Sicht der Mächtigen sind Künstler eine blosse Verschiebemasse, im Idealfall eine Form von politischem Influencertum.

### Cancel-Culture ist Gedächtnismord. Wer Kultur vernichtet, schafft Bezugspunkte ab.

Heute wissen wir, wie stark die CIA die Presse infiltrierte («Operation Mockingbird») und einst die europäische Literatur- und Intellektuellenszene unterwanderte («Kongress für kulturelle Freiheit»). Selbst Heinrich Böll machte willfährig mit. Warum sollte das heute anders sein? Der zensurindustrielle Komplex ist heute stärker denn je. Seit den Twitter-Files wissen wir, wie man unliebsame Stimmen auf sozialen Netzwerken verschwinden lässt, auch wenn (oder gerade weil) sie die Wahrheit sagen. Es ging nie um Fake News und Desinformationsbekämpfung. Das sind nur die Etiketten, die man braucht, um Zensur salonfähig zu machen.

Roger Waters wird man nicht so schnell verschwinden lassen können. Der Druck wächst. Die Stadt München hat das Konzertverbot bereits zurückgenommen. Gegen das Verbot in Frankfurt am Main wird geklagt. Deutschland macht sich zum Gespött der Welt, wenn es autokratischen Regimen Nachhilfeunterricht in Sachen Menschenrechte und Demokratie geben will und gleichzeitig den Mitgründer von Pink Floyd verbietet. Man muss deren Texte und Liedtitel von damals heute wohl als Aufforderung zur «Republikflucht» lesen: «Run Like Hell».

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org). Zuletzt veröffentlichte er den Spiegel-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

# Untertitel für Grüezini

Ohne Walliser wäre das Schweizer Fernsehen arm dran.  
Mit Wallisern sind es die Zuschauer.

Max Kern

**S**chi glöibu nid, sagt in der TV-Sendung «Gredig direkt» der weibliche Gast auf dem besten Sendeplatz des Schweizer Fernsehens. Viele Nicht-Walliser verstehen nur Bahnhof. Für alle Üsserschwitzer, so nennen die Bewohner des Bergkantons mit dem höchsten Rebberg Europas (Visperterminen, 1090 m ü. M.) alle Schweizer ausserhalb des Wallis, sei's erklärt: *Schi glöibu nid* heisst auf Schriftdeutsch «Sie glauben nicht».

Die Frau mit dem vollendet höchstalemanischen Dialekt ist die Oberwalliser Bundesrätin Viola Amherd. Die Verteidigungsministerin, aufgewachsen in Brig-Glis, spricht im Talk-Format auf SRF (durchschnittliche Einschaltquote im letzten Jahr: 116 000), wie ihr der Walliser Schnabel gewachsen ist. Man nimmt weitere Wortfetzen wahr: *gedeicht* (gedacht), *hei schi* (haben sie), *hei wir öi* (haben wir auch), *gegä* (gegeben), *Widerüsfüürverbot* (Wiederausfuhrverbot).

### Briger unter sich

*Wiär sii und bliibä di Bäschtu* (wir sind und bleiben die Besten), hiess es in der Oberwalliser Krimi-Parodie «Tschugger», die am Sonntagabend auf SRF 1 zum Renner wurde. Alle Dialoge von David Constantin alias Polizist Bax aus dem Weindorf Salgesch und seinen Walliser Mitspielern wurden untertitelt. Nicht nur für Deutsche und Österreicher, auch für alle Deutschschweizer gab's die Walliser Mundart-Konversation auf Hochdeutsch zum Mitlesen. *Tomatsossu*, *Rossgagla* oder *Mülwurf* waren Titel der einzelnen Folgen. Oder eben: «Tomatensauce», «Pferdeäpfel», «Maulwurf».

Ohne Untertitel muss der TV-Konsument bei Slalom- oder Riesenslalom-Rennen auskommen. Der Kommentator spricht Hochdeutsch, der neben ihm sitzende Experte *Wallisertiitsch*. Der fachlich zwar einwandfreie ehemalige Weltcup-Skirennfahrer Didier Plaschy, geboren im 695-Einwohner-Dorf Varen, verwirrt mit seinem astreinen Oberwalliser Dialekt die meisten *Grüezini*. Diesen Übernamen verpassten die Walliser den Deutschschweizern, weil im Bergkanton das Grusswort

«Grüezi» anders als ennet dem Lötschberg unüblich ist. Wenn der Nidwaldner Marco Odermatt die Weltcup-Piste hinunterfährt, heisst das bei Plaschy *ämbri faara*.

*Ischä Füessball* (unser Fussball) ist seit Jahrzehnten ein Lieblingsausdruck des ehemaligen Präsidenten des Weltfussballverbandes Fifa, Sepp Blatter, geboren in Visp, Bürger von Ulrichen am Fusse des Nufenenpasses. Gianni Infantino, seit 2016 Blatters Nachfolger, kam in Brig-Glis zur Welt. Adrian Arnold, ebenfalls aus Brig, war Infantinos Studienkollege und später Wallis-Korrespondent von SRF. Heute ist er Kommunikationschef beim Schweizer Fussballverband. Bei Länderspielen kommt's vor, dass Arnold von SRF-Sportmoderator Rainer Maria «Salzi» Salzgeber aus Brig befragt wird. Ohne Untertitel. Man bleibt unter sich.

Solange bei SRF das ausgeschriebene Gesprochene weiterhin vergessen geht, ist der überforderte Zuschauer auf Nachhilfe angewiesen (empfehlenswert: [www.walliserdialekt.ch](http://www.walliserdialekt.ch)). Dass sich das bald ändern wird, scheint unwahrscheinlich. Wie sagt SRF-Moderatorin Nicole Berchtold («Walliser Dialekt ist meine Herzenssprache»), die vor der Kamera auf Berndeutsch parliert? «Ohne Walliser hätte das SRF ein Problem.» Mag sein. Wahr ist aber auch: Mit Wallisern hat der Zuschauer ein Problem.



«Herzenssprache»: Moderatorin Berchtold.

# Niedergang der Mitte

Während die angeschlagene Generalsekretärin Gianna Luzio den Kurs der Partei stark prägt, haben sich die Ständeräte von Präsident Gerhard Pfister abgewandt. Die Wähler merken's.

Marcel Odermatt

**Bern**  
**G**erhard Pfister hatte am Wochenende auch Grund zum Jubeln. Bei der Regierungsratswahl im Kanton Luzern setzte sich Mitte-Kandidatin Michaela Tschuor durch. Obwohl die 45-jährige Waldliebhaberin und Kaffeetassensammlerin erst seit verganginem Jahr im Kantonsrat sitzt, konnte sie sich mit für ihre Partei typischen unverfänglichen Positionen – «Die Vereinbarkeit von Karriere und Familie ist mir sehr wichtig» oder «Wir müssen weiterhin zu unseren Finanzen Sorge tragen» – bei den Luzernerinnen und Luzernern souverän durchsetzen.

## Wie ein Naturgesetz

Weniger zu lachen gab es für den Mitte-Präsidenten bei der Luzerner Kantonsratswahl. Seine Partei büsste in ihrem Gründungskanton, der bis heute eine Hochburg geblieben ist, weitere 0,2 Prozentpunkte ein. Noch 27,3 Prozent der Wähler geben der früheren CVP die Stimme. 1995 waren es in diesem für die Mitte wichtigsten Kanton des Landes noch sagenhafte 43,5 Prozent.



Massiv Terrain verloren: Mitte-Chef Pfister.

Das Bild, das Pfisters Mitte-Partei am Sonntag abgab, passt perfekt ins Bild einer Partei im Niedergang. In nicht weniger als siebzehn Kantonen ging es für die Mitte seit den letzten Nationalratswahlen im Herbst 2019 bergab. Weder die Fusion mit der BDP vor bald drei Jahren noch der neue Name – Mitte statt CVP – verliehen den erhofften Schub.

Doch wer glaubte, dass nach den jüngsten Niederlagen bei den Mitte-Politikern im Bundeshaus Alarmstimmung herrscht, sah sich getäuscht. Stoisch und mit einem Lächeln im Gesicht beteuern sie, die Verluste seien «marginal». Abfahren an der Urne werden von dieser Partei mittlerweile wie ein Naturgesetz akzeptiert. Nach einem kurzen Bedauern herrscht wieder *courant normal* – obwohl es nur noch ein halbes Jahr bis zu den nationalen Wahlen dauert. Kritik an Pfister ist schon gar keine zu vernehmen.

Auch dieser selbst will den Ball flach halten und übt sich in Durchhalteparolen: «Entscheidend für das Ergebnis im Herbst 2023 sind aus meiner Sicht die kantonalen Wahlen im Wahljahr.» Bei den bisherigen kantonalen Wahlen habe die Mitte in zwei Kantonen klar gewonnen, sei in zwei Kantonen stabil geblieben und habe in einem Kanton verloren. Konkret bedeutet das, dass die Partei in Zürich und Baselstadt zulegen konnte, in Luzern und im Tessin stagnierte und in Genf massiv an Terrain verlor.

Die Verantwortlichen der Mitte sehen es heute als Erfolg an, wenn sie nicht verlieren. Dabei sollten den Anhängern der Mitte-Partei nicht nur die Flops an der Urne Sorgen machen. Ein gutes halbes Jahr vor den nationalen Wahlen kämpft die Partei mit internen Problemen. Auf dem Parteisekretariat herrsche ein Klima der Angst, berichtete unlängst der *Blick*. Ehemalige und aktuelle Mitarbeitende des Generalsekretariats warfen ihrer Chefin Gianna Luzio vor, eine «krankmachende Arbeitsumgebung geschaffen zu haben». Die Generalsekretärin, die rechte Hand von Parteichef Pfister, agiere manipulativ und verletzend.

Der Zuger Nationalrat stellte sich, für die meisten Beobachter wenig überraschend, sofort hinter seine wichtigste Mitarbeiterin. Es

gilt in Bern als offenes Geheimnis, dass sich die beiden blind vertrauen. Luzio gilt als Person, die viel und direkten Einfluss auf den früheren Lehrer aus Oberägeri hat. Trotz des Machtkampfs und der Querelen hält Pfister an seiner

## Trotz des Machtkampfs und der Querelen hält Pfister an seiner Mannschaft fest.

Mannschaft fest. «Das gesamte Team auf unserem Generalsekretariat leistet sehr gute Arbeit und setzt die vor einem Jahr beschlossene Strategie um.»

## Er bleibt, solange er will

Während Luzio den Kurs von Pfister offensichtlich mitbestimmt, haben sich seine Ständeräte völlig von ihrem Präsidenten emanzipiert. Zwar hatten die Stöckli-Vertreter immer einen besonderen Status, in den letzten Monaten hat sich ihr Eigenleben aber vervollständigt. Sie lehnen Deals von Pfister mit den Linken etwa bei Krankenkassenprämien-Verbilligungen ab und opponieren im Rat offen dagegen. Auch bei der Debatte um die Neutralität machen sie Gräben auf. Wichtige Exponenten verweigern sich dem Ansinnen von Pfister, der Ukraine auf indirektem Wege militärisch zu helfen. Pfister über die Querschläger: «Selbstverständlich sind in unserer Partei abweichende Meinungen Anlass zu guten Diskussionen, die uns auch weiterbringen.» Alles in allem sei er «vorsichtig optimistisch für die Wahlen im Herbst».

Dass der Mitte-Präsident selbstbewusst und gelassen auftreten kann, hat einen guten Grund. Trotz der Wählerverluste, interner Streitereien und unterschiedlicher Positionen in der Fraktion sitzt Pfister fester im Sattel als je zuvor. Vor bald sieben Jahren ist er angetreten, es gibt niemanden in der Partei, der ihm sein Amt streitig machen will. Auch eine Wahlniederlage am 22. Oktober würde daran wohl wenig ändern. Pfister bleibt genauso lange Präsident, wie er das will. Das sagt ebenfalls einiges über den Zustand der Mitte-Partei aus.



# Mein Kim-Kardashian-Moment

Es gibt ein Produkt, mit dem jede Frau zu Angelina Jolie wird. Oder besser, zu Kim Kardashian.



Ich bin baff. Meine Augenringe und Altersflecken sind weg, die Augenform ist optimiert, die Lippen wurden voluminöser. Damit wird jede Frau zur klassischen Schönheit, ähnelt ein bisschen Angelina Jolie. Wie verlockend! Wobei, genau genommen wird man eher zu Kim Kardashian – von allem etwas zu viel.

Verantwortlich für die neue Beauty-Welle unter jungen Damen ist der Tiktok-Filter «Bold Glamour». Derzeit herrscht ein regelrechter Hype um die Wirkung dieses KI-Filters, eine Kombination aus professionellem Make-up, Verjüngungsspielle und der «Mehr ist mehr»-Devise. Filter gibt es schon lange, dieser ist besonders, weil er auch bei Bewegungen nicht verrutscht, man also gar nicht mehr erkennt, dass hier ein schamloser It-Girl-Effekt am Werk ist. Ich habe «Bold Glamour» um 7.30 Uhr, mit morgendlich zerknitterter Augenpartie, ausprobiert. Er schafft es, sämtliche Spuren einer Frau, die etwas über die erste Frische hinaus ist, aus dem Gesicht wegzuzaubern. Jetzt fehlt mir nur noch der Wernli-Schwestern-Clan.

Tausende Tiktokerkinnen veröffentlichen derzeit Videos, in denen sie sich mit und ohne den Filter zeigen. Katzenaugen, schmale Nase, Babyhaut. Entfernt man ihn wieder, kommt der Schock. Der erste Reflex ist ein erschüttertes «Igit!», man gruselt sich fast vor sich selbst. Das führt auch zu Kritik an dem Produkt. Das Selbstbewusstsein vieler junger Menschen ist nicht gross genug, um mit optischen Imperfektionen durch die Social-Media-Welt zu tingeln – gleichzeitig wird ihnen von Influencern permanente Perfektion vorgegaukelt. Warum also nicht

aufhübschen, wenn's so einfach geht? Der Filter fördert nicht nur ein unrealistisches Schönheitsideal, sondern auch, dass man sich selbst als unattraktiv wahrnimmt. Das Problem ist, dass das Gehirn sich bei häufiger Nutzung an dieses neue Gesicht, das nicht mehr zur Realität passt, gewöhnt.

Tiktok kann man ab dreizehn Jahren nutzen. Die durchschnittliche Dreizehnjährige ist sich nicht bewusst, dass vieles nicht echt ist. Genau-

*Das Problem ist, dass das Gehirn sich bei häufiger Nutzung an dieses neue Gesicht gewöhnt.*

so wenig wie sie ahnt, dass das intensive Absorbieren ihres unrealistischen Abbildes irgendwann zu einer Art emotionalem Kontrollverlust führen und zur Keimzelle von Selbsthass und Unzufriedenheit werden kann. Viele junge Menschen verbringen ihren halben Tag auf diesen Social-Media-Plattformen. Jeden Tag.

China beispielsweise hat auf die hohe Nutzung reagiert, indem es ein landesweites Handyverbot an Grund- und Mittelschulen eingeführt hat. Damit will man der nachlassenden Sehfähigkeit unter Kindern entgegenzutreten, deren Konzentration verbessern und der Suchtgefahr vorbeugen. Auch dürfen Minderjährige nur noch drei Stunden pro Woche Online-Games spielen. In Frankreich müssen Influencer kennzeichnen, wenn sie Bilder im Rahmen von Werbung mit Filter bearbeiten.

Bei uns fordern manche Userinnen ein Verbot von «Bold Glamour». Verbote sind aber keine

Lösung. Nur weil einige Social-Media-Nutzer nicht reif genug sind, mit den lauernden Gefahren von Filtern umzugehen, muss man sie nicht gleich allen wegnehmen. Ausserdem: Will man Beauty-Filter verbieten, müsste man auch Alkohol verbieten, mit dessen schädlichen Auswirkungen manche noch viel weniger umgehen können als mit Filtern – und schon finden wir uns im Prohibitionszeitalter wieder, in dem wir alle möglichen Dinge von Leuten fernhalten müssen.

Gewisse Einschränkungen sind wohl unumgänglich; das handhaben wir auch bei alkoholischen Getränken so, deren Verkauf an unter Sechzehnjährige nicht erlaubt ist. Und statt der Kennzeichnungspflicht von Filtern halte ich eine bessere Aufklärung für sinnvoller. Social-Media-Plattformen sollte man als das behandeln, was sie sind: potenzielle Gefahrenorte für psychische Störungen, vor allem für Jugendliche. Hier sind die Eltern gefragt. Sie stehen in der Verantwortung, den Kindern von klein auf Selbstbewusstsein mitzugeben, ihr Selbstwertgefühl zu stärken und ihnen die Mechanismen der digitalen Welt näherzubringen, ein Bewusstsein für die dargestellte Scheinwirklichkeit zu schaffen.

Damit mein Gesicht bei der morgendlichen Videoaufnahme nicht aussieht wie etwas, das gerade mehrfaches Auswringen hinter sich hat, benütze ich leichtes Make-up und gutes Licht. Das erzeugt fast den gleichen Effekt wie ein Beauty-Filter – denn ganz ohne Eitelkeit geht's natürlich auch nicht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

---

# «Hängt sie höher!»

Nächste Woche beschäftigen sich die Politiker an einer Sondersession mit dem Untergang der Credit Suisse. Das Manager-Bashing wird unerträgliche Ausmasse annehmen. Sinnvoller wäre eine Durchleuchtung von Finanzmarktaufsicht, Nationalbank und Bundesrat.

*Roger Köppel*

**D**ie Zeichen stehen auf Vergeltung. Man fordert Skalpe. Man will die Bankmanager und die «Abzocker» hängen sehen. Nirgends tobt sich der angeschminkte Volkszorn der Politiker schöner aus, als wenn sie die Führungseliten der Finanzwirtschaft zerzausen können. Da mischt sich Neid, Besserwisserei und Selbstgerechtigkeit zum unüber-trefflichen Molotowcocktail der Empörung. Sogar Nationalräte, die niemals einen Rappen Lohn in der freien Wildbahn des Marktes verdient haben, schwingen sich dann zu Kapitalismusverstehern und Absolutexperten in Wirtschaftsfragen hoch.

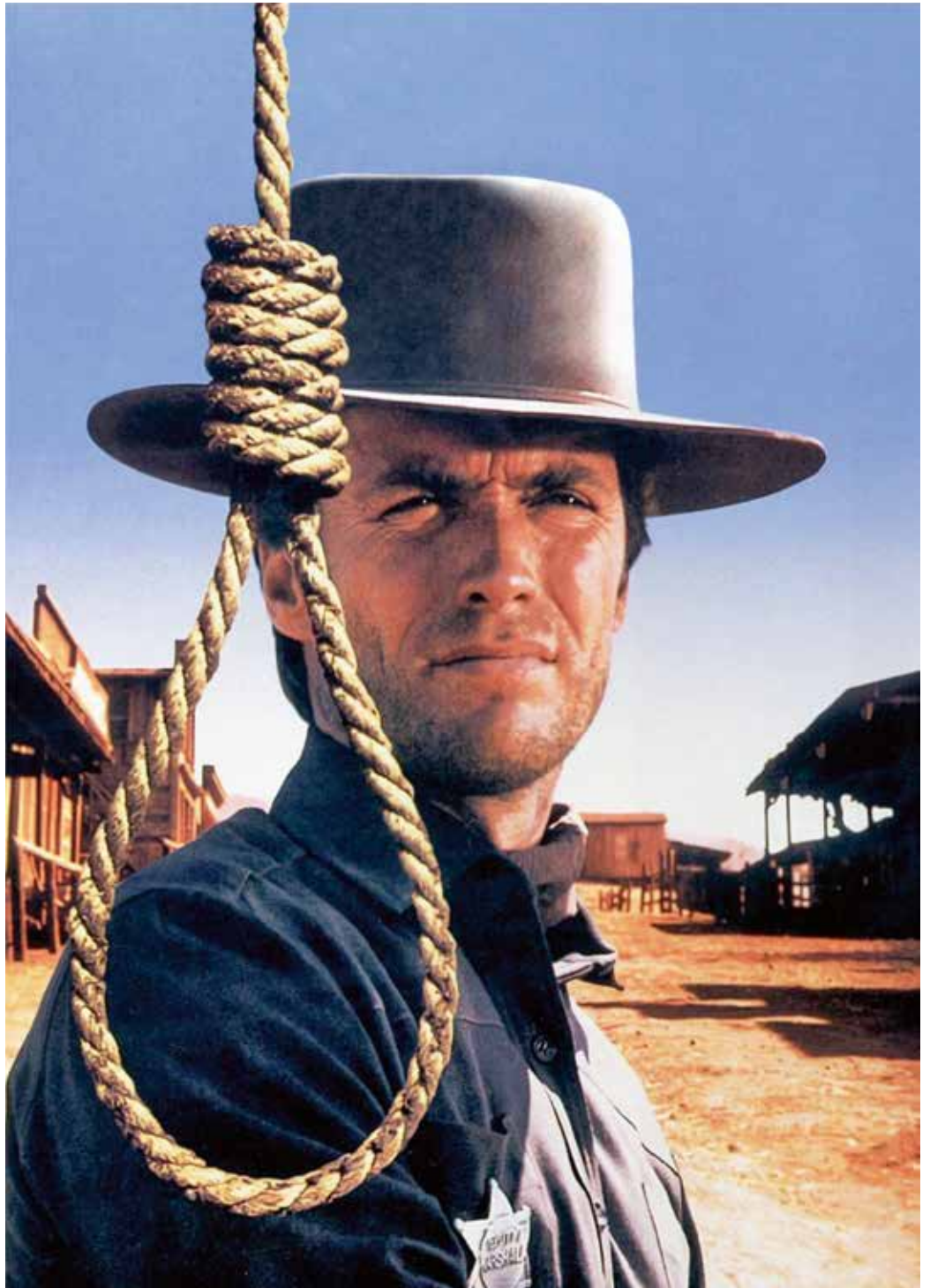
## **Dröhnendes Selbstlob**

Nächste Woche tagen die eidgenössischen Räte an einer Sondersession. Thema ist die vom Bundesrat orchestrierte Zwangsheirat zwischen Credit Suisse und UBS, eine «Flintenhochzeit» der vorgehaltenen Gewehrläufe, von A bis Z politisch diktiert, ohne dass die Eigentümer beider Banken auch nur das Gerings-te zu sagen gehabt hätten. Dieser für die Eidgenossenschaft einzigartige Vorgang, eine Art Bankenplatz-Kriegsrecht in Friedenszeiten, hat allenthalben Verstörung bis Bestürzung ausgelöst. Doch das Selbstlob der Behörden überdröhnt jede Kritik.

Und wieder grassiert eine Pandemie der Experten. Es ist gespenstisch, fast überirdisch, wie porentief unsere Politiker und Partei-

*Gespenstisch, wie unsere Politiker, Michelangelos der Vielseitigkeit, auf einmal Bescheid wissen.*

präsidenten, Michelangelos der Vielseitigkeit, auf einmal über das Bankgeschäft Bescheid wissen. Vorgestern noch dozierten sie unfehlbar über das Klima, dann kam Corona, dazwischen ein Krieg, und jetzt warten die Gleichen, die eben noch, Napoleons der Geopolitik, für uns mit Teleskopaugen den Ukraine-Konflikt durchschaut haben, mit brillanten Strategien und Lösungen für die grösste



*Dumpfbrodelt das Unbehagen.*

Bankenkrise der schweizerischen Geschichte auf.

Zu befürchten allerdings ist, dass sich die Parteien an den falschen Fragen und, vor allem, an den falschen Feindbildern austoben. Es droht die ganz grosse Abrechnung, einmal mehr, mit den Versagern vom Paradeplatz, den unfähigen Managern und Verwaltungsräten, den Abzockern und Gangstern, die sich die Taschen füllen, während die Aktionäre verarmen. Tiraden dieser Art sind absehbar, vorgetragen von Politikern, die ihre politischen Mandate nach Kräften mit Zusatzposten versilbern und in Rezessionszeiten gerne ihre Diäten erhöhen; Politiker, die nicht die geringste Hemmung kennen, die Steuermilliarden ihrer Wähler mit einer Inbrunst auszugeben. Demgegenüber muten unsere Bankangestellten fast schon wieder unheimlich sparsam an.

### Rachefeldzug der SVP

Natürlich ist es verführerisch. Ätzend nagt der Neid am Ego. Dumpf brodeln das Unbehagen, das endlich explodieren will. Auf der Abschussliste stehen meistgenannt die früheren CS-Führungskräfte Kielholz, Rohner, Dougan, Thiam. Über das aktuelle Spitzenpersonal, im Auge des Orkans, scheint der Sturm eher hinwegzuziehen. Und alle haben sie noch eine Rechnung offen: Die SVP will Rache nehmen an der Grossbank der verfilzten FDP. Die FDP schlägt mit der CS auf die SVP. Die Linken fühlen sich in ihrem antikapitalistischen Kreuzzug bestätigt, und die wendige Mitte mittelt sich ein auf den flachen Anhöhen ihrer Moral, von denen es sich so trefflich auf andere herabpredigen lässt.

Doch die Gerichtshöfe der Politik sind trügerisch. Die schnellsten Urteile sind oft die unbrauchbarsten. Am Pranger steht unter anderen Ex-Verwaltungsratspräsident Urs Rohner. Man fordert die Rückgabe von Salären, die öffentliche Degradierung ist im Gang. Wenn es doch nur so einfach wäre. Nur eine Zahl: Rohner regierte die Credit Suisse von 2009 bis 2020, erst als Vize, dann als Präsident. In dieser Zeit erzielte die Grossbank einen Gesamtgewinn vor Steuern von 37 Milliarden harten Schweizer Franken. Anstatt sie teeren und federn zu wollen, könnten sie den Managern auch einen Anerkennungsorden verleihen. Unter der alten Führung hat die Grossbank im Kanton Zürich vermutlich mehr Steuern bezahlt, als die grössten Kritiker im Bundeshaus in einem halben Jahr ausgeben, ohne immer so genau zu wissen, wofür.

Wir sagen nicht, dass die CS-Manager blütenreine Helden waren. Das trifft nicht zu, auf niemanden. Aber der rasante Untergang der Traditionsbank ist wahrscheinlich rätselhafter und komplexer, als die Schuldzuweisungen glauben machen. Als die alte Führung vor drei Jahren die Bank verliess, verdiente sie Geld, und

es gab einen Zufluss neuer Vermögen. Das hat sich dann später irgendwann ins Gegenteil verdreht, aus Gründen, deren präzises Verständnis wir, ehrlich gesagt, den Allround-Genies und Universalbescheidwissern in Bundesbern nun nicht so ohne weiteres zutrauen.

Fruchtbarer als die Steinigung von Sünderböcken wäre, an dieser Sondersession die Rolle unserer Behörden etwas genauer zu durchleuchten. Je mehr sie sagen und offenbaren, desto dichter werden die Widersprüche. Nirgends sonst, mit Ausnahme vielleicht der Phar-

### Seit Monaten kreisten Geier über der Bank. Hat sich da jemand geirrt, oder hat man uns belogen?

ma, regiert der Staat tiefer in die Wirtschaft hinein als bei den Banken. Legionen von Aufsehern lauern. Trotzdem musste die Kettensäge des Notrechts ran. Aktionäre wurden ausgebremst, die Inhaber der Anleihen kalt enteignet. Der Rechtsstaat Schweiz mit seinem angeblich erdbebensicheren Eigentümerrecht wackelte wie eine Bananenrepublik.

Fragen über Fragen: Noch in der Woche ihres gewaltsamen Ablebens, wenige Tage vor der Zwangsverschrottung zu einem Schnäppchenpreis an die UBS, riefen unsere Behörden die CS zum solide kapitalisierten Unternehmen aus. Hat sich da jemand geirrt, oder hat man uns belogen? Seit Monaten kreisten Geier über der Bank. Vermögen flossen ab, obwohl die CS-Bilanzen, so hörten wir, in Ordnung waren. Warum haben sich unsere Behörden nicht früher hinter den Betrieb gestellt, das Vertrauen repariert – es wäre vermutlich billiger zu haben gewesen als jetzt dieser Brechstangen-Deal mit Nationalbank- und Bundesgarantien in der Höhe von 209 Milliarden Franken.

### CS hätte nicht sterben müssen

Wir geben es zu: Unsere Kritik ist auch romantisch, nostalgisch eingefärbt, gefühlsgetrückt. Wir empfinden es als herben Verlust, wenn die Schweiz ein Traditionsunternehmen, das so alt ist wie der Bundesstaat und nach Auffassung zahlloser Fachleute und Mitarbeiter mit Innensicht zu retten gewesen wäre, in einem Kraftakt kollektiver Panik an einem Sonntagnachmittag versenkt wird – und mit ihm Teile unseres Rechtsstaats und Ansehens der Schweiz. Was taugen Hunderte, vielleicht Tausende von Überwachern und Kontrolleuren, wenn am Ende alle überrascht werden von der grossen Tsunami-Welle, die am Horizont niemand kommen sah, weil alle Bademeister zu sehr damit beschäftigt waren, am Strand die farbigen Muscheln zu zählen?

Die CS hätte nicht sterben müssen. Das Attentat auf die schweizerische Rechtsordnung war unnötig, die Panikreaktion auf eine Not-

lage, die sich der Bundesrat und seine Organe selber eingebrockt hatten. Sicher haben auch Führungskräfte der Bank schwere Fehler gemacht, aber das abzuklären, ist nicht Aufgabe der Politik, sondern der von der Politik entmachteten Aktionäre. Und vergessen wir nicht: Tausende, ja Zehntausende, die jetzt um ihren Job fürchten müssen, arbeiteten vorbildlich, tadellos. Und hart. Härter als die meisten, die jetzt in Bern über sie zu Gericht sitzen.

### Theater der Moraliserer

Statt die Köpfe der Manager in einem Wahljahr medienwirksam an der Bahnhofstrasse aufzuspiesen, sollten die Politiker dafür sorgen, dass die Gesetze der Marktwirtschaft auch bei den Banken richtig spielen (*too big to fail*). Und sie sollten alles daransetzen, von der Schweiz und ihrer Wirtschaft jene Gefahren abzuwenden, die unser Bundesrat mit dieser neuen Grösstbank erst heraufbeschworen hat. Der Fall der Credit Suisse ist kein Anlass für parteipolitische Vergeltung, auch keine Theaterbühne für Moraliserer. Vieles lief falsch, bei der Bank, aber auch im Staat. Daraus die besten Lehren zu ziehen und entsprechend zu handeln, mit Weisheit und Augenmass, sollte das Ziel der nächsten Wochen sein.



**48grams**

★★★★★  
«Die beste Anti-Aging-Maske, die ich je probiert habe»  
- Margret (48)

**48grams - das ist revolutionäre Naturkosmetik aus Mallorca!** Die Verbindung aus exklusiven Inhaltsstoffen und innovativen Engineering.

**Faltenfrei dank Mikro-Hyaluron Maske**  
Das Geheimnis ist die Biomenbran – ein natürliches Hautstruktur-Imitat. Zusammen mit Hyaluron und Aloe entsteht der schnelle Rest- und Repair-Effekt.

[www.48grams.ch](http://www.48grams.ch)

VEGAN PRODUCT, SUSTAINABLE PRODUCT, BIONIC TECHNOLOGY, TRUSTED PRODUCT

## Willensnation Schweiz

Nr. 13 – «Mehr Schweiz wagen»  
 Essay von Oliver Zimmer

Oliver Zimmer kritisiert zu Recht die Bestrebungen des Bundesrates, ein neues Rahmenabkommen mit der EU konstruieren zu wollen. Im Kern läuft auch dieses darauf hinaus, dass der Europäische Gerichtshof (EuGH) über der Schweizer Bevölkerung steht und nicht mehr der Bürger das letzte Wort hat. Allerdings könnte Zimmer ruhig auch bei der Auswahl seiner Verweise «mehr Schweiz wagen». Locke und Montesquieu waren nicht die wichtigsten Philosophen der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Hier wären die Westschweizer Naturrechtsschule sowie Ignaz Paul Vital Troxler zu erwähnen, die fundamental waren für das demokratische Modell der Schweiz und darüber hinaus gewirkt haben. Allgemein ist aber dem Diktum des Schweizer Historikers Wolfgang von Wartburg zu folgen: Die Schweiz verdanke ihren Staat nicht einer abstrakten Idee eines berühmten Philosophen, sondern der freien, eigenständigen Persönlichkeit, der menschlichen Mannigfaltigkeit und der selbstgewachsenen kleinen Gemeinschaft: «So steht die schweizerische Staatsbildung im Gegensatz zu allen andern Staatsbildungen Europas. Es liegt ihr nicht der Wille zur politischen Einheit zugrunde, sondern im Gegenteil der Wille zur Erhaltung der ursprünglichen Eigenart und Freiheit der Glieder, somit zur Erhaltung der Mannigfaltigkeit. Ihre Einheit entsteht nicht durch übergeordnete Macht oder durch Gleichförmigkeit, sondern durch freie Zusammenarbeit an gemeinschaftlichen Aufgaben.» Zur Willensnation Schweiz, die es gegenüber der EU weiter zu verteidigen gilt, kommt die Neutralität als wichtiger Staats-

pfeiler dazu. Da kann ich der Einschätzung Zimmers nicht mehr folgen, der behauptet, mit der «Neutralitätsinitiative» werde der aussenpolitische Handlungsspielraum der Schweiz weiter eingeschränkt. Im Gegenteil, die Initiative klärt den Grundsatz, dass sich die Schweiz in keiner Weise an kriegerischen Aktivitäten (dazu gehören neben direkten oder indirekten Waffenlieferungen auch unsinnige Wirtschafts-sanktionen) beteiligen darf und sich dann aber aktiv und glaubwürdig für den Frieden einsetzt. Das soll die Schweiz mit der Unterstützung von Verhandlungen machen (Gute Dienste) und mit der Durchsetzung des humanitären Völkerrechts (IKRK). Dazu gibt es unzählige historische Beispiele, nur sind diese zu wenig erforscht und werden von Historikern verschwiegen oder dekonstruiert. Die Neutralität verleiht – neben der Bürgerdemokratie – der Eidgenossenschaft ihren tieferen Sinn gegen innen und aussen und muss mit der Initiative gegen Druckversuche der USA und der EU wieder gestärkt werden.

René Roca, *Forschungsinstitut direkte Demokratie, Oberrohrdorf-Staretschwil*

## Wer hat's befohlen?

Nr. 13 – «Mut zur Schweiz»  
 Editorial von Roger Köppel

Der Bundesrat beschliesst seit fast drei Jahren unter Notrecht. Er verschafft sich Macht, die ihm nicht zusteht. Er setzt sich über die Volksmeinung hinweg und führt uns in eine Misswirtschaft. Covid-Zwangsmassnahmen, Bevölkerungskreise werden vom normalen Leben ausgeschlossen. Masseneinwanderung, keine Umsetzung der Volksabstimmung – und später die passende Infrastruktur und genügend Wohnraum schaffen. Im Notfall Schweizer aus-

laden, Fremde einladen. Sozialhilfe-Missbrauch, steigende Gewalt und Kriminalität. Dann der Genderwahnsinn. Er verunstaltet unsere Sprache und schlimmer, er verunsichert Kinder und Jugendliche. Der Finanzplatz Schweiz wird ruiniert, das Vertrauen ist weg. Die Neutralität wird untergraben, wir stecken im Dilemma. Und der Stimmbürger fragt sich: Wer hat's befohlen, gibt es Konsequenzen? Wir brauchen eine Regierung, die für die Schweiz arbeitet und nicht ihr Grab schaufelt. *Brigitte Reding-Egger, Einsiedeln*

## Unsäglich glücklos

Nr. 12 – «Der Untergang» – Beat Gygi und Hans Kaufmann über das Ende der Credit Suisse

Mit Schrecken und Entsetzen erfahren wir, wie leicht die UBS die CS hat übernehmen dürfen – oder müssen. An vorderster Front des Wahnsinns schon wieder die FDP, diesmal in der Person der unsäglich glücklosen und heillos überforderten Finanzministerin. Wie ist aus der einst staatstragenden FDP mit der wunderbaren Werbebotschaft «Mehr Freiheit und weniger Staat» ein Haufen unterdurchschnittlich begabter, subversiver und zerstörerischer Selbstdarsteller geworden? *Beat Moser, Frauenfeld*

Was unser Bundesrat und seine Berater mit der Übernahme der angeschlagenen CS durch die UBS einfädelten, ist an Naivität kaum zu überbieten. Die Signale sind für den Finanzplatz Schweiz katastrophal. Für ausländische Investoren bedeutet dieser Akt nämlich, dass sie jederzeit und ohne Vorwarnung enteignet werden können. Ade sicherer Hafen Schweiz.

*Rolf Frei, Würenlingen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
 E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Nigel Lawson (1932–2023)  
Ryuichi Sakamoto (1952–2023)



*Konträrer Denker:* Politiker und Journalist Nigel Lawson.

Die Europäische Union entsprach nicht dem, was das britische Volk war und was die britische Wirtschaft benötigte. Von erstrangiger Bedeutung war, dass wir unseren Willen zur Selbstregierung zurückgewannen. Darum ging es.» Dies sagte vor einem Monat Nigel Lawson mit brüchiger Stimme in einem Interview, von dem er ahnte, dass es sein letztes sein würde. Lawson war einer der ersten der *Tory grandees*, die sich schon 2013 für den Brexit, den Austritt seines Landes aus der EU, aussprachen. Der Enkel eines aus Lettland eingewanderten jüdischen Kaufmanns namens Leibson, Sohn eines Teehändlers und Absolvent des Magdalen College in Oxford, ging nach einer erfolgreichen journalistischen Karriere – Chefredaktor des *Spectator*, als solcher Vorgänger seines Sohns Dominic und von Boris Johnson – in die Politik, wo er rasch zu höchsten Ehren aufstieg. Als Schatzsekretär in der zweiten Regierung von Margaret Thatcher war er mit seiner radikalen Herabsetzung der Einkommenssteuer für die Umorientierung Britanniens von Stagnation zu Wachstum verantwortlich. Der Thatcherismus war grösstenteils sein Werk. Das Vereinigte Königreich, der belächelte kranke Mann Europas, wurde zum beneideten Vorbild für eine auf den freien Markt gestützte dynamische Wirtschaft.

Ursprünglich dem Projekt einer europäischen Währungsunion nicht abgeneigt, überwarf Lawson sich mit Margaret Thatcher und trug 1989 zu ihrem Sturz bei. Später revidierte er seine Mei-

nung und trat entschieden für den Brexit ein. Im House of Lords galt sein Interesse dem Klima. Als konträrer Denker, der er immer war, glaubte er nicht, dass der menschengemachte CO<sub>2</sub>-Ausstoss das Ende der Zivilisation bedeuten würde, und gründete den Think-Tank Global Warming Policy Foundation, dessen Beirat hochkarätige klimakritische Wissenschaftler wie Richard Lindzen und William Happer angehören. Ich hatte das Privileg, Lawson im House of Lords zum Thema Klimawandel zu interviewen – der Artikel muss im Archiv liegen –, aber da auch meine Gedächtniskraft schwindet, erinnere ich mich kaum mehr an das Gespräch. Was mir auffiel, waren die schlecht rotgefärbten Haare des Lords. Auch *great men* haben ihre Schwäche, Nigel war nicht uneitel, nannte er doch seine Tochter, eine bekannte Gastrojournalistin, Nigella.

Wie die meisten führenden Brexiteers war Lawson kein *Little Englander*, kein in sich gekehrter xenophober Hurratriot. Er schätzte die französische Kultur und Lebensart und lebte auch deshalb, nicht nur aus Steuergründen, während des Winterhalbjahrs in seiner Residenz in der Gascogne. Sein Tod hat die im Moment in Schieflage geratenen Tories daran erinnert, weshalb sie früher, als sie noch Überzeugungen hatten, die Politik des Landes dominierten. Premierminister Rishi Sunak, einst ebenfalls wie Lawson Secretary of the Treasury, ist stolz darauf, dass er bei Antritt seines Amtes in seinem Büro das Porträt Lawsons aufhängen liess. *Hanspeter Born*

Er blieb immer ein wenig rätselhaft, aber das steht einem Japaner ja gut an. Ryuichi Sakamoto, der berühmt wurde, weil er 1983 David Bowie im Film «Merry Christmas, Mr. Lawrence» und 1987 Bernardo Bertoluccis China-Epos «The Last Emperor» musikalisch zum Gehen brachte, war eben nicht nur ein Oscar-vergoldeter Filmkomponist. Er irrlichterte ebenso als Pianist wie als Produzent zwischen Klassik und Techno, Jazz, New-Age-Klängen und Avantgarde.

In der neuen Apple-Classical-App kommt er beispielsweise gar nicht vor. Toru Takemitsu, der andere berühmte, schon 1996 gestorbene, eher Hardcore-Klassiker Japans hingegen schon. Sakamoto spielte aber nicht nur in den erwähnten Kinoklassikern mit, er drehte selbst schräge Videoclips.

Geboren wurde er 1952 bei Tokio. Schon als Kind strebte er zum Klavier, komponierend fühlte er sich Claude Debussy wesensverwandt, dessen schillerndes Werk wiederum von asiatischen Klängen durchzogen ist. «Ich bin ein Jäger. Ich jage der Musik nach, überall auf der Erde», hat Ryuichi Sakamoto einmal gesagt. Er interessierte sich für die traditionellen Musikformen Asiens und Afrikas, lebte lange in New York. Sein auf Elektropop geeichtes Yellow Magic Orchestra wurde, ähnlich wie Kraftwerk aus Deutschland, als Techno-Pionier nicht nur in Japan eine der einflussreichsten Bands.

Später kooperierte Sakamoto mit Madonna, Iggy Pop und David Byrne. Auch die Musik zu «Silk» und «The Sheltering Sky» stammt von ihm. Ein letztes Mal trat der vehemente Umweltschützer im Dezember in einem Schwarzweiss-Stream mit seinen berühmtesten Melodien auf. Am 28. März ist Ryuichi Sakamoto im Alter von 71 Jahren an seiner Krebserkrankung gestorben. *Manuel Brug*



«Ich bin ein Jäger»: Musiker Sakamoto.

# Grosses Schweigen über die Vollbremsung

Im Juni stimmt das Volk über «Netto null 2050» und damit die Demontage der Wirtschaft ab.



**B**undesrat Albert Rösti hat soeben seinen Rück- und Ausblick nach den ersten hundert Tagen im Amt präsentiert. Thematisch setzte er die Schwerpunkte «Sichere Energieversorgung des Landes» sowie «Weiterentwicklung und Modernisierung der Infrastruktur». Die Botschaften kamen offenbar auf die gewünschte Weise ins Publikum, die Website des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation bietet einen ausführlichen Medienspiegel zu seinem Auftritt.

«Klimapolitik fängt mit Energiepolitik an», sagte er im *Tages-Anzeiger*, und im Interview mit der *Schweiz am Wochenende*: «Prioritär ist, möglichst schnell mehr Strom zu produzieren.» Und weiter: «Wir brauchen in der Schweiz mehr Strom, sonst laufen wir gegen die Wand.»

Rösti betont die Notwendigkeit der Stromproduktion und Versorgungssicherheit stärker als seine Vorgängerin Simonetta Sommaruga, die viel mehr von Erderhitzung, Klimaschäden und CO<sub>2</sub>-Reduktion sprach. Setzt Rösti die Prioritäten richtig?

Ja, für die Entwicklung der Volkswirtschaft sind diese unerlässlich, aber ein wichtiger Punkt wird noch ausgeblendet: Im Klimagesetz, das am 18. Juni als indirekter Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative zur Abstimmung kommt, ist das Ziel netto null Treibhausgasemissionen ab 2050 festgeschrieben. Es heisst: «Der Bund sorgt dafür, dass die Wirkung der in der Schweiz anfallenden von Menschen verursachten Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2050 null beträgt (Netto-null-Ziel).» Die Emissionen sollen erstens so weit wie möglich vermindert werden, und wenn man das nicht ganz schafft, muss

der Rest durch sogenannte Negativemissions-Technologien entfernt und gespeichert werden. Nach 2050 soll die so absorbierte CO<sub>2</sub>-Menge die verbleibenden Treibhausgase gar übertreffen.

Wenn es kommt, wie es im Gesetz steht, dann kann man wirklich Röstis Worte nehmen und sagen, dann «laufen wir gegen die Wand». Netto null heisst Vollbremsung der Wirtschaft, der Produktion, des Konsums. Kälte in jeder Hinsicht.

Jetzt kommt der Einwand, die Regierungen in den anderen reichen Länder hätten das Netto-null-Ziel auch festgelegt. Ja, überall wurde es einfach dekretiert, nirgends konnte das Volk dazu Stellung nehmen. In der Politik wurden auch nie sorgfältige Debatten zu den wissenschaftlichen Grundlagen geführt, auch im Schweizer Parlament nicht. «Netto null 2050» setzen die Politiker ähnlich unverfroren als Allzweckhebel ein wie das 1,5-Grad-Klimaziel.

Weiterer Einwand: Zahlreiche Unternehmen haben das Ziel für sich verbindlich gesetzt, die wissen doch, was sie tun. Ja, Unternehmen können vorläufig ihre Emissionen am Zertifikatemarkt kompensieren, sie können die Klimaneutralität kaufen, auch wenn sie CO<sub>2</sub> ausstossen – bis es irgendwann am Markt vielleicht zu eng wird. Und wenn die heutigen Chefs etwas beschliessen, was ihre Nach-Nach-Nachfolger umsetzen müssen, ist die Verbindlichkeit relativ.

Es ist unglaublich, dass das Schweizer Volk im Juni über eine Vollbremsung abstimmt und man bisher so wenig darüber spricht.

## Inflation schönreden

Die US-Notenbank Fed sieht Alarmlampen aufleuchten: Die bisherigen Leitzinserhöhungen

bis auf 5 Prozent haben viele Banken in Stress gebracht, weil diese auf Wertpapierkurse und damit Bilanzenwerte drücken; krass im Fall der Silicon Valley Bank. Zudem wird nun viel Geld von den Banken weg in den zins-trächtigen Geldmarkt verschoben. Und Zinsen drücken auf Immobilienwerte, Leerstände nehmen zu.

Fed-Chef Jerome Powell sah sich bisher gerne in der Nähe eines Paul Volcker, der als Fed-Chef nach 1979 die Inflation mit einer Gewaltsbremse der Geldversorgung und Zinserhöhungen auf weit über 10 Prozent erstickt hatte.

Nun aber kann es sein, dass die Stresserscheinungen im Finanz- und Immobiliensektor Powells Team, und sodann auch die EZB-Führung, zum Lavieren bringen.

Eine Inflationsrate von vielleicht 4 Prozent statt der versprochenen 2 Prozent liesse sich dann sicher schönreden. Schon heute werden sinkende Inflationsraten gefeiert, als ob der Preisauftrieb bereits beseitigt wäre. Regierungen der Schuldenländer wäre ein dauerhaftes Inflationsklima ohnehin höchst willkommen, da sie so ihre Schulden weginflationieren könnten. Und wenn die Lohn-Preis-Spiralen erst mal richtig laufen, bringt man die Inflation und ihre Profiteure sowieso kaum mehr weg.

Leiden würden die Sparer, die Vermögen verlieren – es oft aber gar nicht so merken, weil sie zu viel auf nominale statt auf reale Renditen schauen. Leiden würde auch die ganze Wirtschaft, denn Langfristinvestoren sind scheu, wenn unklar ist, was sie später zurückerhalten.

---

# AUTOREN

## Richard Millet

---



*Ein Dichter in der Hölle der Gegenwart: Schriftsteller Millet.*

Millet hat Frankreich auch schon mal als «ethnische Kloake» bezeichnet.

*Seite 56*

«Faschismus ist eine historische Kategorie, die heute keinerlei Bedeutung hat.»

*Seite 57*

«Der Bürgerkrieg war meine existenzielle Grunderfahrung, eine Art Befreiung.»

*Seite 58*

# «Hitler würde sich über Netflix freuen»

Richard Millet war ein Star der französischen Literatur. Dann verfasste er ein «literarisches Lob» auf den norwegischen Massenmörder Anders Breivik. Die Nobelpreisträger Annie Ernaux und Jean-Marie Gustave Le Clézio forderten seinen Kopf – und bekamen ihn. Millet ist heute Persona non grata. Wir haben ihn in Paris getroffen.

Jürg Altwegg

Richard Millet wurde 1953 in Viam, einem kleinen Dorf im Département Corrèze, geboren. Als Kind beobachtete er, wie die Männer am Sonntagmorgen vor der Kirche oder im Bistro auf die Frauen warteten. Nicht nur die Kommunisten, auch Millets Vater ging nicht zur Messe. Er war Protestant, Mitglied einer «häretischen Kirche», die Millet, wie er in einem seiner Bücher gesteht, «bei allem Respekt für meinen Erzeuger und gewisse grosse Protestanten» noch immer als solche empfindet. Die Ökumene hält er für eine «Nebelpetarde», die gezündet wurde, um «die Entsakralisierung der Kirche durch das Zweite Vatikanische Konzil zu verschleiern».

Von daher, schreibt Millet, rühre seine Abneigung gegen alles, was die Einheit zerstöre: «Die Scheidung, die Untreue, die Täuschung, die Unreinheit – und die «kulturelle Vermischung», mit der ich den Relativismus und die Dekulturation meine.»

Und weiter: «Der Verlust der Einheit ist immer ein Unglück. Ein Zerfall, ein Fall in die Unreinheit, ein Fluch. Wir sehen sehr wohl, in was für einem satanischen Labor der globalisierte Kapitalismus die Bedingungen für eine ewige Gegenwart schafft. Auf den Ruinen der christlichen Nationen, im Vermischen der Rassen, Ethnien, Religionen, Kulturen, Sprachen. Die Geschlechter werden neu bestimmt und aus Pathologien sogar neu geschaffen.»



Frankreich hat Millet auch schon mal als «ethnische Kloake» bezeichnet.

Unter dem Namen «Siom» ist Viam, das Dorf seiner Herkunft aus der tiefen Provinz, der Schauplatz zahlreicher Romane. Zwei Jahrzehnte lang war Millet im Unterrichtswesen tätig, bevor er in die Verlagsszene wechselte. Er arbeitete als Lektor und literarischer Programmchef in renommierten Häusern, zu-

*«Das Schreiben hat mich davor bewahrt, dem Wahnsinn zu verfallen.»*

letzt bei Gallimard. Gegen hundert Bücher hat der Schriftsteller, den heute kein Verlag mehr publizieren will, veröffentlicht.

Sein Roman «Die drei Schwestern von Piale» erschien bei Rowohlt und wurde 2018 als Taschenbuch neu aufgelegt. Die Essays «Verlorene Posten» und «Töten» hat der neurechte Publizist und Politiker Götz Kubitschek in seinem Verlag Antaios herausgebracht. Bezüglich der Beziehung von Juden und Christen wie des Umgangs mit den Naziverbrechen vertreten Millet und Kubitschek völlig unterschiedliche Standpunkte.

## Vom Reaktionär zum Märtyrer

Hoch gelobt wurden ausnahmslos Richard Millets Schriften über die Musik. Er hat das Konservatorium besucht und spielt täglich eine Stunde Klavier. Auf eine Karriere als Musiker musste er wegen seiner Phobie vor öffentlichen Auftritten verzichten. Im Milieu der Musik fühlt er sich heimischer. Es ist «weniger borniert, die Musik setzt die Beherrschung eines Berufs voraus», sagt er im Gespräch: «Musiker sind weniger arrogant als Schriftsteller, sie haben in aller Regel keine Botschaft.»

Richard Millet hat mit Milo Rau zusammengearbeitet und schwärmt von Fritz Zorns «Mars». Das Kultbuch des Zürcher Autors wurde in Paris gerade neu aufgelegt. In Zürich war Millet 2010 zur Uraufführung der Oper «Gesualdo» von Marc-André Dalbavie. Sie han-

delt vom Schicksal der jungen jüdischen Künstlerin Charlotte Salomon, «das so tragisch war wie jenes von Anne Frank», sagt Richard Millet, der das Libretto schrieb (als Buch bei Gallimard). Er nutzte seinen Aufenthalt, um zum Grab von James Joyce zu pilgern.

Wer die Gegenwart verstehen will, muss ihre unerbittlichsten Kritiker lesen. Richard Millet, der im Bürgerkrieg im Libanon sein Leben riskierte und zum Schriftsteller wurde, bekämpft sie bis zur Selbstaufgabe. Sein Kampf macht den Reaktionär zum Märtyrer der Medien in einer Welt, zu deren Obsession der – verspätete, zunehmend totalitäre – Antifaschismus geworden ist. Millet ist sein idealer Sündenbock, zu dem ihn manche seiner Formulierungen und seine Werte prädestinieren: die Verwurzelung und die Provinz. Der Kampf für so ziemlich alle Traditionen, die unter Faschismusverdacht stehen, und gegen den «antifaschistischen» Multikulturalismus. Und ganz besonders die Nostalgie einer unbefleckten Reinheit wie die unstillbare Sehnsucht nach der verlorenen Einheit und Einmütigkeit.

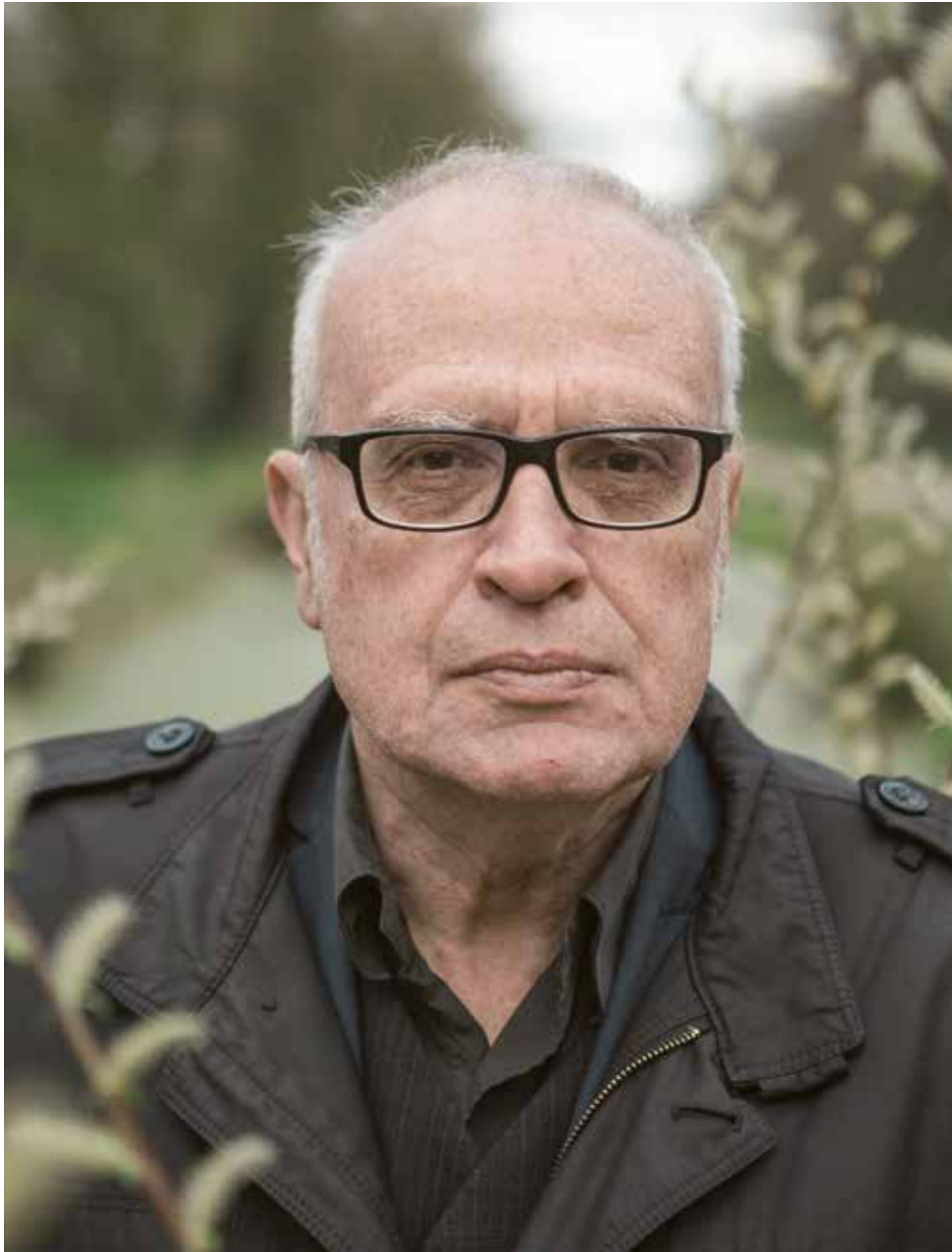
Wie Breivik und Putin ist Richard Millet ein Symptom: Seine Schriften beklagen den Untergang einer Welt, die vom Faschismus zerstört wurde. Und dessen Werk seine gutmeinenden Bewältiger vollenden.

**Weltwoche:** Monsieur Millet, es gibt eine Frage, die man einem Schriftsteller nicht stellen darf: Warum schreiben Sie?

**Richard Millet:** Alle wiederholen die Antwort von Samuel Beckett: weil ich nichts anderes kann. Ich halte mich an Georges Bataille: um nicht wahnsinnig zu werden. Das Schreiben hat mich davor bewahrt, dem Wahnsinn zu verfallen. Das ist die Wahrheit. Ich kann sie als Kampf gegen den Niedergang der französischen Sprache und für das Überleben der Literatur verbrämen. Doch dieser Kampf ist verloren.

**Weltwoche:** Trotzdem haben Sie jetzt eine Autobiografie geschrieben, «La Forteresse», die Festung, ein grossartiges literarisches Zeugnis. Wahrhaftiger, aufrichtiger, schonungsloser als





«Ich bin dafür, dass Nationen ihre Besonderheit bewahren»: Gegenwartskritiker Millet.

Jean-Paul Sartres «Die Wörter». Sie erwähnen darin ihre Abneigung gegen die Psychoanalyse.

**Millet:** Ich habe nichts gegen die Psychoanalyse. Aber in Prousts Romanen oder Kafkas Korrespondenz erfährt man mehr über den Menschen als bei Freud. Dass sich die Menschen behandeln lassen, ist durchaus in Ordnung. Mich interessiert das nicht.

**Weltwoche:** Sie sind untherapiert – ergo: Faschist?

**Millet:** Faschismus ist eine historische Kategorie, die heute keinerlei Bedeutung hat. Ich kann Sie beruhigen: Ich bin auch kein Nazi. Aus den gleichen Gründen.

**Weltwoche:** Sind Sie homophob?

**Millet:** In keiner Weise. Wenn ich homophob wäre, hätte ich nicht dreissig Jahre lang im Verlagswesen arbeiten können. Ich bin gegen Wokeness und die Ideologien.

**Weltwoche:** Rassist?

**Millet:** Ich bin kein Rassist. Schon gar nicht im Sinne der Nazitheorien. Eine Hierarchie der Rassen lehne ich ab. Es gibt für mich keine Rasse, die den anderen überlegen wäre. Doch die spezifischen Besonderheiten einer Rasse sind mir nicht gleichgültig. «Der Andere» interessiert mich.

**Weltwoche:** Sind Sie misogyn?

**Millet:** Ganz im Gegenteil. Ich lebe mit meinen beiden Töchtern zusammen, da wäre es schwierig, frauenfeindlich zu sein. Ich wuchs in einem Dorf auf, in dem es mehr Frauen als Männer gab – als Folge des Ersten Weltkriegs. Ich habe gewaltigen Respekt vor den Frauen.

**Weltwoche:** Und Sie lieben sie. Sie beschreiben die Wallungen und Emotionen, die eine Frau in Ihnen auslösen kann, durchaus sinnlich, nie vulgär.

**Millet:** Frauen sind ein Segen.

**Weltwoche:** Das ist feministisch nicht sehr korrekt.

**Millet:** Ich werde es trotzdem weiterhin sagen. Frauen haben mich gerettet. Auch ohne Frauen wäre ich wahnsinnig geworden.

**Weltwoche:** Sind Sie islamophob?

**Millet:** Nein, natürlich nicht. Ich bin gegen jede Form von Dummheit, und islamfeindlich zu sein, ist eine Form von Dummheit.

**Weltwoche:** Hat man Sie je als Antisemiten bezeichnet?

**Millet:** Nein.

**Weltwoche:** Wirklich nie? Warum?

**Millet:** Ich weiss es nicht. Fragen Sie meine Feinde. Auch den Vorwurf der Pädophilie hat man mir erspart. Sonst nichts. Aber als Nazi, Antisemit und Päderast wurde ich nie beschimpft.

**Weltwoche:** Sie sind auch kein Vegetarier. In den «Szenen aus dem Bürgerkrieg» beschreiben Sie Ihre Beziehung zum Rindfleisch. Als Tatar

*«Auch den Glauben hat man mir vorgehalten, er ist etwas Unmodernes, das die Zeitgenossen irritiert.»*

ekelt es sie, ein blutiges Rindsfilet verschlingen Sie mit Heissunger.

**Millet:** Auch das wirft man mir vor. Ich wuchs in einer Region mit viel Viehzucht auf. Die Tiere wurden respektiert. Hätte jemand ein Rind schlecht behandelt, wäre er aus dem Dorf vertrieben worden. Die Kühe gehörten zu unserer Welt, sie waren auf den Weiden. Das hinderte uns nicht daran, sie zu essen. Ich will mich nicht mit Heuschrecken und Quinoa ernähren.

**Weltwoche:** Sie glauben an Gott.

**Millet:** Ja. Ich bin ein zutiefst gläubiger Mensch, katholisch wie meine Mutter. Auch den Glauben hat man mir vorgehalten, er ist etwas sehr Unmodernes, das die Zeitgenossen irritiert. Mein Vater war Protestant, ich habe auch ausgeprägte protestantische Züge in mir und bin voller Widersprüche, die auf die beiden Religionen zurückgehen.

**Weltwoche:** Als Opfer haben Sie sich nie bezeichnet.

**Millet:** Ich mag das Wort nicht. Die Leute, die mich unterstützen, halten mich für ein Opfer des Systems. Ich bin nicht sein Opfer – es hat mich besiegt. Um zu funktionieren, ist es auf Sündenböcke angewiesen, das hat der Philosoph René Girard gezeigt. Die heutige Zeit braucht zwei oder drei rechtsextreme Schriftsteller als Sündenböcke, das sind Renaud Camus und ich.

**Weltwoche:** Sündenböcke sind Opfer – allerdings meist unschuldige. Wie sind Sie Schriftsteller geworden?

**Millet:** Im Libanon, wo ich als Kind sieben Jahre verbrachte. Ich wurde nicht Schriftsteller, weil ich «schon immer geschrieben» hätte. Ich



«Religiöse Dimensionen»: Che Guevara.



«Ich bin verbittert. Dégoûté»: Luxusunternehmer Bernard Arnault (Mitte).

wurde Schriftsteller, weil ich es werden wollte. Ich befand mich in einer fast schon autistischen Einsamkeit. Ich besuchte die archäologischen Stätten und erzählte mir mit lauter Stimme, was ich gesehen und gelesen hatte. Aus diesem Stammeln und Flüstern wurden später Texte. Als wir nach der Rückkehr auf dem Land lebten, entdeckte ich William Faulkner, der die Bauern des Mississippi beschreibt. Auch andere Dichter – immer solche, deren Literatur von den Armen auf dem Land handelte.

**Weltwoche:** Um Schriftsteller zu werden, zogen Sie wie einst André Malraux in den Krieg. 1975 kehrten Sie im Alter von 23 Jahren in den Libanon zurück. Im Bürgerkrieg kämpften Sie als Freiwilliger auf der Seite der christlichen Milizen, der Falangisten.

**Millet:** Ich möchte mich nicht im Detail äußern. Der Libanon ist ein kleines und gefährliches Land, mehr denn je. In Beirut kennt jeder jeden, nichts ist vergessen. Ich habe meinen Waffenbrüdern versprochen, nichts zu sagen.

**Weltwoche:** Vor zehn Jahren haben Sie darüber ein Buch geschrieben: «Töten». Sie berichten, dass Sie «Männer und Frauen, Greise, vielleicht auch Kinder getötet» hätten.

**Millet:** Das ist nicht wörtlich zu nehmen. Beim Krieg im Libanon ging es um Strassenkämpfe. Es war ein Stellungskrieg um Wohnblöcke. Es wurde geschossen und gemeuchelt, es war grauenhaft.

**Weltwoche:** Wie wurde aus dieser Erfahrung Literatur?

**Millet:** Dieser Krieg konfrontierte mich mit der Wirklichkeit. Er fand an den Orten statt, an denen wir als Kinder Krieg gespielt hatten. Er hat mich gezwungen, aus der *forteresse* auszu-

brechen. Der Bürgerkrieg war meine existenzielle Grunderfahrung, eine Art Befreiung. Ich hatte auch ein politisches Motiv: Ich war gegen die palästinensische Propaganda in den Krieg gezogen. Die libanesischen Christen wurden als Faschisten und privilegierte Elite dargestellt. Beides war falsch. Ich hatte sieben Jahre unter ihnen gelebt, ich wollte sie verteidigen, auch aus Dankbarkeit. Es waren die Jahre, in denen meine Mutter glücklich war. Der Krieg hat sich als völlig sinnlos erwiesen. Als Bachir Gemayel, der mit Israel an einem Friedensvertrag arbeitete, ermordet wurde, zerschlugen sich die letz-

### «Die Klischees haben überlebt: Die Palästinenser sind immer die unschuldigen und heiligen Opfer.»

ten Hoffnungen auf einen christlichen Staat. Die Klischees haben überlebt: Die Palästinenser sind immer die unschuldigen und heiligen Opfer.

**Weltwoche:** Die Literatur spielte bei Ihrer Verklärung zum heiligen Opfer eine zentrale Rolle. Nach dem Massaker von Sabra und Schatila – in der Banlieue von Beirut – errichtete Ihnen der Dichter Jean Genet ein literarisches Denkmal.

**Millet:** Genet, der ein bedeutender Schriftsteller war, hat die Palästinenser verherrlicht. Genauso schwärmte er von den Black Panthers. Sie faszinierten ihn wie zuvor schon der Nazi-offizier in «Pompes funèbres» – die Anziehung hat eine homoerotische Dimension. Das Massaker war eine unbeschreibliche Gräueltat, es wurde von Christen verübt. Man hat die Falangisten als Faschisten und Israel für einen «zionistischen Genozid» verantwortlich gemacht.

Vergessen wird dabei, dass dem Horror das Massaker von Damur vorausgegangen war. In Damur hatten die Palästinenser gemordet und die Toten zerstückelt. Sie schändeten den Friedhof und die Leichen: Auf einen Männerkörper setzten sie einen Frauenkopf und Ähnliches. Das ist bekannt, wird aber verdrängt.

**Weltwoche:** In «Israël depuis Beaufort» unterstreichen Sie Ihre tiefe Verbundenheit mit dem Judentum und Israel. Sie beschwören die Schicksalsgemeinschaft von Juden und Christen, die im libanesischen Bürgerkrieg gleichermaßen terrorisiert und zum Schweigen gebracht wurden. Beide sind dem Hass des Islam ausgesetzt. Mit Ihrer Familie mussten Sie als Vierzehnjähriger unmittelbar nach dem Sechstagekrieg von 1967 nach Frankreich zurückkehren. Sie bezeichnen ihn als «letzten glorreichen Krieg der Geschichte».

**Millet:** Wir erlebten ihn eingeschlossen in unserer Wohnung in Beirut. Der Libanon war zwar nicht direkt in die Feindseligkeiten involviert, aber die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) hatte die Flüchtlingslager infiltriert. Israel betrat 1967 die Bühne der Weltpolitik. Dieser Krieg stellte eine Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart her und stellte die Weichen für die Zukunft. Seither erleben wir Bürgerkriege und Terrorismus. Hätte Israel damals verloren, würde es nicht mehr existieren. Der Sechstagekrieg wurde militärisch gewonnen und auf allen anderen Ebenen verloren. Auf ihn geht die Gleichsetzung Israels mit den Nazis und die Verklärung der Palästinenser zu den neuen Juden zurück.

**Weltwoche:** Vier Monate später starb Che Guevara als Opfer der Revolution in Bolivien.

Sie beschreiben, wie auch sein Tod zum Martyrium für die Causa der Palästinenser instrumentalisiert wurde.

**Millet:** In geradezu religiösen Dimensionen. Ich verwende bewusst den Begriff der Theophanie, der die Erscheinung eines Gottes meint. Che Guevara war der Erste in einer Reihe von weltlichen, westlichen Ikonen und Idolen, zu

«Ich habe mein ganzes Leben lang nie an einer Wahl teilgenommen. Kein einziges Mal.»

den auch Martin Luther King und Nelson Mandela gehören. Der Islamismus ist eine religiöse Metapher des Marxismus-Leninismus und des Maoismus, die er nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ersetzen und ablösen konnte. Der Islam hatte nie auf seinen Willen zur Welt-eroberung verzichtet, jetzt erwachte er wieder. Diese Entwicklung hätte zumindest den katholischen Dichter Paul Claudel und C. G. Jung nicht erstaunt. Claudel bezeichnete den Islam als Inspirationsquelle des Nationalsozialismus. Jung verglich Hitler mit dem Propheten Mohammed und glaubte, dass Hitler einen neuen Islam begründen würde. Er bezeichnete diese Möglichkeit als «Zukunft der Geschichte» – sie vollzieht sich vor unseren Augen: in der Allianz zwischen dem Islam und dem globalisierten Kapitalismus. Gemeinsam ist ihnen der Wille zur Zerstörung der Erinnerung, der Kultur und letztlich des Menschen.

**Weltwoche:** Gegen diese Allianz verteidigen Sie die Literatur als verlorene Bastion. Seit den achtziger Jahren haben Sie in den angesehensten

Verlagen zahlreiche Romane, Erzählungen und Essays veröffentlicht. Sie bekamen den renommierten Preis der Académie française und arbeiteten als Star-Lektor bei Gallimard, dem sie zwei Romane bescherten, die mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet und internationale Bestseller wurden. Beide handeln vom Krieg: «Die französische Kunst des Krieges» von Alexis Jenni und Jonathan Littells «Die Wohlgesinnten». Ein Naziroman, in dem der homosexuelle SS-Offizier Max Aue das Grauen beschreibt und nichts bereut. Sie kennen das Gerücht, dass der Roman seinem Lektor mehr verdankt als dem Autor, der nie mehr etwas Gleichwertiges schrieb.

**Millet:** *No comment.*

**Weltwoche:** Und Jenni, der Schweizer Wurzeln hat?

**Millet:** Kein Problem. Wir arbeiteten zusammen am Manuskript, ein normaler Vorgang. Der Roman ist sehr gut.

**Weltwoche:** Hätte es die beiden Bücher ohne Ihr Zutun gegeben?

**Millet:** Bei Jonathan Littell bin ich mir nicht sicher. Ich weiss es nicht. Sein Buch hat eine kaum fassbare Dimension.

**Weltwoche:** Es ist mit seiner Struktur als Tragödie, seinem Bildungsfundus und der Kriegserfahrung Richard Millets literarischem Werk näher als allem, was Littell sonst geschrieben hat.

**Millet:** Ich habe nichts mehr mit Littell zu tun, ich kann es nicht beurteilen. Ich lese keine Zeitungen mehr, nur noch auf dem Telefon die Schlagzeilen – Pardon.

**Weltwoche:** Wen haben Sie gewählt?

**Millet:** Ich habe mein ganzes Leben lang nie an einer Wahl teilgenommen. Kein einziges Mal.

**Weltwoche:** Was halten Sie vom peinlichen Zirkus im Parlament und von der Gewalt auf der Strasse rund um das Rentenalter?

**Millet:** Lächerlich. Die Menschen wollen mit 62 Jahren in Rente gehen. Sie werden sich nur noch mehr langweilen. Die Langeweile zersetzt Europa. Sie ist Ausdruck einer weitgehenden Entfremdung. Nichtstun wird als Leben empfunden. Aber ich will nicht den Schriftsteller geben, der sich in seinen Elfenbeinturm zurückzieht.

**Weltwoche:** Die Einschliessung der Gesellschaft während der Pandemie muss Ihnen entsprechen haben. Wie haben Sie den Lockdown erlebt?

**Millet:** Als schlimme Zeit. Eingeschlossen war ich ja schon immer. Meine Frau lag im Sterben, sie hatte Krebs. Ich besuchte sie jeden Tag im Krankenhaus, ich hatte einen Ausweis [Millet verwendet das deutsche Wort], es gab allerdings auch gar nie eine Kontrolle. Etwas hat mir gefallen: Ich war praktisch allein in der Metro, Paris war von einer gespenstischen Leere.

**Weltwoche:** Seit Beginn des Jahrtausends haben Sie sich zusehends mit dem Literaturbetrieb und der zeitgenössischen Literatur angelegt. Frankreich war eine grosse Literaturnation, die Politik ohne die Weihen der Literatur undenkbar.

**Millet:** Das alles ist vorbei. *Fini.* Ich arbeitete im Verlagswesen, es fiel mir zusehends schwer, zeitgenössische Romane zu lesen. Sie wurden immer belangloser: sprachlich, formal, inhaltlich. Die Schriftsteller unterwerfen sich der politischen Korrektheit. Sie kontrollieren sich viel zu sehr. Die Literatur unterliegt dem Diktat der Wokeness-Ideologie und der Literatur-



«Verkörperung einer Sackgasse»: Breivik.



Zukunft der Geschichte: Psychologe Jung.



«Struktur als Tragödie»: Autor Littell.



«Ich habe meinen Waffenbrüdern versprochen, nichts zu sagen»: Millet.

preise. Dagegen schrieb ich das Pamphlet «Die Hölle des Romans». Ausser Jean-Marie Gustave Le Clézio, der den Nobelpreis für seine politische Korrektheit bekommen hat, habe ich nie einen Schriftsteller direkt angegriffen. Vielleicht noch Annie Ernaux. Wenn man mit Journalisten, Schriftstellern, Verlegern redet, teilen alle diesen Befund. Aber sie wagen es nicht, das öffentlich zu sagen.

**Weltwoche:** Was lesen Sie?

**Millet:** Klassiker. Auch deutsche. Nietzsche. Zusammen mit einem Freund lese ich gerade Schopenhauer, der politisch völlig unkorrekt ist. W.G. Sebald. Mit den Lyrikern habe ich mehr Probleme, es gab im Libanon keinen Deutschunterricht.

**Weltwoche:** Was schreiben Sie gegenwärtig?

**Millet:** Eine sehr kurze Erzählung. Ich schreibe keine Romane mehr, weil ich keinen

Verleger mehr habe. Der letzte, der mir geblieben ist, ist ein Kleinstverleger, der keine Romane publiziert. Ein mit dem Literaturbetrieb bestens vertrauter Schriftsteller ging mit meinem letzten Romanmanuskript zu allen grossen Verlagen. Sie lehnten es ab, ohne es überhaupt zu lesen. Ich habe das Buch auf Selbstkosten drucken lassen, 200 Exemplare wurden abgesetzt. Dafür kann ich nicht drei Jahre arbeiten. Sie haben mich wirtschaftlich umgebracht.

**Weltwoche:** Wann haben Sie Antoine Gallimard, der Ihnen zwei Prix Goncourt verdankt, das letzte Mal gesehen?

**Millet:** Vor zehn Jahren. Als er mir beschied, dass ich fortan von zu Hause aus arbeiten würde.

**Weltwoche:** Das war seine Reaktion auf Ihren kurzen Essay über die «Verarmung der Literatur» und das «Literarische Loblied auf Anders Breivik», den rechtsextremen Terro-

risten, der 85 Jugendliche ermordet hatte. Die Gallimard-Autoren Le Clézio und Ernaux hatten bei Ihrem Verleger Gallimard Ihren Kopf gefordert. Ernaux veröffentlichte in *Le Monde* einen Aufruf, den 119 Schriftsteller unterzeichneten: «Das faschistische Pamphlet von Richard Millet entehrt die Literatur».

**Millet:** Die Kampagne hat zwei Monate lang gedauert. Jeden Tag gab es Artikel, Interviews, Anklagen, Drohungen – auch in der internationalen Presse. Der sozialistische Premierminister Jean-Marc Ayrault beteiligte sich an der Hetzjagd und bezeichnete meinen Text als Schande. Meine Töchter waren acht und zwölf Jahre alt.

**Weltwoche:** Im Prozess der Abwicklung von Frankreich als Literaturnation ist die Petition von Annie Ernaux ein historisches Datum: Sie sollen nicht mehr publizieren dürfen und als Lektor auch keine anderen Schriftsteller mehr betreuen. Benoît Duteurtre sagte, dass man solche Zensurforderungen gegen einen Kollegen nicht einmal aus der Sowjetunion kannte. Sie analysieren Breiviks Tat im Kontext anderer Massentötungen und erwähnen auch den Anschlag auf das Parlament in Zug. Es geht Ihnen um den Bezug der Literatur zum Bösen – und Sie zitieren den Philosophen Cioran und den Surrealisten Breton.

**Millet:** Cioran hat geschrieben, dass der erste Gedanke beim Verlassen der Wohnung die Ausmerzungen der Passanten sei. Breton definierte den Surrealismus als Wunsch, auf die Leute zu schiessen. Weder Cioran noch Breton wurden verfeimt.

**Weltwoche:** Den – linken – Schriftstellern vor Ihnen hat man auch konkrete Aufrufe zum Töten aus politischen Gründen alles andere als übergenommen. Jean Genet stimmte ein Lob auf die Baader-Meinhof-Terroristen und ihre tödlichen Attentate an. Sartre rechtfertigte den Anschlag der Palästinenser auf die israelische Mannschaft bei der Olympiade 1972 in München. Ihr «literarisches Lob» ist keine Verherrlichung des Massenmörders Breivik, dessen Tat Sie verurteilen, sondern die Analyse eines Symptoms: Er ist Täter, aber auch ein Opfer – Ausdruck einer Gesellschaft.

**Millet:** Breivik verkörpert die Sackgasse, in der sich die westlichen Gesellschaften befinden. Damit meine ich die Weigerung, die Einwanderung – und insbesondere die muslimische – wahrzunehmen. Breiviks Akt war so genial wie monströs.

**Weltwoche:** Genial?

**Millet:** Genial bezüglich seiner Durchführung an zwei Orten durch einen Einzeltäter. Gleichzeitig ist Breivik ein wirrer Dummkopf. Nie in der Geschichte hat ein Massaker zu einem Sieg geführt. Es gibt dafür in keinem Fall eine Rechtfertigung. Aber als Symptom ist Breivik ein Thema für die Literatur. Die Norweger haben mich völlig missverstanden, das Fernsehen kam,

die Journalisten kamen. Sie glaubten, ich würde Breivik unterstützen.

**Weltwoche:** Sie werden angegriffen, weil Sie den Multikulturalismus ablehnen und an den Nationen festhalten. Weil Sie kritisieren, dass Einwanderer Kinder auch noch in der vierten Generation Dschamila und Mohammed nennen.

**Millet:** Ich bin dafür, dass Nationen ihre Besonderheit und ihre Traditionen bewahren. Wer auswandert, soll sich der Kultur, in der er Gast ist, anpassen. Man nennt dies Assimilierung. In den Vereinigten Staaten passen Einwanderer ihre Namen an, sprechen sie englisch aus, teilen den Patriotismus. So hielten es auch die bisherigen Migranten in Frankreich. Ich bin dagegen, dass sie weiter wie in Algerien leben wollen und Frankreich mit ihrem Hass verfolgen.

**Weltwoche:** Sie benutzen den Begriff Bürgerkrieg: Wer gegen wen?

**Millet:** Normalerweise sind die Fronten klar. Aber jetzt ist es viel komplizierter. Wir haben es mit Menschen zu tun, die rechtlich gesehen Franzosen sind, aber in kultureller Hinsicht keine Franzosen sein wollen. Sie lehnen die französischen Werte ab. Das ist eine neue Form von Bürgerkrieg. So war es im Libanon und in Jugoslawien, so ist es in den Banlieues. Die Schweden und Norweger machen die gleiche Erfahrung mit ihren Einwanderern, die sie mit offenen Armen empfangen hatten. Die Dänen wollten ihre islamistischen Kriminellen ins Kosovo abschieben. Die Briten verhandelten mit Ruanda. In Europa führen Gemeinschaften, die sich nicht integrieren wollen, den Bürgerkrieg gegen die Gesellschaften, die sie aufgenommen haben. Doch niemand ist bereit, die Lektionen aus diesem Befund zu ziehen. Und wenn man ihn thematisiert, wird man als Faschist beschimpft.

**Weltwoche:** Sie haben Renaud Camus erwähnt, der den Begriff «Grand Remplacement» prägte. Glauben Sie an den «Grossen Austausch»?

**Millet:** Camus ist ein hervorragender Schriftsteller, jetzt beschäftigt er sich nur noch mit Politik. Er denunziert den Horror, den wir in unserer Gesellschaft erleben. Ich würde das nicht als «Grand Remplacement» bezeichnen. Für mich handelt es sich um eine Entwicklung, die nicht mehr aufzuhalten ist. Gegen die planetarische

Ideologie hinter ihr sind wir machtlos. Sie setzt auf die Schuldgefühle des Westens. Es gibt kaum noch Plakate, auf denen nicht ein Schwarzer und eine Weiße zu sehen sind. Nur selten ist die Frau schwarz und der Mann weiss – denn das riecht nach Kolonialismus.

**Weltwoche:** Wie sind wir so weit gekommen?

**Millet:** Wir haben der Konvergenz des postmodernen Diskurses und des globalisierten Kapitalismus zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Guy Debord hat als Theoretiker des Si-

*«Mit Putin verhält es sich wie mit Breivik: Er ist ein Symptom unseres absoluten Versagens.»*

tuationismus die «Gesellschaft des Spektakels» und des Konsums analysiert. Heute ist Debord der Liebling der Handelsschulen und Werber – denen er ins Gesicht spucken würde. Die kulturelle Linke und der Kapitalismus haben – im Sinne von Marx – eine «objektive Allianz» geschlossen. Das Resultat sind Netflix und die Wandlung von Disney zur Wokeness-Avantgarde. Hitler würde sich über Netflix freuen, perfekter kann man die Realität nicht verfälschen. Diese heilige Allianz ist das prägende Merkmal unserer Zeit. Aus Feinden wurden Freunde.

**Weltwoche:** Spielt die Selbsterstörung der westlichen Zivilisation im Krieg Putins gegen die Ukraine eine Rolle? Stichworte Wokeness, LGBTQ.

**Millet:** Wenn wir im Kampf gegen diese Ideologie nur Putin haben, ist es schlecht um uns bestellt. Putin stellt nicht sehr viel dar. Ein Ex-Offizier des KGB. Mit Putin verhält es sich wie mit Breivik: Er ist ein Symptom unseres absoluten Versagens.

**Weltwoche:** Kurz nach der Veröffentlichung des Breivik-Breviers waren Sie beim syrischen Diktator Baschar al-Assad zu Besuch und gaben ihm die Hand. Er verdankt seinen Verbleib an der Macht Putins brutaler Kriegsführung – auch gegen die Zivilbevölkerung.

**Millet:** Der Westen hat ihn gewähren lassen, weil man genau wusste, dass ohne das Eingreifen der Russen in Syrien der Islamische Staat die Macht übernommen hätte.

**Weltwoche:** Verfolgen Sie den Krieg in der Ukraine? In «Israël depuis Beaufort» erinnern Sie daran, dass im Zweiten Weltkrieg die Juden an den Bäumen entlang den Strassen gekreuzigt wurden.

**Millet:** Was diesem Land angetan wird, ist grauenhaft. Putin setzt seine Soldaten als Kanonenfutter ein. Ich unterstütze eine Ukrainerin, die nach Paris geflüchtet ist. Dank ihr verfüge ich über direkte Informationen. Ihr Vater ist im Zivilschutz tätig. Jeden Morgen beim Aufwachen die erste Frage: Leben die Eltern noch? In unseren Medien wird das nackte Grauen dieses Kriegs nicht abgebildet.

**Weltwoche:** Ist in Frankreich die Meinungsfreiheit in Gefahr?

**Millet:** Was bis jetzt in unserem Gespräch gesagt wurde, würde in Frankreich keine Zeitung drucken. Kein Sender würde es bringen. Nur in marginalen Medien wäre ein solches Interview möglich. Alle diese Medien scheuen sich indes nicht, täglich zu behaupten, die extreme Rechte stelle eine Gefahr für die Demokratie dar. Im Verlagswesen geben die Linksradiكالen, oftmals ehemalige Trotzkiten, den Ton an. Die meisten Verlage werden heute von Frauen geleitet – umso besser. Und die Eigentümer – der Buchverlage, der Presse wie der audiovisuellen Medien – sind Milliardäre, die ihr Vermögen nicht als Verleger machten.

**Weltwoche:** Mit Ausnahme von Antoine Gallimard.

**Millet:** Der mir, als er mich endgültig entliess, sagte, dass er als Unternehmer handeln müsse. Bernard Arnault entlässt Chefredaktoren, wenn er oder sein Luxuskonzern LVMH kritisiert werden. Bei den Zeitungen, die ihm nicht gehören, stoppt er Anzeigenkampagnen.

**Weltwoche:** Glauben Sie nicht an die Möglichkeit, dass uns der Krieg in der Ukraine mit der Realität und der Geschichte konfrontiert? Wie es für Sie im Libanon der Fall war. Dass die Welt in diesem Schock wieder zur Vernunft kommen und der Spuk ein Ende nehmen könnte?

**Millet:** Nein. In Frankreich wird alles nur schlimmer. Die Macht befindet sich in den Händen von 200 Personen: Verlagswesen, Journalismus, Politik. Nehmen Sie die Freimaurer hinzu. Die einflussreichen Journalisten und Politiker sind Freimaurer.

**Weltwoche:** Andere sagen das von den Juden. Es tönt wie eine Verschwörungstheorie. Und sehr verbittert.

**Millet:** Ich bin verbittert. *Dégoûté*. Ein Literaturwissenschaftler schreibt eine Habilitationsschrift über Ramuz, den Nobelpreisträger Claude Simon und mich. Von Richard Millet wollte man ihn abbringen. Ich habe alles verloren. Interviews gebe ich keine mehr. Vor zwei Jahren wollte mich das Nachrichtenmagazin *Le Point* interviewen. Mit Ihnen rede ich, weil Sie mich auf «La Forteresse» und mein Buch über Sibelius angesprochen haben. Ich werde weiterschreiben – kleine Texte. Oder über die Musik. Ob sie erscheinen werden, steht auf einem anderen Blatt. Kein einziger Verleger in Paris und in der Provinz will mich verlegen. Von den Buchhandlungen werde ich boykottiert. Die Presse verschweigt mich.

*Eine Stichprobe in den Archiven der führenden französischen Zeitungen bestätigt den Befund: Seit der Breivik-Affäre und dem Besuch bei Assad gibt es keine Einträge über Richard Millet. Laut den Theorien von René Girard, auf die er sich bezieht, werden manche Sündenböcke später kultisch verehrt.*





Migg Eberle und Gastgeberin Sabrina Vogel.

## VIP-Arrangement Kleine Auszeit, speziell für *Weltwoche*-Leser

# Appenzeller Gemütlichkeit vom Erfinder des «Gupf»

Gastronom Migg Eberle hat mit dem «Dorfhuss Gupf» in Rehetobel ein Juwel der Gastfreundschaft kreiert. In dem gemütlichen Restaurant dominiert der offene «Grillworks»-Grill, auf dem vorwiegend Spezialitäten der Region mit viel Liebe und Ambition gegart werden. Gleichzeitig lockt der Weinkeller mit seiner Magnothek durch ein riesiges Angebot und faire Preise.

Der Vater des «Dorfhuss» ist Emil «Migg» Eberle, der mit seinem «Gupf» Schweizer Gastronomiegeschichte schrieb. Seit rund zwei Jahren hat das Sternehaus einen Bruder, der sich durch eine Küche auszeichnet, die zugänglich und bodenständig ist. Grösstenteils regionale Produkte verwandeln sich unter den berufenen Händen von Küchenchef Christoph Zoller in der Showküche mit offenem Asado-Grill in kulinarische Erlebnisse, an denen man sich gut und gerne satt isst. Die Kernkompetenz des Hauses ist das gutabgehangene Fleisch: vom Tomahawk-Steak bis zum Kotelett vom Thurgauer Öpfelsäuli.

### Von der *Weltwoche* empfohlen

Gastrotekriter David Schnapp lobt das «ausser perfekt karamellierte und innen zartrosa gehaltene Kalbskotelett» aus dem «Dorf-

huss»: Es gehöre «zum Besten, was ich in dieser Disziplin in jüngerer Zeit gegessen habe». Wer es gemütlich und bodenständig, aber doch mit kulinarischer Ambition mag, ist hier, inmitten schönster Appenzeller Natur, bestens aufgehoben. Ergänzt wird das Angebot durch einen beeindruckenden Weinkeller mit einer Magnothek, in welcher die besten Tropfen in der Magnumflasche auf durstige Gäste warten.

Zum «Dorfhuss» gehören ein Lädli mit einer Champagnerbar, eine Zigarren-Lounge, eine Terrasse und diverse modern-liebevoll eingerichtete Hotelzimmer mit Materialien und heimeligen Textilien aus der Region. Ländliche Gastfreundschaft ohne Kompromisse, die Herz, Seele und Gaumen begeistert.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserangebot

#### Kleine Auszeit für 2 Personen

#### Leistungen:

- 6-Gang-Überraschungsmenü mit Spezialitäten aus der offenen Showküche und dem «Grillworks»-Grill (ohne Getränke)
- 1 Übernachtung in einem der komfortablen Doppelzimmer
- Reichhaltiges Frühstück zur Stärkung für die Heimreise

#### **Weltwoche-Spezial:**

*Weltwoche*-Abonnenten erhalten die «Kleine Auszeit für 2 Personen» zum Spezialpreis von Fr. 400.–, anstelle von Fr. 450.–

#### **Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter der Angabe «*Weltwoche* Platin-Club» über Telefon 071 878 70 00 oder per Mail an [info@dorfhuss-gupf.ch](mailto:info@dorfhuss-gupf.ch)

#### **Adresse:**

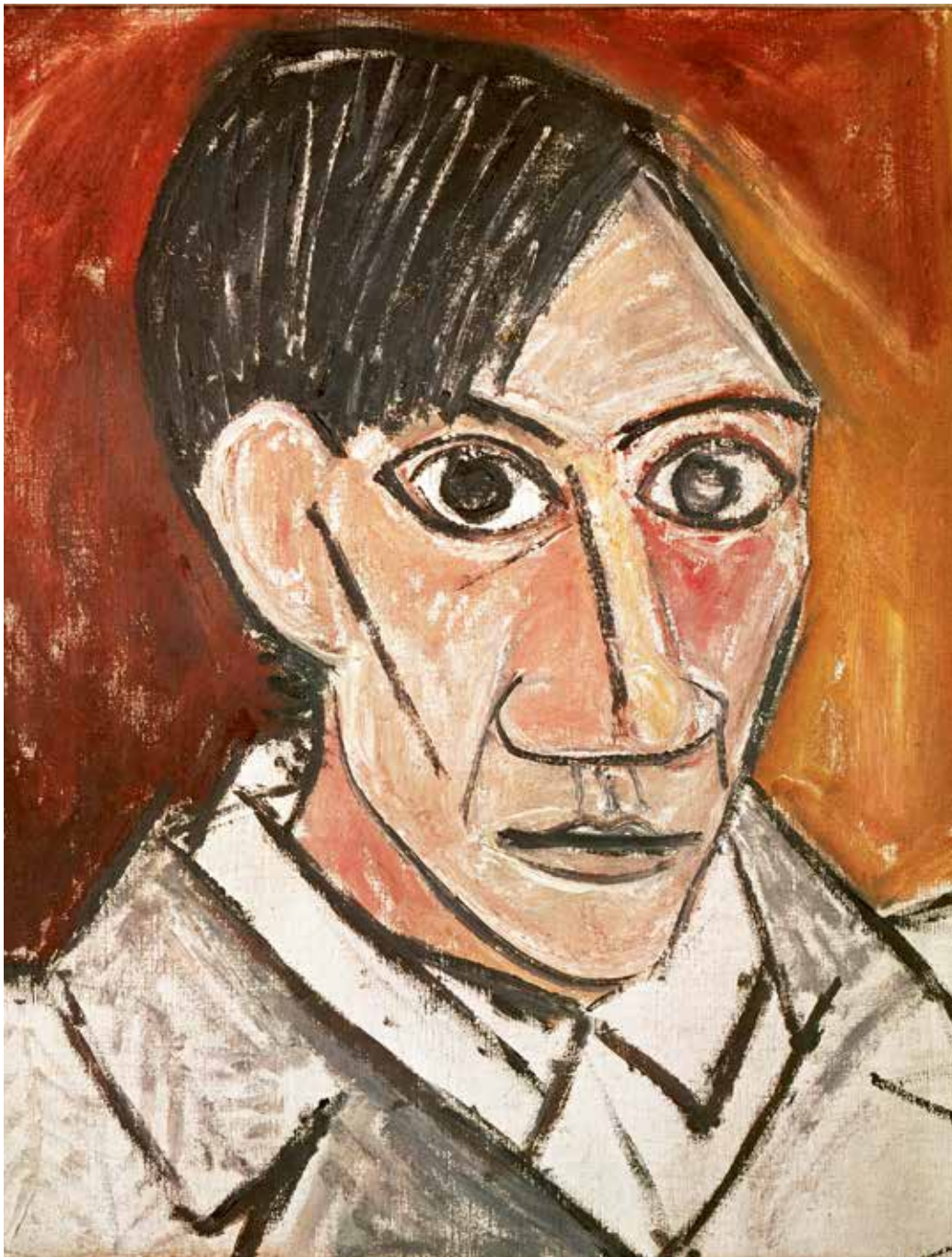
Dorfhuss Gupf  
Kirchstrasse 2  
9038 Rehetobel

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Ein «weisser Schwarzer»,  
der Musikproduzent  
Chris Blackwell, trug den  
Reggae in die Welt.  
*Jean-Martin Büttner, Seite 66*



*Kleine Erlösung.*

Weltwoche Nr. 14.23

Bild: Erich Lessing/Keystone/© Succession Picasso/2023/ProLitteris, Zurich für Werke von Picasso Pablo

**Pablo Picasso, Selbstporträt, 1907** – Vor fünfzig Jahren, am 8. April, starb Pablo Picasso 91-jährig im provenzalischen Mougins in seinem Bett, das er in diesem Jahr, 1973, schon kaum mehr verlassen hatte. Er war müde, am Verblässen, hatte den Kampf gegen die davorrinnende Zeit aufgegeben und liess sich von ihr seinem Tod entgegentreiben.

Welch ein Leben lag da in seinen letzten Zügen, Welch ein Mensch verliess sich selbst mit allem, was er einst hatte. Als er dreizehn war und schon zeichnete, wie viele Maler es nicht mal in ihrer Blütezeit konnten, schloss er einen Pakt mit Gott. Seine Schwester lag im Sterben, und er versprach, dass er seine Kunst opfern würde, wenn Gott sie rettete. Sie starb.

Vielleicht, dachte Picasso sich, habe er es zu wenig ernst gemeint mit der Aufgabe der Kunst, deshalb sei sie gestorben, und er fühlte sich schuldig, sei jetzt aber umso mehr zum Maler berufen, und er müsse dieser Berufung ohne Rücksicht folgen, um seine Schuld zu tilgen.

Deshalb machte er alle seine vier Frauen unglücklich und sich selbst nie glücklich. Noch so viel hätte er malen können, es wäre nie genug Farbe gewesen, um die Schuld zu übertünchen oder unsichtbar werden zu lassen.

Er war ein Getriebener, und es scheint so, dass die getriebenen Maler jene sind, die auf ihren Leinwänden Leben schaffen und es nicht bloss abbilden. Es sind auch jene, die auf dem Olymp der Unsterblichen zeitlos ganz oben thronen, bis in alle Ewigkeit.

Das Begleichen seiner Schuld durch Malerei war seine Freiheit, seine kleine Erlösung, die Pause von Schuldgefühlen, war Wiedergutmachung. Vielleicht malte er deshalb an guten Tagen bis zu drei Bilder, demontierte die Welt und den Menschen und gab der Zerrissenheit ein neues Bild. «Man muss», sagte er, «Bilder schaffen, die den Menschen zu verstehen geben, dass sie in einer ziemlich seltsamen Welt leben, in einer, die nicht das ist, wofür sie sie halten.»

*Michael Bahnerth*

# Zeit steht still

Für viele ist Adalbert Stifters «Der Nachsommer» der langweiligste Roman der Welt, aber genau in dieser Wirkung besteht seine Kunst.

Matthias Matussek

---

Adalbert Stifter: Der Nachsommer.  
Hofenberg TB. 626 S., Fr. 23.90

---

Über diesen Roman haben sich die bedeutendsten Köpfe zerstritten. Friedrich Nietzsche galt Adalbert Stifters «Der Nachsommer» als eine Gipfelleistung deutschsprachiger Literatur. Ernst Jünger dagegen langweilte sich entsetzlich und schäumte darüber, dass der Autor in seinem Bildungsroman anderthalb Seiten braucht, um einen Stuhl von einer Ecke des Zimmers in die andere zu stellen. Für Friedrich Hebbel schliesslich galt ausgemacht, dass sich nur solche Leute durch den Roman arbeiten, die dafür bezahlt werden, Kritiker also, die ihrem Beruf nachgehen.

Für viele ist es der langweiligste Roman der Welt, aber genau in dieser Wirkung besteht seine Kunst. Er stellt die Zeit still. Da das alles so ist, will ich mit meinen Präliminarien herausrücken. Mich trieb der Wunsch, der Gegenwart über den nahen Klimatod entschlossen den Rücken zuzukehren.

## Dem Schönen gewidmet

Schon in den ersten Zeilen dieses wunderlichen Sprachkunstwerks klingt alles nach Gemessenheit und Ruhe und Ordnungssinn. «Mein Vater war Kaufmann», setzt der Erzähler ein. «Er bewohnte einen Teil des ersten Stockwerks eines mässig grossen Hauses in der Stadt, in welchem er zur Miete war.» Unten das Verkaufsgewölbe mit Arbeitszimmer, oben drüber bietet dieses «mässig grosse Haus» immerhin genug Räume für die Familie mit den beiden Kindern, die Dienstmagd und ein weiteres Ehepaar, das zu hohen Festtagen eingeladen wird.

Ein Raum in der Wohnung, es ist der edelste, ist für Bücher reserviert, die in verglasten Schränken untergebracht sind, wobei ein grüner Seidenvorhang den Blick auf die Titel in Goldschrift verhüllt, denn ihr Besitzer, «der Vater», möchte nicht angeben mit seiner Bildung, er möchte einfach sein Inneres bereichern. So viel befremdliche Ehrfurcht und Sorgfalt schon in

den ersten Zeilen und respektvolle Distanz besonders gegenüber dem eigenen Vater.

Was der Vater allerdings durchaus gern vor Augen führt und selber geniesst, ist die Kunstschönheit. Er besitzt eine formidable Sammlung von wertvollen Bildern aus der Renaissance, und um ihn zu erfreuen, lässt ihm der Sohn von seinen Wanderungen ins Hochgebirge bisweilen ein besonderes Stück Marmor für ein Wasserbecken fertigen oder eine Tafelung aus einem aufgegebenen Haus in einem der Hochtäler schicken.

In dieser wundersamen Welt, die dem Schönen gewidmet ist, gibt es kein Elend, keinen Hunger, keine Fronarbeit. Sie breitet das Umland Wiens und die Alpen in Postkartenschönheit aus. Sollten doch einmal Landarbeiter ins Bild kommen, so nur, um vom Gutsherrn freundliche Hinweise auf bessere Bewirtschaftung zu erhalten oder um an Feiertagen die Hüte zu schwenken. Nein, finanzielle Nöte gibt es in dieser Pastorale nicht.

Die Handlung dieser fast 800 Seiten lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: Der junge Heinrich Drendorf steigt ins Gebirge, macht die Bekanntschaft des brillanten Freiherrn von Risach, der sich aus Enttäuschung über die Trägheit des Regierungsapparats zurückgezogen hat ins Private, in ein mit Rosen bewachsenes Anwesen; Risach wird Drendorfs Lehrmeister. Des Weiteren lernt der Junge die ergraute Jugendfreundin des Rosenherrn kennen, Mathilde, sowie deren Tochter Natalie, mit der er sich verloben wird.

Es ist ein Bildungsroman wie Gottfried Kellers «Der Grüne Heinrich» oder Goethes «Wilhelm Meister», doch sind diese Schweizer und deutschen Versionen über die Erziehung zum Mann von geradezu irdisch packender, handlungsdraller Figurenfülle gegen diese zarte österreichische Höhenluft-Malerei, die sich einer Schönheitsreligion verschreibt, die auf hartnäckigste Weise nicht von dieser Welt ist.

Die Handlung besteht zunächst aus Sprache und ihrer milden Melodie, sie ist feierlich und bisweilen wie Nebel im Hochgebirge, der plötzlich aufreist und Einzelheiten mit farbigster Genauigkeit vors Auge bringt. Sie besteht aus

Unterweisungen in die Schönheit der Natur und der Künste, denn der junge Drendorf ist ein begabter Zeichner nicht nur seiner geologischen Funde – er betätigt sich als Geometer –, sondern auch der Alpenpanoramen. «Es sind in der Kunst viele Anfänge gemacht worden», sagte mein Gastfreund», und er zählt in der Folge die der Griechen, der Assyrer, der Inder und so weiter auf, um schliesslich, eine halbe Seite später,

*Die Handlung dieser fast 800 Seiten lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen.*

zu dem Schluss zu kommen, nämlich «dass die Menschen in der Erschaffung einer Schöpfung, die der des göttlichen Schöpfers ähnlich sein soll, immer in Anfängen geblieben sind, sie sind gewissermassen Kinder, die nachäffen».

Wer will, kann darin eine Kontrasterkenntnis zu den Revolutionären aus Stifters Zeiten oder den grün-roten Weltenbauern unserer Tage lesen. Und tatsächlich, ich wollte.

## Kreislauf der Natur

Diese Ehrfurcht vor dem Höchsten durchzieht das Buch und verleiht ihm ein merkwürdiges, ein schönes Leuchten. Das zeigt sich auch in praktischen Tätigkeiten, etwa wenn Drendorf mit seinem «Gastfreund» und dessen Sohn Gustav und weiteren Gehilfen eine alte Kirche vor dem Verfall rettet und restauriert. Doch derartige Episoden sind schon dramatische Höhepunkte, wie auch jene Klettertour zu einer Berghütte im Hochgebirge über gefährliche Schneefelder hinweg, die Drendorf, begleitet von einem Mutigen, unternimmt.

Der Grossteil des Romans dient den Beschreibungen des Kreislaufs der Natur, des Blühens und Verblühens der Rosen, und des Alltags und seiner rein rituellen Verrichtungen, die aus jedem einzelnen Tag einen Festtag werden lassen. Welcher Romancier hielte die nachfolgenden Zeilen überhaupt für schreibenswert? «Eines Nachmittags waren wir im Rosenzimmer. Mathilde sprach recht freundlich von





*Stürmisches Leben:* Autor Stifter.

verschiedenen Gegenständen des Lebens, von den Erscheinungen desselben, wie man sie aufnehmen müsse und wie sie in dem Laufe der Jahre sich ablösen. Mein Gastfreund antwortete ihr. Bei dieser Gelegenheit erst sah ich, wie zart und schön für das Zimmer gesorgt worden war.»

Kein Mensch wird je erfahren, was denn diese Mathilde nun gesagt hat und welchen ihrer Weisheiten «der Gastfreund», so wird der Besitzer des Rosenhauses hartnäckig genannt, denn zugestimmt hat, wichtig ist hier lediglich die Atmosphäre der Vertrautheit, vor allem aber des Respekts, den die Figuren des Romans einander erweisen.

Besonders schön und durchaus komisch in ihrer Umständlichkeit wird diese Vorsicht in Szene gesetzt, als der junge Drendorf den Eltern, zunächst dem Vater, von seiner beabsichtigten Vermählung mit Natalie, der Tochter Mathildes, erzählen möchte.

«Mein Vater blickte mich gütig und freundlich an und sagte: «Du wirst mit deiner Mutter von diesem Gegenstande nicht so leicht sprechen, ich werde deine Stelle vertreten und ihr von dem geschlossenen Bunde erzählen, dass du schneller über die Mitteilung hinwegkommst. Lasse den Vormittag vergehen, nach dem Mittagessen werde ich die Mutter in dieses Zimmer bitten.»»

#### **Verblüffende Entstehungsgeschichte**

Dass auch diese entrückte Gesellschaft bereits die Versuchungen und Korruptionen der Moden kennt, wird im Gespräch über einen Schmuckmacher deutlich, der in seiner Arbeit jeden billigen Effekt vermeidet, stattdessen aus der Beschaffenheit der Edelsteine seine kunstvollen einfachen Fassungen entwickelt. ««Er huldigt keinem Zeitgeschmacke, sondern nur der Wesenheit der Dinge», sagt der Vater.»

Der «Nachsommer», jene rauschhafte Wiederkehr vor dem letzten Verblühen, die von Risach und seiner Freundin Mathilde, die von ihrem Landschloss öfter zur Visite kommt, enthält eine eigenwillige Pointe, ja, einen radikalen Boykott der eigenen Ruhevorgaben, der erst auf den letzten Seiten enthüllt wird.

Dort nämlich wird erzählt, dass dieser Rosenherr Risach einst stürmisch in Mathilde verliebt war und sie in ihn, und dass er, der Sitte

*Diese Ehrfurcht vor dem Höchsten durchzieht das Buch und verleiht ihm ein merkwürdiges Leuchten.*

folgend, beim Vater um ihre Hand anhielt. Der aber verweigerte sie ihm, seiner Jugend wegen, und Risach gehorchte und hielt sich von Mathilde fern.

Dass er sich aber dem Vater fügte, zerriss Mathilde das Herz, und sie begann ihn zu hassen und brach den Kontakt zu ihm auf Jahrzehnte ab. Sie verachtete ihn, weil er die Etikette höher stellte als die Liebe. Nichts kann eine Frau mehr kränken als das – Moravia hat aus dieser «Verachtung» einen Roman und Jean-Luc Godard einen seiner schönsten Filme gemacht, mit den unvergleichlichen Brigitte Bardot, Michel Piccoli und Jack Palance.

Das Verblüffendste an diesem Roman aber mag die Entstehungsgeschichte sein: Adalbert Stifter rang seinen späten «Nachsommer», dieses «unbeeilteste, gleichmässigste und gleichmütigste» aller Bücher (Rilke), einem ungeheuer stürmischen Leben ab. Er hatte sich in seinen Jugendjahren unsterblich in Fanny, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, verliebt, die indes nichts von ihm wissen wollte. Er begann zu trinken, brach sein Studium ab, verkam und heiratete schliesslich die Tochter eines Putzmachers und schrieb an seine Fanny gleich, dass er dies nur aus Gekränktheit tue. Diese übrigens heiratete ebenfalls und verstarb vier Jahre später bei der Geburt des ersten Kindes.

Man warf Stifters Frau Verschwendungssucht vor, zweimal kam der Gerichtsvollzieher zur Pfändung. Im Gegensatz zur sorglosen Gesellschaft seines elysischen «Nachsommers» kannte Stifter also Entbehrung und Leid. Er veröffentlichte Erzählungen und hielt sich als Hauslehrer – unter anderem des Sohnes des Staatskanzlers Metternich – über Wasser. Mit seiner Erzählung «Abdias» gelang ihm der Durchbruch und vorerst finanzielle Unabhängigkeit.

Adalbert Stifter, der Dichter der edlen Zurückhaltung und des Ebenmasses, erkrankte an einer Leberzirrhose, da er unmässig viel trank und frass, sechsmal am Tag, zur Vorspeise bisweilen sechs Forellen, später noch eine Ente.

Am 26. Januar 1868, mit 63 Jahren, öffnete er sich mit einem Messer die Halsschlagader und verstarb zwei Tage später.

# Held, der jammert

Stefan Stirnemann

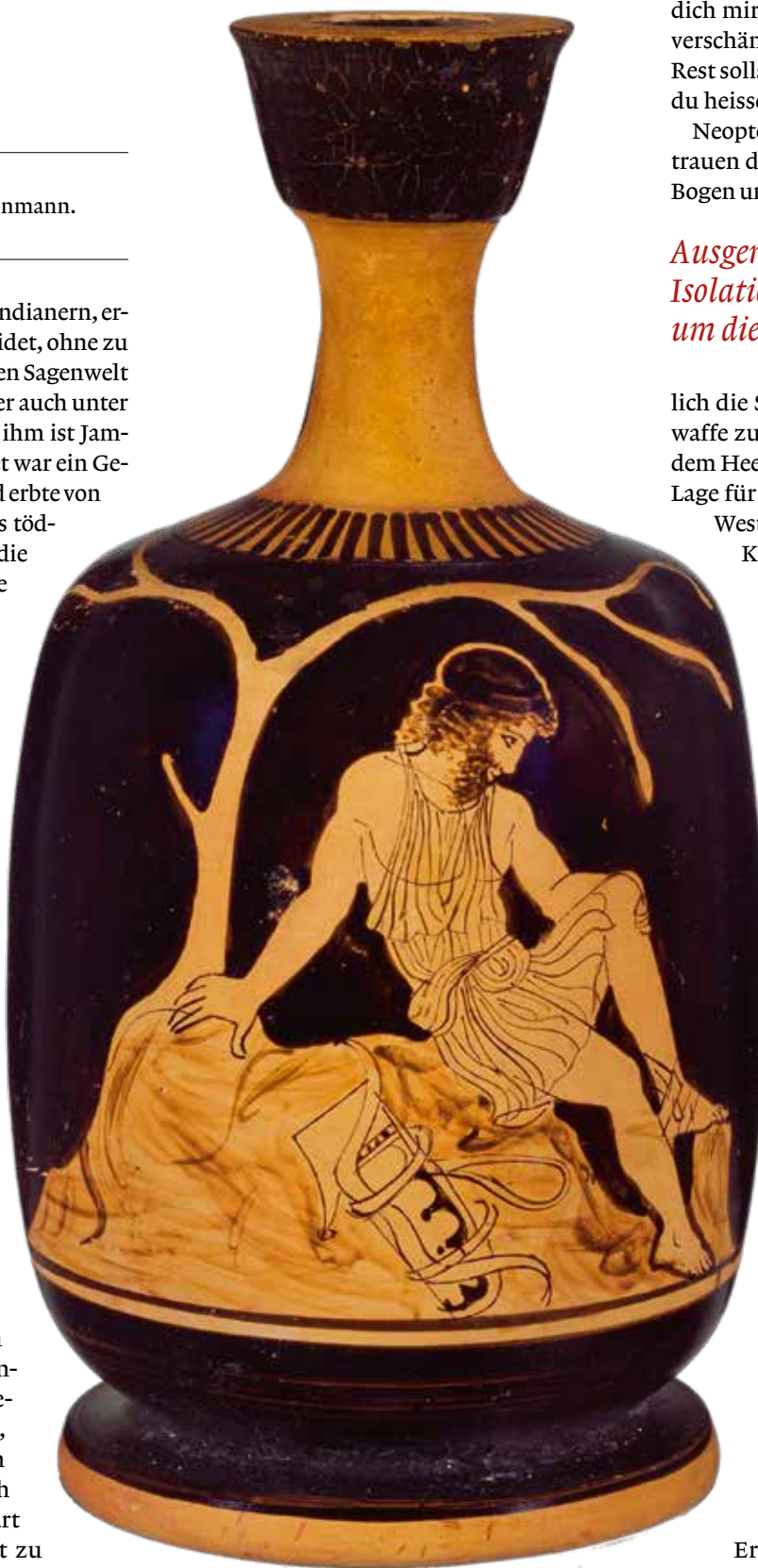
Sophokles: Philoktet.  
Aus dem Griechischen von Kurt Steinmann.  
Diogenes. 144 S., Fr. 37.90

Geschult an Karl May und seinen Indianern, erwarten wir vom Helden, dass er leidet, ohne zu klagen. Die Heroen der griechischen Sagenwelt scheuen sich nicht zu schreien, aber auch unter ihnen sticht Philoktet heraus; bei ihm ist Jammern Dauerton. Warum? Philoktet war ein Gefährte des gewaltigen Herakles und erbte von ihm den Bogen und die Pfeile, das tödlichste Kriegsgerät jener Zeit. Als die Griechen nach Troja zogen, wurde Philoktet unterwegs von einer Schlange in den Fuss gebissen.

Die Wunde heilte nicht ab, sie war ekelhaft zu sehen und zu riechen, und dazu kam das Brüllen des Gepeinigten. So liess ihn die Heeresleitung auf einer Insel zurück.

Wer riet dazu und führte den Rat aus? Odysseus. Fast zehn Jahre lebte der Ausgesetzte in der Einöde, gequält von Hunger, Einsamkeit und Schmerz anfällen. Da erhielten die Griechen die Weissagung, ihr Sieg über Troja erfordere es, dass Philoktet mit seinem Bogen in ihren Reihen stehe. Wer bot an, Philoktet zurückzuholen? Odysseus. Es wäre freilich unklug, ihm offen gegenüberzutreten; er würde ihn mit einem Pfeil grüssen. Also nimmt sich Odysseus einen Helfer mit, den jungen Neoptolemos, den Sohn des Achilles. Das Stück beginnt, indem die beiden Philoktets Insel betreten. In der Auseinandersetzung, die nun anhebt, stehen sich Typen gegenüber. Neoptolemos sieht sich selber so: «Denn meine Wesensart ist's, nichts mit übler Hinterlist zu tun.» Odysseus dagegen: «Stets nach dem Sieg zu streben, das ist meine Wesensart.» Philoktet schliesslich ist der Unglückliche, der die Welt und die Götter und sich selber verflucht; er «nährt seine Krankheit», wie ihm der Chor vorwirft.

Und das ist der betrügerische Plan: Neoptolemos soll Philoktet mitteilen, er sei selber von der Heeresleitung und gerade auch von Odysseus schwer gekränkt worden, deswegen habe er das Heer verlassen und segle nun in



*Verflucht Welt und Götter:*  
Philoktet (auf einem griechischen Ölkrug).

die Heimat. Mit List soll er den Unglücklichen aufs Schiff schaffen und Troja ansteuern. Wie bringt der Abgebrühte den Aufrichtigen dazu zu lügen? Er lockt ihn mit dem Ruhm, an der Seite Philoktets Troja zu erobern, und raunt ihm als Versucher zu: «Doch jetzt verschreib

dich mir für eines Tages kurze Spanne zu unverschämter Tat, und dann für deines Lebens Rest sollst aller Sterblichen Gewissenhaftester du heissen!»

Neoptolemos macht mit; er gewinnt das Vertrauen des Elenden und erhält von ihm sogar Bogen und Köcher. Warum wechselt er schliess-

*Ausgerechnet der Verfemte, der in Isolation leben musste, ist nötig, um die Gesellschaft zu retten.*

lich die Seite und gibt Philoktet die Wunderwaffe zurück? Aus Mitleid. Da aber Philoktet dem Heer nach wie vor nicht helfen will, ist die Lage für die Griechen aussichtslos. Im Wilden Westen reitet jeweils in letzter Minute die Kavallerie an. Sophokles lässt als Deus ex Machina, als Gott aus der Bühnenmaschine, Herakles auftreten, der von Zeus in den Himmel erhoben worden war. Herakles erklärt, was das Schicksal will und welchen Platz es Philoktet und Neoptolemos zuweist. Die beiden willigen ein. Siegt damit Odysseus als Vertreter der Staatsräson?

## Mitgefühl und Ehrfurcht

Schon in der Sage, die Sophokles gestaltet hat, liegt etwas völlig quer: Ausgerechnet der Verfemte, der jahrelang in Isolation und Quarantäne leben musste, ist nötig, um die Gesellschaft zu retten. Dass er damit nicht etwa Frieden bringt, sondern einen blutigen Sieg möglich macht, darin folgt Sophokles der Sage. Ganz erstaunlich ist aber, wie er sie umprägt. Als das Stück 409 v. Chr. aufgeführt wurde, zählte er 87 Jahre und war nicht nur einer der erfolgreichsten Dichter Athens, sondern hatte auch höchste politische und militärische Ämter innegehabt.

Und dieser Sophokles, der den Staat in seiner Wirklichkeit kannte und sicher selber ab und zu ein Odysseus sein musste, fügt der Erzählung den jungen Neoptolemos ein und bringt damit das Mitgefühl ins Spiel und die Gewissenhaftigkeit oder, mit einem anderen Wort, die Ehrfurcht. Der Dichter erinnert damit an Kräfte, die stärker wären als alles, was die Griechen damals für gegeben hielten, so wie wir heute Krieg und Pandemie für gegeben halten. Gut geht es einer Gemeinschaft, in der das schlappe «wären stärker» immer wieder durch das zuversichtliche «sind stärker» ersetzt wird.

Kurt Steinmann, der bewährte Übersetzer, enttäuscht auch diesmal nicht. Texte aus alter

Überlieferung schleppen, da sie schon oft übersetzt worden sind, althergebrachte Worte mit. Steinmann räumt das Hohle und Hergebrachte immer wieder ab: Odysseus will «seinen schlaun Plan nicht vermässeln», und Neoptolemos wirft sich selber vor, er habe Philoktet «mit fiesen Winkelzügen umgarnt».

Steinmann übersetzt auch genauer als andere. Wenn sich Philoktet selbstquälerisch vorstellt, wie Neoptolemos mit dem ertrogenen Bogen am Meer sitzt und über ihn lacht, schreibt Christian Graf zu Stolberg am Ende des 18. Jahrhunderts: «Wehe, wehe! Nun sitzt er am schäumenden Wogengestade, spottet mein.» Steinmann greift wie Sophokles in den Malkasten und wählt eine Farbe: «Weh mir! Und vielleicht sitzt er am grauen Strand des Meeres.»

Dass Steinmann Dank verdient, versteht sich. Ein vorausseilender Dank geht an die Schauspieler, die sich Steinmanns Philoktet schnappen und auf die Bühne bringen, ohne Genderklamauk und öde Weltanschauung, dafür mit Kunstverstand und Spielfreude.

## Dem Phänomen Federer auf der Spur

Thomas Renggli

Simon Graf, Simon Chambers:  
Inspiration Federer. Wörterseh. 336 S., Fr. 39.90

Es ist nicht das erste Buch, das die sagenhafte Laufbahn von Roger Federer beschreibt – und es wird kaum das letzte gewesen sein. Aber was die Journalisten Simon Graf aus Zürich und Simon Chambers aus England in ihrem 300-seitigen Werk den Lesern präsentieren, sprengt den Rahmen des Normalen. Es ist eine aussergewöhnliche Sammlung von Anekdoten und Momentaufnahmen des vielleicht grössten Tennisspielers der Geschichte.

«Inspiration Federer. Vorbild, Rivale, Freund, Gamechanger» heisst das Buch, das 44 Menschen zu Wort kommen lässt, die ganz persönliche Geschichten zu Roger Federer erzählen und den Leser in unzählige Episoden dieses Sportlerlebens eintauchen lassen. Dabei beschränken sich die Autoren ganz bewusst nicht nur auf Szenenkenner und Tennisexperten.

### Schnappschuss des Lebens

Erzählt wird unter anderem die Episode, wie es zum vielleicht berühmtesten Sportfoto des Jahres 2022 kam – als Roger Federer und sein ewiger Rivale Rafael Nadal während des Laver-Cups in London händchenhaltend und schluchzend auf der Spielerbank sassen. Die Frau, die im entscheidenden Moment auf den Auslöser drückte, war Ella Ling. Dass das Bild eine solche Wirkung auslösen würde, hätte sie nie gedacht,



erzählt die Fotografin. «Es war völlig surreal.» Zum Schnappschuss ihres Lebens kam sie nur, weil sie die Position wechseln musste. Eine TV-Kamera hatte ihr zunächst die Sicht verstellt.

Neben Ling sprechen Weggefährten, Beobachter und Bewunderer aus fast allen Lebensphasen des zwanzigfachen Grand-Slam-Siegers über ihre persönlichen Erlebnisse mit Federer. Der Australier Pat Rafter, zweifacher US-Open-Sieger, erinnert sich eher augenzwinkernd: «Er war ein pickelgesichtiger Junge, der mit uns abhängen wollte.»

Der Bündner Schriftsteller Arno Camenisch philosophiert: «Federer umgibt ein Zauber.» Die Musikerin Anne-Sophie Mutter bekennt beeindruckt: «Er wurde zu einer Art spirituellem Familienmitglied.» John Bercow, der frühere Sprecher des britischen Unterhauses, verfolgte Federers Karriere derart penetrant, dass er in feiner Selbstironie gesteht: «Er dachte wahrscheinlich, ich sei ein Stalker.»

Trainer, Manager, Fans und Fotografen berichten ebenso schwärmerisch von ihren Begegnungen mit dem berühmtesten Schweizer

der Welt wie andere Sportgrössen. Ski-Olympiasiegerin Michelle Gisin beispielsweise outet sich als «Federer-Ultra-Fan». Und auch frühere Tennisspieler wie Paul Annacone, Marc Rosset oder Heinz Günthardt stimmen in das Hohelied über den Champion ein.

### Ohne Grautöne

Für Fans des «Maestros» ist die Lektüre ein Genuss – und ein Muss. Sie kommen der Antwort auf die Frage näher, wie ein Mann eine solche Ausstrahlungskraft und Massenanziehung entwickelt, der sich niemand verschliessen kann. Dass die Huldigungen ohne grosse Grautöne auskommen, liegt wohl ebenso in der Natur der Sache wie der Fakt, dass die Schilderungen zur Verklärung neigen. Doch dies zu bemängeln, wäre ungerecht.

Der Mann, der seinen Sport auf ein neues Niveau hob, mit seiner Ästhetik Massstäbe setzte und selbst Menschen für das Tennisspiel be-

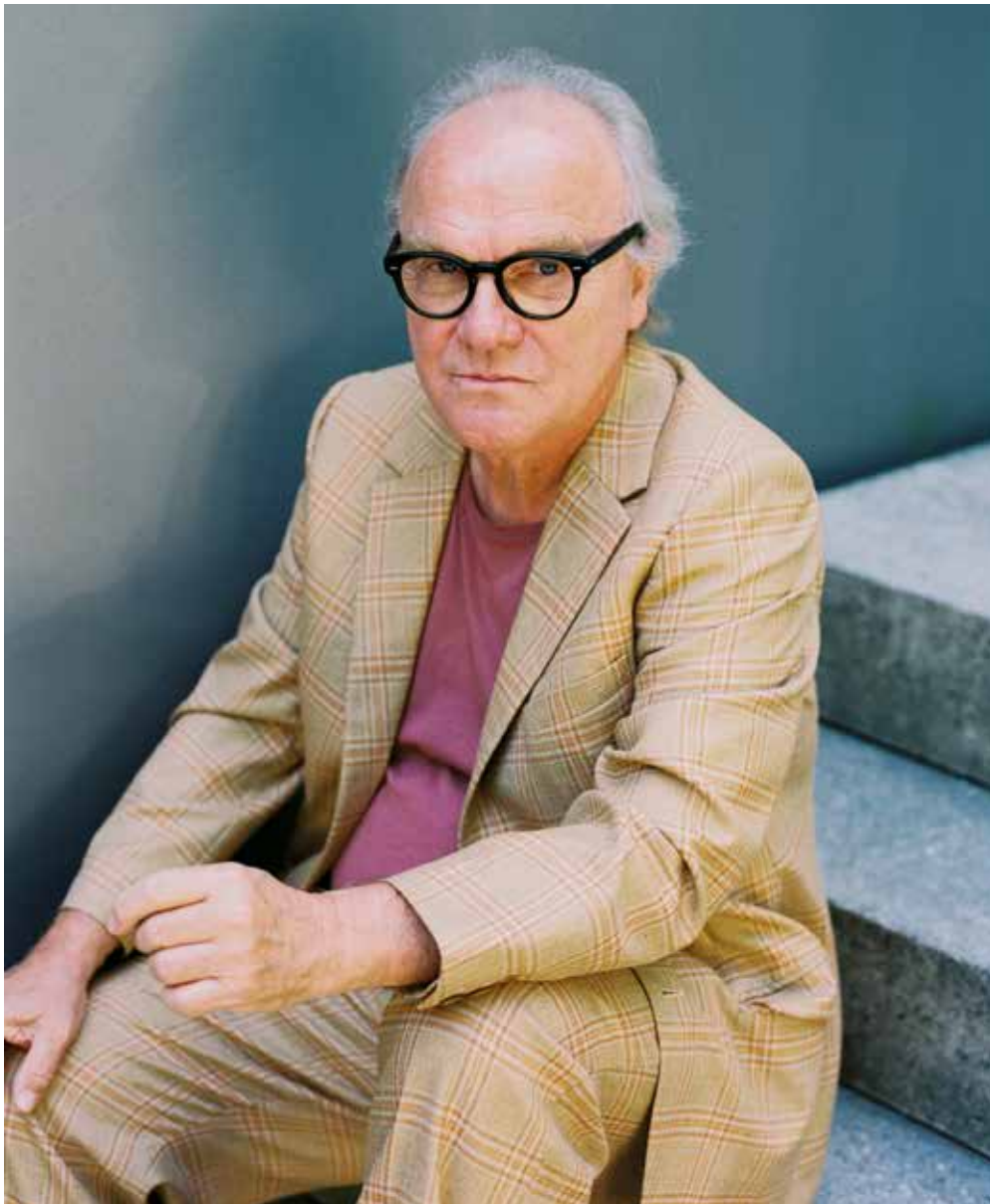
*Für Fans des «Maestros» ist die Lektüre ein Genuss – und ein Muss.*

geisterte, die sonst nie eine Sportübertragung schauen würden, wird in diesem Buch so greifbar wie vorher vielleicht noch nie.

In den Episoden erkennt sich jeder Bewunderer von Roger Federer ein Stück auch selber wieder. Schliesslich gibt es kaum eine Schweizerin oder einen Schweizer der Gegenwart, die nicht einen persönlichen Moment mit diesem fantastischen Sportler verbinden. In diesem Buch kann man exakt in diesen Gefühlen schwelgen.



«Es war völlig surreal»: Federer, Nadal.



*Glorie und Elend des Menschseins*: Autor Köhlmeier.

## Frankie schiesst sich weg

Michael Bahnerth

Michael Köhlmeier: Frankie.  
Hanser. 208 S., Fr. 33.90

Für manche ist der österreichische Schriftsteller Michael Köhlmeier, 73, ein Grantler, für andere ein Gewissen, und auf alle Fälle ist er ein intellektueller Aktivist. Einer, der mit seiner moralischen Keule weiss, wohin er schlagen muss, damit die Knochen seines Landes weh tun.

Sein sanfter Satz hat nichts mit Moral und Politik zu tun. Er lautet: «Im Kern liegt jeder Geschichte, jedem Roman ein Märchen zugrunde.» Dem Leben weniger vielleicht, muss man einräumen. Weil in keinem Sein ein Happy End steckt. Köhlmeiers jüngstes Buch ist das, was man eine *road novel* nennt, es ver-

kauft sich gut, ist ein *Spiegel*-Bestseller, und man fragt sich lange, warum sich die Novelle, die der Verlag als Roman bezeichnet, so gut verkauft; ist es, weil es ein kleines Meisterwerk oder weil es mit einfachen und doch sprachgewaltigen Worten wunderbar verpackte warme Luft ist?

### Eine Pistole namens «Killerlady»

Es geht um einen vierzehnjährigen Jungen aus Wien, der Frank heisst, gerne kocht und am liebsten Tiersendungen im Fernsehen schaut. Seine Mutter ist eine fürsorgliche Garderobefrau, sein Vater ist weg, und sein Grossvater wird nach achtzehn Jahren aus dem Gefängnis entlassen. Der Grossvater ist das, was man ein zärtliches Arschloch nennen könnte. Ein Old-School-Mann, der Ohrfeigen verteilt und Weisheiten.

Frank mag ihn nicht, weil der Opa ihn Frankie nennt, er mag ihn die ganze Geschichte hindurch nicht, aber er ist von ihm fasziniert, weil der Alte ihm eine neue Welt zu Füssen legt, eine jenseits

der Konventionen, des gesellschaftlich Korrekten, er führt ihn in die Geheimnisse der Freiheit ein, durchaus schmerzhaft, bringt ihm dem Gemetzel, das Menschen verursachen, näher, und Frankie gerät in einen unheilvollen Sog.

Der Alte hat eine Pistole, eine «Miss Raven MP25 Mouse Gun Saturday Night Special», auch «Killerlady» genannt, und sie schiesst, wenn man so will, Frankie in ein anderes Dasein, nachdem er, im Affekt, in grosser Rage, seinen Opa in der hintersten Ecke eines Parkplatzes einer traurigen Raststätte irgendwo in der Nähe von Linz erschossen hat. Der Grossvater, man weiss es nicht, sass vielleicht wegen Mordes ein. Auf dieser Raststätte lehrt er Frankie zuerst das Autofahren, dann trifft der Alte eine alte Freundin, mit der er sich verlustieren wird, zuvor gibt er Frankie hundert Euro, dann ist er weg, lange. Frankie sorgt sich, so abgehauen von zu Hause.

Opa kommt zurück, Frankie flippt aus, der Opa sagt bloss, dass er dachte, Frankie sei nach Hause gefahren. Frankie sagt ihm «Arschloch», der Alte knallt ihn gegen das Auto. Frankie

*Nie wird ganz klar, ob «Frankie» ein kleines Meisterwerk ist oder nur ein einlullender Bluff.*

schiesst. Und rennt in den Wald und bleibt die Nacht über dort. Frankie weiss nicht, weshalb er das getan hat, aber er hat noch Opas Stimme im Ohr. Dass das Wort «warum» «in Wahrheit ein beschissener Scheissdreck ist. Ich bin dahintergekommen, dass wir nicht etwas aus irgendeinem Grund tun. Das Ergebnis meines zehnjährigen Denkens lautet: Wir tun etwas. Fertig. Wir tun es, weil wir es tun.»

Frankie fährt nach Hause, nichts passiert, der alte Sack ist einfach tot, und Frankie lebt weiter, fragt sich nicht, warum er das getan hat, weil der Grossvater ihn zuerst mitgenommen und ihn dann hat stehenlassen vielleicht. Frankie hält sich an der Pistole fest. Später nimmt er Kontakt zu seinem Vater und dessen Lebenspartnerin auf, sie machen einen Ausflug, halten an einer Raststätte. Frankie darf dort eine Runde Auto fahren auf dem Parkplatz, sein Vater darf nicht zuschauen, dessen Lebenspartnerin sitzt auf dem Beifahrersitz. Frankie will, dass sie aussteigt. «Du», sagt er, «steigst aus, und ich fahr weg.» Frankie hält ihr dann die Pistole an die Stirn, sie fragt, weshalb er das tue, und er antwortet: «Ich bin so.»

Frankie fährt davon, zurück zum Rastplatz, auf dem er mit seinem Grossvater war, er stellt das Auto neben jenes rote, das ihn zu seinem Grossvater brachte und in eine andere Welt. Er stellt es hin und läuft in den Wald.

Das war Frankies Auftritt, sein Leben begann und endete mit vierzehn. Es ist eine grossartige Geschichte, irgendwie. Die Sätze sind Schüsse,

manchmal treffen sie, manchmal streifen sie bloss. Nie wird ganz klar, ob zwischen den Sätzen und dahinter die ganze Glorie und das ganze Elend des Menschseins abgefeuert werden; ob «Frankie» ein kleines Meisterwerk ist oder nur ein einullender Bluff. Sicher ist, dass Frankie und sein kurzes, verstörendes Aufleben einen noch eine Zeitlang begleiten, so wie alle Märchen, die nicht gut enden, das tun.

## Kindererziehung auf Abwegen

Olivier Kessler

Hans-Joachim Maaz: Angstgesellschaft.  
Frank & Timme. 248 S., Fr. 28.90

Kinder sind heute für viele ambitionierte und karriereorientierte Eltern zu Nebenprojekten verkommen. Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass die Aufmerksamkeitsspanne für sie im Smartphone-Zeitalter rapide abnimmt, werden sie teilweise auch schon in ihren ersten Lebensjahren in Krippen gesteckt, in denen es oftmals viel weniger Betreuungspersonen gibt, als nötig wären.

Die Vernachlässigung unserer Kinder rächt sich, wie der Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz in seinem Buch mit dem Titel «Angstgesellschaft» aufzeigt. Die traumatisierten Kinder meinten, sie selbst hätten es verschuldet, dass sie zu wenig Liebe bekommen hätten: «Ich bin nicht richtig, nicht genug, nicht liebenswert.» Die Kinder, die eine solche Frühtraumatisierung erlebt hätten, entwickelten sich oft zu gestörten Erwachsenen. Immer noch dürstend nach Elternliebe, suchten sie krampfhaft nach Anerkennung, um sich grossartig zu fühlen und bestätigt zu werden.

Gerade in Krisenzeiten könnten solche Vernachlässigte aufblühen. Sie wollten als grosse Retter, als sichere Führer durch die Gefahr dastehen. Dabei dominierten eine enorme Selbstüberschätzung und ein Erfolgswahn, die als seelischer Schutz vor der Wiederbelebung der

Ohnmacht gegenüber der unerfüllten Liebessehnsucht erhalten müssen. Damit ihre narzisstische Selbstverherrlichung aufrechterhalten werden könne, müsse jeglicher Zweifel an ihnen und ihren Massnahmen im Keim erstickt und jede Kritik unterdrückt werden. Gerade Personen mit einer narzisstischen Störung eigneten sich besonders gut, um in die Rolle des autoritären politischen Führers zu schlüpfen.

Mit anderen Arten der Frühtraumatisierung haben wir es nach Maaz bei der Gefolgschaft solcher Führer zu tun. Zum Beispiel, wenn das Kind nur Anerkennung und Zuwendung bekommen habe, wenn es die mütterlichen Erwartungen und Wünsche erkannt habe und zu erfüllen wusste. Die Botschaft der Mutter: «Ich liebe dich nur, wenn du dich so verhältst, wie ich das brauche, wie mir das gefällt.» So lerne das Kind von früh auf, mehr auf die Bedürfnisse der Mutter zu achten als auf die eigenen. Es entstehe ein Abhängigkeitssyndrom: Lieber denke und tue man das, was von einem erwartet wird, als selbständig und eigenverantwortlich das eigene Leben zu gestalten.

### Arten der Frühtraumatisierung

In der Corona-Zeit sind Menschen mit einem solchen Abhängigkeitssyndrom laut Maaz tendenziell in ihre alten Muster zurückgefallen: Sie haben weiterhin abhängig-angepasst reagiert und sind obrigkeitshörige Befolger aller Anordnungen gewesen. Weil sie es vermieden, eigene Wege zu gehen, und alles Eigenständige als unerlaubt wahrnahmen, haben solche Menschen alle denunziert und verfolgt, die sich so

### *In der Corona-Zeit fielen Menschen mit einem Abhängigkeitssyndrom in ihre alten Muster zurück.*

verhielten. Weil die Ungerechtigkeiten nicht an den Verantwortlichen (den Eltern) abregiert werden könnten, komme es bei den Frühtraumatisierten zum Gefühlsstau. In einer freiheitlichen Gesellschaft, die nicht durch permanente Angst geprägt ist, gäbe es genügend Möglichkeiten, diesen Gefühlsstau abzureagieren, etwa durch aussergewöhnliche Leistungen im Sport oder im Beruf. Doch sobald Ängste wie etwa in der Corona-Krise geschürt würden, wünschten sich viele Frühtraumatisierte eine starke Führung, Rettung und Erlösung. Die Gefahr, dass sich dieser Gefühlsstau in extremistischen Schandtaten Bahn bricht, steige rasant.

Es kann also kaum eine grössere Wohltat für die Allgemeinheit geben, als unseren Kindern genügend Aufmerksamkeit und Liebe zu schenken. Vernachlässigt eine offene Gesellschaft ihre Kinder, wird sie früher oder später im Totalitarismus aufwachen.

## Die Sprache

### Das Fräulein, o weh!

Im Mittelhochdeutschen war das Fräulein noch eine Frau vornehmen Standes, doch dann strauchelte es und kam unter die Räder. Der Rechtschreibduden meint, heute sei es üblich, eine erwachsene weibliche Person mit *Frau* anzusprechen, führt dann aber doch das Beispiel «Ihr Fräulein Braut, Tochter» an. «Fräulein, bitte zahlen»? Eher nicht. Wer will schon als Hinterwäldler gelten? Nach Duden Nr. 9 (8. Auflage) kann man eine Kellnerin auch mit einem Handzeichen an den Tisch bitten.

Das «Fräulein vom Amt» hat schon lange ausgestöpselt, und das «Fräuleinwunder» ist in einem Lexikon der bedrohten Wörter verschwunden. Nur ein erboster Haushaltsvorstand darf noch zu seiner Tochter sagen: «So nicht, mein Fräulein!» Die deutsche Schriftstellerin Annette Kolb legte Wert darauf, mit «Fräulein» angesprochen zu werden. Die berühmte Schweizer Kochbuchautorin Elisabeth Fülcher verbat es sich ebenfalls, mit «Frau» tituiert zu werden. Seit 1973 ist der Begriff «Fräulein» aus der deutschen Korrespondenz der Bundesverwaltung verbannt. «*Fräulein* sollte weder schriftlich noch mündlich gebraucht werden», so steht es im Leitfaden zum geschlechtergerechten Formulieren der Bundeskanzlei.

Literarische Fräuleins wie Arthur Schnitzlers Fräulein Else, E. T. A Hoffmanns Fräulein von Scuderi, August Strindbergs Fräulein Julie, Guy de Maupassants Fräulein Fifi, Peter Høegs Fräulein Smilla oder Thomas Hürlimanns Fräulein Stark werden überleben, und noch hat man nichts davon gehört, dass aus Johanna Spyris Fräulein Rottenmeier eine Frau geworden wäre. «Bin weder Frau, weder schön ...» – nein, das hat Goethe nicht verdient.

Wörter können verschwinden; manchmal tauchen sie wieder auf. Der Sprachwissenschaftler und Journalist Matthias Heine kommt in seinem hervorragend recherchierten Buch «Kaputte Wörter» (Dudenverlag) zu folgendem Schluss: «Man darf zumindest darauf hoffen, dass jüngere Generationen von Eheskeptikerinnen *Fräulein* einmal als selbstbewussten Titel wieder für sich reklamieren.» Bis dahin müssen wir uns mit Frölein Da Capo begnügen.

Max Wey



# Der schwarze Weisse

Kein Plattenchef wurde von seinen Musikern so geliebt wie er. Jetzt endlich, mit 85 Jahren, hat Chris Blackwell seine Memoiren veröffentlicht.

Jean-Martin Büttner

Chris Blackwell (mit Paul Morley): The Islander. My Life in Music and Beyond. Bonnier Books Ltd. 416 S., Fr. 38.90

Seit Stunden irrt er durch den jamaikanischen Dschungel. Das Gestrüpp macht ihm zu schaffen, die Insekten, die schleimige Hitze. Der Durst brennt, er kann kaum mehr laufen. Er hat keine Ahnung, wo er ist, klar ist dem Achtzehnjährigen nur eines: Wenn er nicht bald jemanden findet, wird er kollabieren und verdursten.

Da sieht er eine Holzhütte, mitten im Wald. Erleichtert geht er auf sie zu. Und steht plötzlich einem schwarzen Mann gegenüber, der den weissen Jungen zu Tode erschreckt. Der Unbekannte wirkt undurchdringlich, trägt Bart und dicke Locken. Er gehört zur Gruppe der Rastafari, einer obskuren Sekte, deren Angehörige in den Wäldern leben und in den Gettos der Hauptstadt Kingston. Die Weissen halten sie für Gesindel, gesetzlos und gefährlich, «black hearted men», sagen sie ihren Kindern, Männer mit schwarzen Herzen.

## Zurückhaltend und charismatisch

Chris Blackwell, der wohlherzogene Junge aus einer vermögenden Kolonialfamilie, die ihr Geld mit Rum und Rohrzucker gemacht hatte, sieht sich schon tot am Boden liegen, von einem Wilden umgebracht. Stattdessen bittet ihn der Fremde in seine Hütte. Und erweist sich als ausgesprochen sanfter Mann, der dem jungen Weissen zu trinken gibt und ihn zur Ruhe bettet. «I was eighteen years old when a Rastafari saved my life» – mit diesem lakonischen Satz beginnt Chris Blackwell seine Memoiren, die er mit dem englischen Musikjournalisten Paul Morley stilicher verfasst hat. Das Buch ist ebenso unterhaltend wie geistreich und informativ. Seit Jahrzehnten hat man auf die Autobiografie dieses wichtigen Musikproduzenten, Talentförderers und Plattenchefs gewartet.

Ähnlich wie Ahmet Ertegun von Atlantic Records und Clive Davis von Arista gehört Chris Blackwell zu den wenigen Plattenchefs, die von

den Musikerinnen und Musikern verehrt werden. Denn was ihn sein Leben lang motivierte, war nicht das Geld, davon hatte er genug, sondern seine aufrichtige Liebe zur Musik – und sein Talent, Musiker zu entdecken und zu fördern. Dieses Talent überraschte umso mehr, als Blackwell als Laie anfang, der in London aus dem Kofferraum seines Minis jamaikanische Platten verkaufte. Der kein Instrument spielen konnte, nichts vom Plattenbusiness verstand und als Kind einer reichen Familie auch nichts von der Mentalität der Musiker, die er förderte.

Chris Blackwell wurde berühmt dafür, dass er, der weisse Schwarze, den Reggae seiner Heimat und dessen Vertreter in die Welt trug. Allen voran Bob Marley, aber auch Peter Tosh, Toots

*Er wurde berühmt dafür, dass er den Reggae seiner Heimat und deren Vertreter in die Welt trug.*

Hibbert, Jimmy Cliff, Black Uhuru und viele andere. Zugleich hat der in London geborene Jamaikaner, der sich in einer verhassten englischen Privatschule den gebügelten Akzent geholt hatte, auch die irische Gruppe U2 entdeckt. Er popularisierte Grace Jones als Musikerin, die als Model begonnen hatte und sich zu einer Trend setzenden Sängerin emanzipierte. Er unterstützte Tom Waits auf dem Höhepunkt seines Könnens und dem Tiefpunkt seiner Finanzen und brachte «Swordfishtrombones» heraus, ein Meisterwerk des Songwritings. Er machte den hochbegabten Steve Winwood bekannt, dessen Stimme für ihn klang wie «Ray Charles auf Helium», was kein Wunder war, denn Winwood war damals keine siebzehn Jahre alt. Und bereits ein exzellenter Sänger, Organist und Gitarrenspieler.

## Bob Marley, U2, Tom Waits

Chris Blackwell war nicht nur ein Fan, er war auch ein Eklektiker. Unter seiner Leitung publizierte das englische Label Island so unterschiedliche Gruppen wie Roxy Music, Free, Jethro Tull, Traffic, King Crimson, den Tom Tom

Club und Frankie Goes to Hollywood. Aber auch Musikerinnen und Musiker wie Marianne Faithfull, John Cale, John Martyn, Robert Palmer, Cat Stevens, Sandy Denny, später Eric B. & Rakim und andere. «I'm interested in what's different», schreibt Blackwell dazu.

Das konnte so weit gehen, dass er eine Gruppe wie U2 unter Vertrag nahm, obwohl ihm ihre Musik zu Beginn gar nicht gefiel, weil sie so weiss war und so grell; er zog die dunkle, hypnotische, basslastige schwarze Musik seiner Heimat vor. Widerwillig suchte er auf Anraten eines Freundes einen Londoner Pub auf, um die jungen Iren spielen zu sehen. Etwa zehn Leute hörten ihnen zu, die Band spielte für sie, als seien es 10 000. Und Blackwell merkte sofort, dass die vier es wissen wollten; ihr brennendes Engagement machte ihm Eindruck.

## Einsames Einzelkind

U2 hatten bei Island einen unglücklichen Start, ihre ersten Platten blieben kleben. Aber Blackwell hielt zu ihnen mit einer Konsequenz, die heute undenkbar wäre. Als das Quartett für sein viertes Album, «The Unforgettable Fire», den Avantgarde-Musiker Brian Eno als Produzenten haben wollte, war er dagegen, liess die Gruppe aber machen. Die Platte machte U2 so berühmt, dass sie mit ihren weiteren Welterfolgen Blackwells Label zu finanzieren halfen, als es in eine Krise glitt. Die Band verdankte ihrem Förderer damit seine Treue. Trotzdem verkaufte Blackwell Island 1990 an Polygram für 300 Millionen Dollar; die Firma war ihm zu gross geworden.

Derselbe Chris Blackwell förderte nicht nur die Stars, sondern den ebenso begabten wie verkannten Nick Drake, bis zu dessen Selbstmord mit 26 Jahren. Er interessierte sich für englische Folkmusik und New Yorker Punk, befreundete sich mit dem schwierigen Miles Davis, der schon bei der ersten Begegnung merkte, dass Blackwell ein Weisser war, der den Schwarzen auf Augenhöhe begegnete. Er sei eben unter Schwarzen aufgewachsen und erst später in London zur Schule gegangen, schreibt Blackwell in seinen Memoiren, wobei er zugibt, dass



*Musikalisches Gehör, kulturelle Offenheit:* Junior Marvin, Bob Marley, Jacob Miller mit Produzent Blackwell (v.l.).

es sich um Nannys, Diener und Köchinnen handelte, mit denen das einsame, schwer asthmatische und schüchterne Einzelkind im reichen Stadtteil von Kingston gross wurde. «Ich mochte sie sehr und erkannte bald, was für ein anderes Leben sie führen mussten als ich.»

Das ist die eine Seite an ihm: sein musikalisches Gehör, seine kulturelle Offenheit. Dass er so lange mit der Publikation seiner Memoiren gezögert hat, gründet in seiner anderen, zurückhaltenden Seite. Chris Blackwell ist ein Mann der Diskretion und Bescheidenheit geblieben. Er läuft mit zerknautschten Hemden und Flip-Flops herum. Er drängte auf kein Bild mit seinen Stars, verlor nie die Fassung und den Humor, trank nicht und mochte, bis auf einen gelegentlichen Joint, auch keine Drogen.

### Rassismusrwurf

Ähnlich zurückhaltend ging Blackwell als Musikproduzent vor; er ermutigte die Musiker zu Dingen, die diese bei sich selber noch nicht entdeckt hatten. Die B-52s zum Beispiel, die schrille, humorvolle amerikanische New-Wave-Band, reagierte im Studio erst verwirrt und dann irritiert, weil Blackwell als Produzent nichts tat, ausser sie dazu zu motivieren, sie selber zu werden.

Sein Vertrauen auf das Talent der Künstler half ihm auch, als er seinem grössten Star begegnete: Bob Marley und dessen Wailers, die ohne Geld in London gestrandet waren. Das Quintett hatte in Jamaika vier Platten veröffentlicht, blieb aber weitgehend erfolglos. Blackwell war von Marleys Charisma und Ehrgeiz derart beeindruckt, dass er der Band den Rückflug zahlte und den Musikern 4000 englische Pfund mitgab, um daheim eine Platte aufzunehmen. Das war damals eine beachtliche Summe für einen Unbekannten.

Das Geld siehst du nie wieder, sagten Blackwells Freunde. Stattdessen bat Bob Marley ihn ein paar Monate später nach Kingston und spielte ihm die neue Platte vor. Als Musikfan war Blackwell hingerissen, als Plattenchef riet er dem Sänger zu einer klanglichen Verfeinerung. Die beiden flogen nach London in ein Studio, in dem die Platte von weissen Spitzenmusikern wie dem amerikanischen Gitarristen Wayne Perkins Radio-kompatibler gemacht wurde.

Dass Blackwell damit Marleys Überzeugungen verraten hatte, wird bis heute behauptet, ist aber falsch. Marley selber wollte den internationalen Erfolg, und dank Blackwells Hilfe erlebte er ihn. Die beiden blieben enge Freunde bis zu Marleys Tod. Peter Tosh, Marleys Rivale in der Band,

traute dem weissen Produzenten nicht und beschimpfte ihn als «Whiteworst». Auch andere schwarze Musiker wie Linton Kwesi Johnson oder Lee «Scratch» Perry gingen nach anfänglich guten Kontakten zu ihm auf Distanz und warfen ihm Rassismus vor. Der Vorwurf klingt absurd, wenn man Chris Blackwells jahrzehntelanges Engagement für die jamaikanische, afroamerikanische und afrikanische Musik verfolgt hat.

Aber es ist typisch für ihn, dass er diese Kritik in seinen Memoiren freimütig ausführt. Er gibt auch bereitwillig zu, dass er sich in manchen seiner Einschätzungen täuschte: Pink Floyd fand er zum Einschlafen langweilig, Elton John zu schüchtern, und bei der jungen Madonna konnte er sich nicht vorstellen, wohin diese sich noch entwickeln konnte.

Dieser Hang zu Gelassenheit und Selbstironie hat mitgeholfen, dass Chris Blackwell bei Musikerinnen und Musikern so beliebt wurde. Ausserdem hatte er Autorität, Stil und Geschmack. Ein weltläufiger Mann ohne Vorurteile. Das könnte auch mit seiner Herkunft zu tun haben, in seinen Worten ist sie «jamaikanisch, englisch, irisch, portugiesisch, spanisch, jüdisch und katholisch». Chris Blackwell ist ein echter Jamaikaner.



## Fernsehen

# Schmerzhaftes Lehrstück

### Wolfgang Koydl

Wolfswinkel: Von Scarlett Kleint.  
Regie: Ruth Olshan. WDR

Mit das Schlechteste, was Bert Brecht geschrieben hat, sind seine «Lehrstücke» – der Ja-Sager und der Nein-Sager. Der Titel sagt es: Sie sind belehrend in einem doktrinären, intoleranten, ideologischen Sinn.

Was Brecht kann, können wir schon lange, dachte man sich bei der ARD. Nur nennen wir es nicht Lehrstück, sondern Krimi. Man will die Zuschauer ja nicht verprellen, sondern locken. Mit einem Krimi hat der Film nur zu tun, weil eine Polizistin eine Hauptrolle spielt. Melanie und ihre Kollegen schieben eine ruhige Kugel in einem Dorf in der brandenburgischen Pampa. Bewohnt wird es von tumben Spiessern – mit Ausnahme der Lehrerin Anja, nervige Ruferin politischer Korrektheit in der braunen Wüste.

Ja, braun, denn die dumpfe Herde erliegt den Einflüsterungen von Lydia, Influencerin aus dem Sündenbabel Berlin, die heim ins Dorf kehrt, wo sie mit Nazi-Parolen «die Heimat» zurückholen will. Auch die Dorfjugend liegt ihr zu Füßen und will nicht mehr in die Stadt abwandern. Wie es scheint, reicht ein Tischkicker für diesen Meinungswandel. Wer sagt, dass die heutige Jugend verwöhnt sei.

Das Ende bleibt offen, aber es scheint, als ob die Rechten langfristig gewinnen würden. Zu schwach ist das letzte Aufgebot, das das Gute ihnen entgegensetzen kann: die inzwischen hochschwängere Melanie (neues Leben!), die Lehrerin (Lehrstück!) und eine Hundertjährige (das Gewissen!).

Symbolik, Drehbuch und Film sind so platt, dass sie in der DDR nicht durchgegangen wären. Bei Brecht schon gar nicht.

## Film

# Der Sündenbock

### Wolfram Knorr

A Forgotten Man (Schweiz 2022): Von Laurent Nègre. Mit Michael Neuenschwander, Manuela Biedermann, Cléa Eden, Sabine Timoteo

Mit Botschaftern ist das so eine Sache. Sie müssen alert, verbindlich, geschmeidig sein, ihr Land aber bestimmt und möglichst geräuschlos repräsentieren. In autoritären, faschistischen Ländern ist das nicht leicht und verlangt viel politisches Fingerspitzengefühl, um nicht in eine gefährliche Schräglage zu geraten. Hans Frölicher (1887–1961), ein Lebemann und Freund luxuriöser Feste, leitete von 1938 bis 1945 die Vertretung der Eidgenossenschaft in Berlin.

Keine leichte Aufgabe, schon gar nicht für einen Mann, der eine starke Neigung zur deutschen Kultur hatte und ein Land vertrat, dessen Neutralität sich je nach Wetterlage der jeweiligen Windrichtung zuneigen konnte. Wer da nicht taktisch klug und sensibel agierte, lief Gefahr, seine persönliche Orientierung auch für die politisch richtige zu halten.

Hans Frölicher war so ein Fall, der sich verhedderte und nach seiner Rückkehr in die Schweiz deshalb zum Sündenbock gemacht wurde. Tatsächlich hatte er keinen Finger für den Schweizer Hitler-Attentäter Maurice Ba-

### *Trotz solcher Schwächen ist «A Forgotten Man» eigentlich der Film der Stunde.*

vaud gerührt und die Vertreibung und Vernichtung der Juden ausgeblendet, was allerdings auch in Bern als opportun galt.

Mit dem Sieg der Alliierten änderte sich alles, und Frölicher wurde für die Regierung, deren Haltung sich gedreht hatte, zum idealen Alleinschuldigen. Paul Widmer, Diplomat und Publizist, behauptet in seiner Biografie «Minister Hans Frölicher. Der umstrittenste Schweizer Diplomat», dass Frölicher neben anderen verehrten Kollegen wie Carl Jacob Burckhardt trotz allem nicht so schlecht abgeschnitten habe, denn im Umgang mit totalitären Systemen komme keiner mit einer weissen Weste raus. Es gebe, so Widmer, «eine starke Tendenz zu Schwarz und Weiss. Die Wirklichkeit aber war eher grau in grau.»

### Hochfliegende Pläne

1991, zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, wurde der vergessene und umstrittene Diplomat gleich zweimal zur Bühnenfigur: in Urs Widmers «Frölicher – ein Fest», einer Grotesk-Show, und in Thomas Hürlimanns Kammer-

spiel «Der Gesandte». Mit sezierendem Blick zerlegte Hürlimann nicht nur den Botschafter, sondern auch die Rolle der Regierung, die sich nach 1945 in Sicherheit brachte. Gleich bei der Einreise zurück in die Schweiz liess man Frölicher eine Stunde warten, und die Familie empfing ihn auch eher frostig. Hürlimanns Frölicher heisst Heinrich Zwygart.

«A Forgotten Man», die Verfilmung des Westschweizers Laurent Nègre, bleibt nahe an Hürlimanns Stück. In grimmig-düsterem Schwarzweiss kommt ein grämlicher Mann zurück in die Enge seines Landes, schmiedet sofort Pläne für eine neuerliche Karriere und meint, in Bern Verbündete zu haben. Doch die Grosswetterlage hat sich gedreht, der Ex-Botschafter Zwygart wird aus der Politik gekippt, seine hochfliegenden Pläne von aalglatten Ministerialen für unerwünscht erklärt. Mit wütenden Selbstrechtfertigungen rührt er sein Verhalten zu einem Gebräu von Politmotivationen und Psychologismen zusammen.

Michael Neuenschwander verkörpert diese Figur mit verknitterter Halsstarrigkeit und heisser Wut, als würde er von innen brennen. Im Ambiente eines Patrizier-Anwesens mit der Gattin Clara (Manuela Biedermann), der Tochter Héléne (Cléa Eden), ihrem Freund und dem Vater, der knarzig seinen General Guisan verehrt und seine Uniform trägt, gelingen Nègre eindruckliche Szenen von stickiger, ungelüfteter Verhocktheit. Zwygarts Uneinsichtigkeit, die steifen Reaktionen, die Erkenntnis, aufs schäbigste fallengelassen worden zu sein, sind stark, sein quälender Zorn überzeugend.

Als wollte die Kamera Zwygart emotional endoskopieren, rückt sie Neuenschwander in seine Gesichtszüge, zeigt einen Zerrissenen, der nicht unbedingt Sympathieträger ist, aber gleichwohl in seiner Verlorenheit und Fassungslosigkeit ambivalent bleibt. Leider aber hat Nègre, der auch das Drehbuch schrieb, eine unglückliche Neigung zum Lehrstück, einen Hang zu Volkshochschul-Wandtafelsätzen. So sagt Zwygart mal zu einem Bundesrat: «Weisst du, was man in Berlin über uns gesagt hat? Die Schweizer arbeiten sechs Tage die Woche für Hitler. Am siebten beten sie für den Sieg der Alliierten.»

Noch platter wird's, wenn der Hitler-Attentäter Maurice Bavaud (Victor Poltier) und Madame Bavaud (Sabine Timoteo) als Albtraum dem Ex-Botschafter erscheinen und Madame ihn mehrere Male bittet, seinen Einfluss bei der Nazi-Führung geltend zu machen. Die Bavauds als Menetekel, als melodramatische Tiefenbohrung ins Gewissen. Schon recht (die Nachkriegsdramen à la Borcherts «Draussen vor der Tür» bedienten sich solcher Melo-Konzepte); auch Paul Widmer behauptet, dass Frölicher in diesem Fall komplett «moralisch versagt» habe. Nachtmahr-Szenen aber werden diesem



Versagen nicht gerecht, bleiben aufgesetzt, hinterlassen keine emotionale Beklemmung.

Nègre setzt noch eins drauf, wenn er Madame Bavaud Zwyzart ins Gewissen reden lässt, die Schuld bis zu seinem Tod nicht loszuwerden. Von Gottfried Benn gibt's das (abgewandelte) Bonmot, das Gegenteil von Kunst sei nicht Kitsch, sondern das Gutgemeinte. Trotz solcher Schwächen ist «A Forgotten Man» eigentlich der Film der Stunde. Aber Politfilme sind halt nicht gefragt (siehe Schweizer Filmpreis). Dabei hat der Fröhlicher-Fall den Stoff für grosses, zeitgemässes Kino.

## Doku Ein Schuss Heldenepos

Stefan Millius

**The Pressure Game – Im Herzen der Schweizer Nati:** Doku-Serie von Simon Helbling. Sechs Folgen. Auf Play Suisse abrufbar.

In einer Fussballkabine geht es manchmal zu und her wie in einer Grossküche. Das Personal schreit sich gegenseitig an, es fliegt auch mal was durch die Luft. Es sind solche sonst seltenen Einblicke, welche die SRF-Produktion «The Pressure Game – Im Herzen der Schweizer Nati» besonders machen. Denn üblicherweise ist alles glattgekämmt, was wir vom Fuss-

ball zu sehen bekommen. Die Frisur sitzt, der Lamborghini glänzt, die Kommunikation ist – meistens – abgesprochen. Hier geht es tiefer.

Die sechsteilige Dokumentation mit gut verträglichen Halbstündern begleitet die Fussball-Nationalmannschaft in verschiedenen Stadien – zeitlich wie örtlich zu verstehen. Man trifft auf wichtige Figuren, die es sonst kaum an die Öffentlichkeit schaffen, wie den kantigen Goalie-Trainer Patrick Foletti aus dem Tessin. Wir sind dabei, wenn er Jonas Omlin und Gregor Kobel sagt, wer hinter Yann Sommer die Nummer 2 sein wird. Wir erleben, wie die Stars auf Verletzungen reagieren und wie sie mit Kritik von Medien und Publikum umgehen.

### Ehrliche Worte

Weil es so stark «menschelt», muss man kein verbissener Fussballfan sein, um «The Pressure Game» spannend zu finden. Spielerfrauen feuern eine Breitseite ab gegen undankbare Fans. Technikfreaks kommen auf ihre Kosten, weil der Sport längst hochtechnologisiert ist – beispielsweise mit GPS-Sendern, mit denen die Laufleistung berechnet wird. Das hätten sich Claudio Sulser und Heinz Hermann in ihren Zeiten kaum vorstellen können.

Die Absicht der TV-Macher ist offensichtlich: Sie wollen zeigen, dass Fussballer permanent unter massivem Druck stehen. Sich im Training aufdrängen, den internen Konkurrenzkampf gewinnen, auf dem Feld möglichst fehlerlos bleiben, und das unter ständiger Beobachtung der selbsternannten Experten auf dem Sofa: Es

wird deutlich, dass die körperliche Leistung allein nicht reicht. Es ist die Fitness im Kopf, die den Unterschied macht.

Auch das Timing stimmt beim Blick hinter die Kulissen. Flügelspieler Christian Fassnacht erfährt von Nati-Trainer Murat Yakin

*Weil es «menschelt», muss man kein verbissener Fussballfan sein, um die Doku spannend zu finden.*

telefonisch, dass er im Kader für die WM in Katar steht – die Kamera ist dabei, und es wirkt nicht inszeniert. Über weite Teile ist der Stil aber klassisch dokumentarisch: In jeder Folge werden drei bis vier Protagonisten näher beleuchtet, oft auch im privaten Umfeld, Experten liefern ergänzende Einschätzungen. Da kommt dann auch gelegentlich ein Schuss Heldenepos dazu, beispielsweise wenn Granit Xhaka als «mentales Monster» oder «Winkleried» des Teams bezeichnet wird.

Die bekannten Höhe- und Tiefpunkte der Nationalmannschaft dürfen nicht fehlen, darunter die WM-Klatsche gegen Portugal oder die Doppeladler-Affäre. Was für einen Mehrwert sorgt, sind die ehrlichen Worte der Beteiligten zu diesen Ereignissen, die sich abheben von den Allgemeinplätzen, die sie an Pressekonferenzen von sich geben.

Ein bisschen Nostalgie kommt übrigens im Intro der Serie auf. Die Sendung wird präsentiert von der Credit Suisse.



**Unter ständiger Beobachtung:** Schweizer Fussball-Nationalmannschaft.

## Pop

# Ziemlich aufregende 78 Minuten

Thomas Wördehoff

**Lana Del Rey: Did You Know That There's  
a Tunnel Under Ocean Blvd.** Polydor

Für ein Album von Lana Del Rey sollte man sich Zeit nehmen. Nicht weniger als andert-halb Stunden, besser noch wäre ein träger, ver-regneter Sonntagnachmittag mit offenem Ende. Denn die Frau mit den vielen Namen (May Jai-ler, Sparkle Jump Rope Queen oder auch Lana Rey Del Mar) liebt nun mal die Melancholie und die fabulierende Abschweifung – mitunter kann also so ein Song ziemlich ausufern.

Lässt man eine Lana-Del-Rey-Erfahrung aber geduldig auf sich einwirken, kann das zu einem vergnüglichen Erlebnis werden. Dann rinnen die schwerblütigen Lieder der New Yorkerin sämig wie zartbittere Edelschokolade direkt in die eigene Befindlichkeit. Ohrwürmer sind diese Tracks gleichwohl nicht – eher fühlt man sich an verschattete Chansons erinnert, deren Melodien sich ihren Weg in Moll durch zu-weilen labyrinthische Gedankengänge bahnen. Wer sich jedoch nur ansatzweise eingängigen Pop erhofft, könnte sich dabei langweilen.

### Hauch von Grandezza

Oder auch nicht. Denn für blosse Tristesse ist Lana Del Rey zu kapriziös, zu unberechen-bar. Zum einen ist da immer ein theatralischer Augenaufschlag zu spüren, ein Hauch von Grandezza, der die Songs zudem oftmals mit einer Ahnung erotischer Ironie überzieht. Gern auch explizit, wie etwa im wehmütigen Titelsong ihres neuen Albums («Did You Know That There's a Tunnel Under Ocean Blvd»), der zum einen eine überschwängliche Liebeserklärung an den Sänger Harry Nilsson («Without You») ist, zum anderen einen intimen Einblick in die Nöte von Körper und Seele bietet («Fuck me to death, love me until I love myself»). Dabei verwebt Del Rey Nilssons grossartige Ballade «Don't Forget Me» so gekonnt und beiläufig mit ihren therapeutischen Fantasien, dass sich der Song wie eine un-entrinnbare Halluzination festsetzt.

Mal singt sie mädchenhaft in höheren Lagen («If you want some basic bitch, go to the Beverly Center and find her / I'm sweet / bare feet»), dann wieder findet sie im tieferen Mezzo-Bereich in ihre frauliche Gegenwart zurück. Eigentlich, so bekannte die 37-Jährige, sei ihre Stimme immer sehr hoch gewesen, doch dann habe sie ihr Organ «abgesenkt», um den Eindruck zu vermeiden, sie sei «nur eine blöde Sängerin» – ein Eindruck, dem sie nie ganz entkommen konnte. Eine Autorin des *New Yorker* hält sie – bei aller sonstigen Wert-schätzung – für «a bit of a silly goose».



*Albern mag sie sein, ein Dummchen nicht:* Sängerin Del Rey.

Albern mag sie sein, ein Dummchen ist sie wohl nicht. Elizabeth Grant, so ihr Geburtsname, absolvierte nach der Highschool ein Philosophie-studium mit Schwerpunkt Metaphysik, um «die Kluft zwischen Gott und Wissenschaft zu überbrücken». Und auch ihre Alben – gerade auch wegen gelegentlich wilder Exkurse – lassen eine ungestüme kreative Kraft spüren (vielleicht «silly», aber niemals eintönig!).

Und eine grosse Neigung zu Provokationen: Wenn sie unvermittelt den erzreaktionären Prediger Judah Smith zu sanfter Pianobegleitung gegen Lust und Begehren anbrüllen lässt und sich später auf Facebook artig bei ihm für den frommen Furor bedankt, verwirrt sie nicht nur die LGBTQ+-Community, sondern auch ihre sonstigen Fans. Meint sie das nun ernst? Denn auf dem Track ist doch deutlich ihr Kichern zu vernehmen...

So balanciert Del Rey denn lächelnd auf dem schmalen Grat zwischen Pathos und Brüskierung, zwischen Selbstentblössung (zunächst wollte sie sich barbusig auf dem Cover zeigen) und arti-fizieller Verschmöktheit hin und her. Ehrlich? Das sind ziemlich aufregende 78 Minuten.

## Klassik

# Sahnesauce auf Doppelrahmstufe

Manuel Brug

**Puccini: Turandot.** Mit Jonas Kaufmann,  
Sondra Radvanovsky, Antonio Pappano. Warner

«Hier endet die Oper, hier ist der Meister gestorben.» Sprach Arturo Toscanini und legte den Taktstock beiseite. So geschehen 1926, als die letzte Oper des seit eineinhalb Jahren toten Giacomo Puccini uraufgeführt wurde.

Nicht nur die Frauenbewegung hat später um diesen chinesischen Singbesen einen Bogen gemacht, schon Puccini biss sich die Zähne aus an der eisumgürteten Prinzessin, die wegen der Vergewaltigung einer Ahnin Brautwerber um einen Kopf kürzt, wenn sie ihre drei Rätsel nicht lösen. Als sich die Skla-  
vin Liù aus Liebe zum Prinzen Calaf umbringt, ist die royale Männerhasserin durch die Kraft  
amouröser Aufopferung besiegt – und wandelt

sich zur fernöstlichen Isolda. Woran der Komponist nicht glaubte. Liebesduett und Finale waren auf dreissig Blättern nur angedacht; deshalb war nach Liùs Tod bei der Premiere Schluss. Dabei hatte Toscanini ein Ende in der Tasche. Er und Verleger Ricordi hatten es beim willfähigen Komponisten Franco Alfano bestellt. Dieses Finale, ein paar Tage später gegeben, war allerdings bereits von Toscanini um acht Minuten gekürzt sowie ungeschlacht umorchestriert worden. «Turandot» avancierte als

*Mit Diva Radvanovsky, die erstmals die fiese Prinzessin gab, geht es furios zur Sache.*

Schwanengesang der italienischen Oper zum Schlager. Nur Kenner mokierten sich noch über die schnelle Verwandlung der im Liebesrausch losplärrenden Kaisertochter mit Gatten, vom Chor vulgär bejubelt. Daran änderte sich nichts, als der Ur-Schluss gefunden und in den achtziger Jahren szenisch ein paar Mal gespielt wurde.

#### Bleiche Liebe-und-Tod-Parabel

Seit 2002 gibt es zudem ein modernes «Turandot»-Ende von Luciano Berio. Der «Tristan»-Akkord tönt, Anklänge an Gustav Mahler und Arnold Schönberg, ein Walzer. Zwei Menschen schreiten in eine ungewisse Zukunft. Fast achtzig Jahre Operngeschichte. Berios neuer Schluss wird heute, zwanzig Jahre später, kaum mehr gespielt.

Der Dirigent Antonio Pappano, Italo-amerikaner mit britischem Pass, hat sich während seiner erfolgreichen Karriere als Puccini-Liebhaber geoutet. So ist es folgerichtig, dass er, der noch bis 2025 dem Royal Opera House in Covent Garden als Opernchef vorsteht, sich jetzt, zum Auslaufen seines Vertrages beim Orchestra dell'Accademia Nazionale di Santa Cecilia, von seiner Firma Warner noch eine luxuriös besetzte «Turandot» hat spendieren lassen.

Mit Italiens bestem, ganz massgeblich von ihm auf diesen Rang gebrachtem Klangkörper hat Pappano also Puccinis *chinoisés* Endspiel unter Studiobedingungen eingespielt. Pappano konnte eine spektakuläre Cast versammeln. Ob der gegenwärtig stimmlich nicht eben glänzende Jonas Kaufmann nach der die Sessions abschliessenden konzertanten Vorstellung nochmals live als Calaf zu hören sein wird, steht in den Sternen. Aber mit der die Turandot nun auch anderswo singenden amerikanischen Diva Sondra Radvanovsky, die erstmals die fiese Prinzessin mit erstaunlich viel Piano-Wärme gab, geht es furios zur Sache. Vor allem, weil Pappano nicht aufhört, wenn die zärtliche Liù (Ermonela Jahò) ihren letzten Todesseufzer tut. Er hatte auf dem Pult

das komplette Alfano-Finale liegen; erstmals für eine Gesamtaufnahme.

Und dieser harmonisch dimensionierte, lyrisch-silbrige, noch einmal in weicher Pentatonik funkelnende Schluss ist eine Wucht. Zumal er von Radvanovsky und Kaufmann mit glühender Eleganz und glaubwürdigem Engagement gesungen wird. Und nicht nur da, sondern auch im souverän modernistischen, dabei doch klangsinlichen Zugriff Pappanos wurde deutlich: «Turandot» kann viel mehr sein als eine chinesisch-bleiche Liebe-und-Tod-Parabel.

In Pappanos «Turandot»-Lesart wird in einem sagenhaften Märchenchina Sahnesauce auf Doppelrahmstufe gequirlet, aber auch die Modernität dieser Musik, ihre gepanzerte, ja durchaus faschistoide Brutalität, ihre sich reibenden Akkorde sind stets spürbar. Wir hören eine überwältigend farbenreiche Partitur, die mit italienischem Melos prunkt, mit extra-

## Zeigen Sie Printeresse?



vaganter Pentatonik und komplexer Polyfonie, die mal leise verhaucht, mal knallig wiederhallende Klangwände aufschichtet. Und die bei Pappano zu einem Ideal an Klarheit, Durchhörbarkeit und Schönheit wird.

#### Fest der Disziplin

Und mag auch die «Turandot» trotz ihrer märchenhaft-mythologischen Holzschnitthaftigkeit sich inzwischen den Vorwurf der kulturellen Aneignung asiatischer Stereotype gefallen lassen müssen: Rein musikalisch ist das ein Fest der Disziplin, der Durchsichtigkeit, der harmonisch ausgereizten Grenzerkundung und der raffinierten Tonfinesse.

## Jazz

### Wiegenlied für eine Endzeit

Peter Rüedi

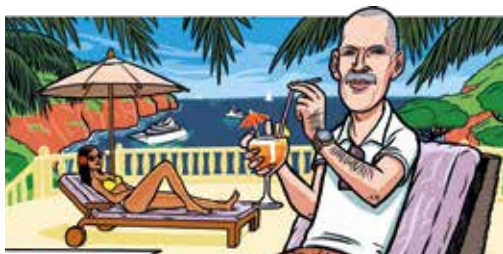
Aruán Ortiz Trio (Brad Jones, John Betsch):  
Serranías. Sketchbook for Piano Trio.  
Intakt CD 392

Die Kunst des Lesens ist die Kunst, hinter dem Klartext die verborgene Bedeutung wahrzunehmen, den «vielfachen Schriftsinn»; Zusammenhänge, die womöglich nicht einmal dem Autor bewusst waren. Kunst hat, selbst im Realismus, selten mit eindeutigen Verlautbarungen zu tun. Und wenn die so gemeint sind, nimmt jeder Empfänger sie auf andere, auf seine Weise wahr. Das gilt nicht weniger für die bildenden Künste. Und es gilt für die Musik.

So viel zum Grundsätzlichen, bevor wir uns wundern, was denn am intensiven und expansiven, in mehrfachem Sinn herausfordernden Spiel des 1973 in Santiago de Cuba geborenen Pianisten Aruán Ortiz «kubanisch» sei. Besteht er doch selber darauf: Selbst in seinem gewagtesten Experimentalismus sei er nie unabhängig von der grossen Liebe zu seinen Wurzeln und der reichen folkloristischen Tradition – afro-kubanisch-haitischen Formen wie Nengón, Changüi, Marimbula, von denen der europäische Laie, vertraut mit «Buena Vista Social Club» oder allenfalls Dizzy Gillespies *conguero* Chano Pozo, auf Ortiz' jüngstem Trio-Album nicht den leisesten folkloristischen Anhauch verspürt. Dennoch rollt am Grund des zuweilen wild interaktiven Bewusstseinstroms im Dreieck mit Brad Jones am Bass und John Betsch am Schlagzeug ein verdeckter Doppelsinn, wie die Steine am Grund der Moldau in Brechts berühmtem Gedicht.

Aruán Ortiz verliess Kuba mit 23, zuerst für Studien in Barcelona, dann in Boston und New York. Eine seiner wichtigsten Begegnungen war die mit dem charismatischen Muhal Richard Abrams, aber in seinem technisch avancierten Spiel funkeln ebenso Reflexe von Cecil Taylor und europäischer E-Avantgarde. Gleich zu Beginn von «Serranías. Sketchbook for Piano Trio» werfen die drei gewissermassen einen Sprengsatz in einen Klassiker, «Shaw 'Nuff» von Gillespie und Parker. Und «Los Tres Golpes» ist dann ein nachdenklich-zurückhaltender Tribut an Ignacio Cervantes, einen der wichtigen kubanischen Musiker des 19. Jahrhunderts. Ortiz und seine Partner machen eine freie, ja entfesselte Musik mit enormen technischen Möglichkeiten, aber gleichzeitig ebenso viel Formsinn und dramaturgischem Gespür für Kontraste. Am Ende münden sie in eine eigentliche Elegie, eine Art Requiem, «Lullaby for the End Times». Welche Fallhöhe. Welche Vieldeutigkeit.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich bin so frei

Mark van Huissing

Zum ersten Mal hörte ich den Begriff «freier Journalist» Anfang der 1990er Jahre. Ich hatte gerade eine höhere Wirtschaftsschule abgeschlossen und bewarb mich bei Beratungsfirmen um eine Einstiegsstelle, Schwergewicht Rechnungswesen und IT (weil ich ausserdem eine Softwareentwickler-Ausbildung hinter mir hatte). Das wäre ein smarterer Move, sagte man. Doch ich neigte zu Zweifeln – Bewerbungsgespräche verliefen bestenfalls ereignisarm, HR-Mitarbeiter-Standardfragen wie «Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?» weckten mich, «Auf keinen Fall in einem langweiligen Corporate-Umfeld auf der Jagd nach verrechenbaren Stunden» war die ehrliche Antwort. «Freier Journalist» dagegen klang glanzvoll, versprach Aufregung und wäre womöglich sinnstiftend. Plus, ich meine, wer will nicht frei sein?

Jetzt zwei Einsichten, die mir damals zwar geläufig waren, deren tieferer Bedeutung ich aber wenig Beachtung schenkte. *Be careful what you wish for*, pass auf, was du dir wünschst. Und der Mensch ist dazu verurteilt, frei zu sein. Was ich dagegen ziemlich gründlich durchdacht hatte: Bevor man eine Laufbahn als freier Journalist antritt, sollte man wohl Journalist sein. Also beschloss ich, einer zu werden.

Das klappte dann auch wunschgemäss. Nach einem Volontariat, ergänzt durch den berufsbegleitenden Besuch einer Journalistenschule, wurde ich Redaktor, später verschob ich mich nach London und arbeitete als Grossbritannien-Korrespondent für Zeitungen und Zeitschriften in der Schweiz sowie in Deutschland. Seit meiner Rückkehr nach Zürich vor zirka zwanzig Jahren bin ich wie angestrebt freier Journalist (und Kolumnist).

«Jusqu' ici tout va bien . . . jusqu' ici tout va bien . . . jusqu' ici tout va bien», bis hierher ging alles gut, erzählt ein Charakter im Film «La Haine» die Geschichte eines Mannes, der von einem fünfzigstöckigen Gebäude fällt, «doch das Wichtige ist nicht der Fall. Es ist die Landung.» Ich empfehle den Film über eine französische Banlieue von 1995, nebenbei erwähnt.

Wer hat schon einen Berufs- beziehungsweise Lebensplan für die nächsten fünfzehn, zwanzig Jahre, zu dem einem Karriere-Coaches raten? «Planen ist für die Armen», sagte der amerikanische Filmproduzent Robert Evans – und hatte wahrscheinlich recht damit. Vielleicht auch deshalb tat ich es. Und es kam dann anders.

Während zwölf oder so Jahren brachte ich Zeitschriften heraus, war verantwortlich für *supplements*, wie man sagt – etwa für das *WW Magazin*, das mehrmals jährlich der *Weltwoche* beiliegt – und ein paar sogenannte Kundenmagazine von Firmen, die mittels solcher Hefte Immobilien, Hosen, Vermögensverwaltungsdienste et cetera verkaufen wollen. Meine Freiheit war zu dieser Zeit ein bisschen bescheidener, dafür waren meine Rechnungen ein wenig unbescheidener (aber natürlich nicht Grossbankmanager-unbescheiden).

Ende der 2010er Jahre war's damit vorbei, die Firmen stellten ihre Magazine ein oder gingen damit zu Verlagen. Und diese haben dafür Leute, die sie ohnehin schon bezahlen, «unfreie Journalisten», wenn man so will.

Seither bin ich über den Wolken, wo die Freiheit wohl grenzenlos sein muss. Reinhard Mey wusste schon, wovon er sang. Er war schliess-

*«Doch das Wichtige ist nicht der Fall. Es ist die Landung.»*

lich auch frei, ein schreibender Sänger halt oder ein singender Schreiber. Aber egal, der Entwurf ist vergleichbar.

Damit wir uns richtig verstehen: Ich klage nicht. Ich staune stattdessen. Darüber, dass es kam, wie ich es mir wünschte. Weshalb ich eingangs sagte, pass auf, was du dir wünschst – es könnte in Erfüllung gehen. Und über Jean-Paul Sartres Scharfsichtigkeit: «Der Mensch ist dazu verurteilt, frei zu sein.»

Freiheit ist ein hohes Gut, keine Frage. Bloss anstrengend ab und zu – schliesslich könnte

der Freie im Grunde jeden Tag ein Meisterwerk schaffen, sein «Like a Rolling Stone» oder «Purple Rain». Ist ja keiner da, der ihn davon abhält, sein eigenes Ding umzusetzen (und auch keiner, dem man die Schuld geben kann, wenn man's nicht tut).

Apropos eigenes Ding: «The trouble with your own thing is/You end up on your own.» Das Problem damit ist, am Schluss bist du allein. Fast Sartre-mässig erkannt von The Beta Band, vier Schottenrockern, die ihre Gruppe auflösten, leider. Und den Entscheid so begründeten: zu viel Freiheit, zu wenig Erfolg.



## UNTEN DURCH

### Deutsche Beamte

Linus Reichlin

Ich kann nunmehr Beweise dafür vorlegen, dass ein und derselbe Amtsvorgang in Deutschland zwanzig Mal länger dauert als in der Schweiz. Dies gilt für alle Amtsvorgänge, gleich welcher Art. Man könnte zum Beispiel an irgendein Amt in Deutschland eine Mail verschicken, in der man schreibt: «Der erste Beamte, der mir auf diese Mail binnen sechzig Tagen persönlich antwortet, bekommt von mir eine Million.» Dazu müsste man die Million gar nicht besitzen, denn es besteht nicht das geringste Risiko, dass tatsächlich ein deutscher Beamter binnen sechzig Tagen antwortet. In der Stadt Berlin gibt es sogar Amtsvorgänge, die grundsätzlich gar nicht mehr abgewickelt werden, weder in sechzig noch in 600 Tagen.

Das ist keine böse Absicht. Es besteht auf den Berliner Ämtern durchaus der Wille, die Vorgänge zu erledigen: «Im Augenblick sind keine Termine frei. Wir werden Sie informieren, sobald erneut keine Termine frei sind.» Und wo ein Wille ist, ist auch auf Berliner Ämtern ein

Weg. Doch niemand, der ihn betreten hat, ist je wieder gesehen worden. Man kann es mit einem Dschungel vergleichen: Zwischen Konstanz im Süden und Flensburg im Norden erstreckt sich ein unerforschtes Dickicht aus von Lianen überwucherten Beamtenbüros. Will man als Bürger zu einem dieser Büros durchdringen, braucht man Proviant für mehrere Jahre (z.B. bei einem Baugesuch) und man darf unterwegs keine kräfteeraubenden Hassgefühle auf die niedrige Korruptionsrate der Bundesrepublik entwickeln. Obwohl man mal ehrlich sagen muss, dass korrupte Beamte wenigstens erreichbar sind. Was nützt einem ein nicht korrupter Beamter, der auf Mails nicht antwortet und nicht ans Telefon geht? Ein solcher Beamter hat für den Bürger den Wert einer toten Ente. Ein korrupter Beamter hingegen erleichtert einem das Leben in einer Weise wie sonst nur Alkohol. Eine Bewilligung, die sonst monatelang unbearbeitet geblieben wäre, ist binnen eines Tages mit dem Stempel versehen, wenn Korruption im Spiel ist. Korrupte Beamte – das weiss ich aus Südamerika – sind ausserdem in der Regel freundlich. Sollte hingegen einmal, etwa wegen einer amtsinternen Panne, ein deutscher Beamter irrtümlich den Hörer abheben, wenn ein Bürger anruft, so kriegt dieser Bürger zu hören: «Dafür bin ich nicht zuständig! Haben Sie kein Internet? Da steht doch alles, guten Tag!»

Als ich kürzlich einmal mit einem Schweizer Amt telefonierte, erschrak ich, als die Beamtin sagte: «Grüezi, was kann ich für Sie tun?» Ich dachte: «Gütiger Gott, was ist denn mit der los?» Die Schweizer Beamten sind nicht korrupt und dennoch erreichbar. Sie vereinen also in sich die Vorteile nicht korrupter und korrupter Beamter. Sie sind gleichzeitig die Spitze und das Ende der Entwicklung der Bürokratie seit den Tagen der ersten mesopotamischen Zivilisationen. Die deutschen Beamten hingegen sind nur das Ende: das Ende deutscher Zuverlässigkeit. Das Ende deutscher Effizienz. Man stelle sich hundert deutsche Beamte in einem deutschen Intercityzug vor: Das ergibt eine toxische Mischung von Verspätung und latenter Pendenz. Das eine kommt nicht an, und das andere kommt nicht vorwärts. Wo soll das noch enden?

«Künstliche Intelligenz», sagte mein Freund Bruno, als ich es ihm erzählte. Er sagte, fast alle Amtsvorgänge liessen sich digitalisieren, und dann gehe das zack, zack! «Ja, eben», sagte ich,

«deshalb ist ja in Deutschland die Skepsis gegenüber der Digitalisierung so weit verbreitet.» Vor fünfzig Jahren wollten die Deutschen noch zack, zack alles erledigen. Aber heute wollen sie erst mal Bodenproben nehmen, bevor sie einen Schritt weitergehen. Aber die Bodenprobe muss natürlich erst mal amtlich genehmigt werden. Und so schliesst sich der Kreis gar fürchterlich, um es mit Schiller zu sagen.



## FRAUEN

### Daisy May Cooper, Schmerzhaft

Julie Burchill

Wenn wir Britinnen und Briten auf eines stolz sind, dann auf unseren Humor. Egal, was uns in Sachen Klima oder *cuisine* abgehen mag – immer konnten wir auf unsere komische Begabung hinweisen. In den letzten Jahren ist das Land, das Charles Chaplin und John Cleese hervorgebracht hat, in Sachen Komik allerdings kastriert worden: Vor klassischen Comedy-Programmen kommen Trigger-Warnungen; und es gibt eine neue Generation vom Staatssender angestellter schmerzhaft langweiliger Spassmacher, die auf die gleiche Weise komisch sind, wie Untote lebendig sind. Das hat Komödiantinnen besonders geschadet, denn im Zeichen von Wokeness und #BeKind wird gefordert, dass Frauen nett sein sollen – und Nettigkeit ist der Tod der Komik.

Zum guten Unglück gibt es Daisy May Cooper. Sie erhielt 2018 den Bafta für die beste komödiantische Leistung in einer Fernsehserie, nämlich «This Country», deren Co-Autorin sie auch ist, und seither ist sie der Joker unter den britischen Komödiantinnen. Uns Briten ist immer eine wirklich komische Frau aufs Mal «erlaubt» – die letzte war Phoebe Waller-Bridge. Doch im Gegensatz zu dieser und den privilegierten *nepo babies*, die gegenwärtig das

englische Showbusiness kolonisieren, ist Cooper eine Frau aus dem Volk, die in ländlicher Armut aufgewachsen ist und nach ihrer Ausbildung als Schauspielerin «Myriaden schlecht bezahlter, undankbarer Jobs» gehabt hat.

Sie, die nie hübsch gewesen ist, kann je nachdem hässlich oder schön aussehen. Ihr ausserordentlich ausdrucksstarkes Gesicht wirkt wie eine Verschmelzung der Masken, die Komödie und Tragödie darstellen. In einer Zeit, in der von Entertainerinnen gefordert wird, sie hätten «bescheiden» zu sein, benutzt sie ihren Ruhm wie eine Stripperin die Pole-Dance-Stange, zieht gleichsam ihren Schlüpfer aus und schmeisst ihn dem guten Geschmack ins Gesicht. Lange mokierte man sich darüber, dass sie mit ihrem Freund aus Zeiten vor ihrer Berühmtheit verheiratet und mit ihrem Dicksein zufrieden sei. Doch mittlerweile ist sie sowohl den Mann als auch einen Drittel ihres Körpergewichts losgeworden.

In ihrer neusten Serie, «Am I Being Unreasonable?», geht es dermassen direkt und schmerzhaft komisch zu, dass ich sie nur allein zu schauen wage – aus Angst, ich könnte mich durch meine Begeisterungsschreie verraten. Unterdessen heisst es gerüchteweise, Cooper sei im nächsten James-Bond-Film für die Rolle von M vorgesehen, als Nachfolgerin von Judi Dench. Und Phoebe Waller-Bridge hatte am letzten mitgeschrieben. Wie kommt es, dass so originelle und kratzbürstige Frauen sich von einer so bedeutungsleeren Maschine vereinnahmen lassen? Rebellen zu nationalem Kulturgut zu erklären, ist eine sehr britische Vorgehensweise, um die Betreffenden zu entschärfen. Ich hoffe, Daisy May Cooper gelingt es, noch möglichst lange die Unangenehme vom Dienst zu spielen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

## Passbüro

**Passbeamter:** Wählen Sie bitte ein Geschlecht.

**Immigrant:** Was empfehlen Sie?

**Passbeamter:** So jung, wie Sie aussehen, würde ich «weiblich» wählen, dann müssen Sie keinen Militärdienst leisten, können dank der Frauenquote Karriere beim Bund machen und werden erst noch früher pensioniert.

**Immigrant:** Gut, dann nehme ich «weiblich».

**Passbeamter:** Name?

**Immigrant:** Kann ich wählen?

**Passbeamter:** Bei Ihrem Akzent empfehlen wir einen typischen Schweizer Namen.

**Immigrant:** Wieso?

**Passbeamter:** Ach, nur so wegen der Kriminalstatistik.

**Immigrant:** Dann wählen Sie bitte für mich.

**Passbeamter:** Wären Sie einverstanden mit «Vreneli Guggisberg»? Sollten Ihnen Name und Geschlecht nicht gefallen, können Sie diese jederzeit wieder ändern.

**Immigrant:** Und wenn ich kriminell werde?

**Passbeamter:** Dann empfiehlt es sich sogar. Jahrgang?

**Immigrant:** Kann ich wählen?

**Passbeamter:** Natürlich.

**Immigrant:** Was empfehlen Sie?

**Passbeamter:** Je älter Sie sind, desto früher gehen Sie in Rente.

**Immigrant:** Wie hoch ist das Rentenalter?

**Passbeamter:** Für Frauen 64 Jahre.

**Immigrant:** Dann nehme ich Jahrgang 1959.

**Passbeamter:** Rechnen können Sie offensichtlich. Sind Sie Schweizer Bürger?

**Immigrant:** Nein.

**Passbeamter:** Gut, dann wählen Sie bitte eine Nationalität.

**Immigrant:** Schweizer.

**Passbeamter:** Gratuliere! Hier ist Ihr neuer Pass.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Hotel aus dem 3-D-Drucker

Im Wüstengelände von Texas entsteht das Boutique-Resort einer neuen Dimension.



*Schneller und hipper:* Visualisierung der Hotelanlage in Marfa.

Manchmal findet Innovation an Orten statt, wo man sie nicht gleich erwarten würde. Mitten im texanischen Teil der Chihuahuawüste, hundert Kilometer vom Rio Grande und von Mexico entfernt, soll ein Hotel aus dem 3-D-Drucker die Gegend bald zum Blühen bringen. Entworfen hat das aufsehenerregende Projekt die Bjarke Ingels Group. Der Däne Bjarke Ingels ist ein weltweit gefragter Hipster-Baumeister; in der Schweiz hat er beispielsweise das raffinierte, letztes Jahr eröffnete «Hôtel des Horlogers» im jurassischen Le Brassus ausgeheckt.

Die drängendste Frage ist, wie das überhaupt geht: ein Haus, ein Hotel aus dem 3-D-Drucker? So: Auf dem Grundstück, auf dem das Gebäude entstehen soll, wird eine Konstruktion aus Stahlbalken errichtet, an denen eine Spritzvorrichtung hängt. Diese verteilt ein Betongemisch Lage für Lage dort, wo die Wände stehen sollen. Die Anlage kann so programmiert werden, dass sie an Stellen, an denen beispielsweise Steckdosen geplant sind, Löcher hinterlässt. Der Mensch muss sich anschliessend einfach noch um die Isolierung, die Fenster, Türen und die Installation aller mechanischen, elektrischen und sanitären Anlagen

kümmern. Diese Methode hat entscheidende Vorteile: Sie baut viel schneller, kann die kompliziertesten Wölbungen und Krümmungen im Handumdrehen formen und verbraucht, wie es heisst, bis zu 70 Prozent weniger Beton. Eine solche häuserspuckende Maschine kostet zwischen 350 000 und 500 000 Franken. Grenzen sind dieser Bauweise vor allem gegen oben gesetzt, weil der «Drucker», also die Betonverteilanlage, die ganze Fläche des Gebäudes auf einmal abdecken muss. Auf dem 25 Hektar grossen Wüstengelände bei Marfa, in der Nähe von Donald Judds Künstlermuseum, wo das weltweit erste 3-D-Drucker-Resort nächstes Jahr eröffnet werden soll, sind deshalb auch eher kleinere Räumlichkeiten und Gästewohnungen in verschiedenen Formen geplant.

Als Mastermind hinter dem Projekt steht die bekannte texanische Hotelunternehmerin Liz Lambert. Die Rancher-Tochter und Geisteswissenschaftlerin, auch «Königin der Coolness» genannt, hat in den letzten zwanzig Jahren Teile der benachbarten Stadt Austin zum begehrten Treffpunkt der amerikanischen und europäischen Kulturschickeria umgebaut. Sie gilt auch als Erfinderin des Glampings.

# Ihr Immobilientraum?

[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

## aktuell im Verkauf

**3** Rebweg  
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-  
6½ Zi. Doppel-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)

**5** Trottenacker  
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)

**6** Vistadelsole  
8370 Sirnach



CHF 727'000.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 52 338 07 09  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)

**12** Schlossblick  
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-  
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 44 316 13 42  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

**14** Glattwies  
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-  
4½-Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 87  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)

**16** Vistacasa  
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-  
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)

**18** Schmiedgass  
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnung  
+41 55 610 47 46  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)

**20** Tre Fiori  
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-  
7½-Zi. Reihen-EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.tre-fiori.ch](http://www.tre-fiori.ch)

**22** Solevista  
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 42  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

**23** Dreieckspitz  
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert  
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.dreieckspitz.ch](http://www.dreieckspitz.ch)

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch)  
+41 52 235 80 00



## Projektankündigungen

**1** am Goldenberg  
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amgoldenberg.ch](http://www.amgoldenberg.ch)

**2** Römergarten  
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**4** Projektankündigung  
8311 Brütten



Marktauftritt demnächst!  
4½ Zi. Reihen-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**6** Duovivo  
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.duovivo.ch](http://www.duovivo.ch)

**7** Uetliblick  
8136 Thalwil-Gattikon



Marktauftritt demnächst!  
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.uetliblick-gattikon.ch](http://www.uetliblick-gattikon.ch)

**9** Chridlerpark  
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!  
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)

**10** am Zentrum  
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amzentrum.ch](http://www.amzentrum.ch)

**11** am Eichacher  
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.ameichacher.ch](http://www.ameichacher.ch)

**13** Soley  
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)

**15** Puro Vivere  
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's  
+41 55 610 47 46  
[www.purovivere.ch](http://www.purovivere.ch)

**17** inside  
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**19** Projektankündigung  
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilienraum.info](http://www.immobilienraum.info)

**21** Grastal  
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.grastal.ch](http://www.grastal.ch)

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



[padelarena.ch](http://padelarena.ch)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

Zürcherstrasse 124  
8406 Winterthur



## Hinter dem Zürcher Opernhaus

«Silk Lounge» im Hotel Ambassador,  
Falkenstrasse 6, 8008 Zürich, Tel. 044 258 98 98

Für längere Zeit war das Restaurant im Hotel «Ambassador» hinter dem Opernhaus in Zürich im Umbruch. Es gehört zur «Sammlung» von kleinen und mittleren Hotels von Alfred Meili. Seit ein paar Wochen ist es nun wieder offen, und es präsentiert sich als Lounge und Bar unter dem Namen «Silk»: Die Seide soll einerseits an die Ursprünge des Textilhandels in Zürich erinnern, andererseits aber auch an die mit dem Seidenhandel verbundenen internationalen Beziehungen bis nach Asien. In der kleinen und feinen Speisekarte der «Silk Lounge» finden auch diese geografischen Assoziationen ihr Echo. Das früher mit der barock-üppigen Pracht der nahegelegenen Oper ausgemalte Lokal ist nüchterner und zeitgemässer, aber auch etwas kühler



geworden. Man kann hier aus je einer Liste mit kalten und warmen Speisen eine persönliche Abfolge von eher klein gehaltenen Gerichten bestellen. Auf die Frage, ob man nach der Oper noch hier essen könne, erhielten wir zwar eine positive Antwort; angesichts der Tatsache, dass die Küche am Wochenende bis 23 und an den Wochentagen nur bis 22 Uhr offen ist, empfiehlt sich bei Wagner wohl eher eine vorgängige Verpflegung. Man kann hier allerdings von 7 bis 16 Uhr frühstücken. Zudem bietet das Haus mit

dem «Cocoon» eine *executive lounge* für Sitzungen und Essen mit bis zu zwölf Personen und auf dem Dach die Rooftop-Terrasse «The View».

Die Häppchen in der «Silk Lounge» sind vielfältig, spannend und meist aromatisch überzeugend. Etwa ein Rindstatar mit Essiggemüse – auch mit Kaviar erhältlich – oder ein asiatischer Entensalat: zwei Boulettes, auch sie von eingelegtem Gemüse und Kohlsalat begleitet. Sehr leicht waren eine Tartelette mit Federkohl und einem kleinen grillierten Pulpo-Tentakel mit spanischer Peperoni sowie ein frittiertes Eglifilet ganz in einen knusprigen Mantel gehüllt und ebenfalls von eingelegtem, sehr aromatischem Gemüse begleitet. Und nicht zu vergessen: ein Burger vom Wagyu-Rind mit grilliertem Lattich, von dem wir gleich zwei bestellen mussten. Das «Ambassador» gehört zu den «Small Luxury Hotels» – und genau so fühlt sich auch das Essen in der Lounge an.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Ein Weissier im Fortissimo

Bodegas Tridente: Malvasia Centenaria.  
Vino de la Terra di Castilla y Leon 2020. 14%.  
Globalwine, Zürich. Fr. 28.50.  
www.globalwine.ch

Die Bodegas Tridente, 2008 gegründet von der Familie Gil, ist im kleinen Ort Villanueva del Campeán beheimatet (etwa fünfzig Kilometer südlich von Zamora, im Herzen von Castilla y León auf dem nördlichen spanischen Zentralplateau). Hartes kontinentales Klima, glühende Sommer, klirrende Winter, karge Böden: ein Terroir als Herausforderung. Freilich gilt auch für die Rebe Friedrich Nietzsches Diktum: Was sie nicht umbringt, macht sie stark. Aus extremen Lagen kommen mächtige Weine – zumindest mitunter und wenn der Winzer die Natur nicht dämpft.

So konnten wir schon vor den Zeiten der Bodegas Tridente den Tempranillo-Superlativ Rejon vorstellen, dem bei aller Wucht und Power seine 16 Prozent Alkohol kaum anzumerken waren. Die neuseeländische Önologin Amy Hopkinson, technische Leiterin der Tridente, hat eine Vorliebe für



Tonlagen, die dem Weinbau ihrer Heimat, berühmt für subtile Sauvignons blancs und finessenreiche Pinots noirs, schlicht unmöglich sind. Ihre Weine erschallen durchaus differenziert, aber gern im Fortissimo. Was, so sorgfältig orchestriert, durchaus auch den Freund önologischer Kammermusik erfreut. So erstaunt es nicht, dass Mrs Hopkins neuerdings auch ein Weisswein zu verdanken ist, der wie ein strahlendes Sopransaxofon in die wohltemperierte Aquarelllandschaft unserer Chasselas-Gewohnheiten fährt; ein Wein mit Intensität, Bauch und Körper.

Die Malvasia ist eine alte, auf einen griechisch-asiatischen Ursprung verweisende Traube, die so vielseitig und genetisch aufgefächert ist, dass nur mehr von entfernten Bekannten (und gemischten Gefühlen) die

Rede sein kann: weisse Weine, rosa, sogar rote Weine. Trockene Weine, Süssweine. Vor allem Letzteres blieb am Sammelbegriff Malvasia (französisch Malvoisie, deutsch Malvasier) kleben, an (z.T. vorzüglichen) Dessertweinen, unter anderem toskanischen Vini santi und Gewächsen von den Inseln (Lipari, Lanzarote, Mallorca).

Der Malvasia Centenaria von Tridente ist trocken, aber enorm körperreich und mit 14 Prozent durchaus in Mrs Hopkins' genanntem Fortissimo angestimmt. Er stammt aus einem alten Weinberg (El Beruenco), einer der vierzig Parzellen, in die sich die ganzen 63 Hektar des Betriebs aufteilen (eine Fläche, die das Attribut «Boutique Winery», das gelegentlich fällt, zunächst etwas merkwürdig erscheinen lässt). Dieser erstaunliche Weisswein hat eine sehr üppige Aromatik (Zitrusfrüchte, grüne und gelbe Äpfel, Pfirsich, Mandel- und Nussaromen; ein Wirbel von Blütendüften, darunter Orangen). Bei aller Fruchtsüsse (nicht zu verwechseln mit Restzucker) und sehr zurückhaltender Säure schafft eine markante Würze viel Struktur. Nicht zu warm trinken!



# Durchs wilde Portugal

Mit dem EQE SUV bringt Mercedes ein Langstreckenfahrzeug mit allen Vorteilen der Elektromobilität auf den Markt.



Mit der Elektrifizierung des Automobilverkehrs geht gleichzeitig seine Politisierung einher, es ist leider fast unmöglich, das eine oder das andere unbeschwert zu haben. Das ist ein wenig schade, denn bei allen berechtigten Zweifeln am Sinn und an der Realisierbarkeit der angestrebten vollflächigen Strom-statt-Benzin-Politik ist aus Sicht des unbelasteten Fahrers ein E-Auto eine sehr feine Art, längere Strecken zurückzulegen.

Letzte Woche war ich Gast des Automobilherstellers Mercedes-Benz, der in der Gegend um Lissabon den Medien sein neues Modell EQE SUV vorstellte. Das grosszügige, aber nicht übergrosse Fahrzeug wird, wie bisher schon die Modelle EQE, EQS und EQS SUV, auf der neuen, reinen Elektroplattform von Mercedes gebaut und ist ein gutes Beispiel für die Annehmlichkeiten einer Technologie, die Mühelosigkeit und Ruhe zu einem aussergewöhnlichen Fahrerlebnis zu verbinden vermag.

Eine Besonderheit ist beispielsweise die ausgefeilte Aerodynamik, die in einem für SUV ausgesprochen vorteilhaften Luftwiderstand von 0,25 cW resultiert. Sie wird erreicht durch einen konsequenten *form follows function*-Ansatz mit fließenden Karosserielinien und vielen kleinen, unscheinbaren Massnahmen. So leitet ein fast nicht wahrnehmbarer Spoiler die Luft um die Radkästen herum, was alleine für dreissig Kilometer mehr Reichweite sorgt. Eine Neuheit ist zudem eine Kupplung, welche die Vorderachse in Millisekunden von der Hinterachse trennt und das Auto – je nach erkannter

Fahrsituation – nur über die hinteren Räder antreibt, um es noch effizienter zu machen. Reichweiten von bis zu 551 Kilometer sind so mit dem EQE SUV 350 4matic möglich.

Manche Fähigkeiten des Fahrzeugs wie die hochpräzise Navigation, welche einen sogar vor Strassenschwellen warnt, oder die intelligente Rekuperation, die wie eine Art eingebauter Buchhalter für den sorgsam Umgang mit den Energiereserven funktioniert, sind ausserdem Zeichen einer Liebe zum technischen Detail.

Durch die wilde Landschaft, die sich hinter der Atlantikküste bei Talefe Richtung des Landesinneren auftut, ist der Wagen ein ideales Reisemedium. Lautlos und souverän fährt sich das rund 4,8 Meter lange SUV auch durch enge Landsträsschen, eine Hinterachslenkung nimmt auch engen Kurven ihren Schrecken, und die fast völlige Abwesenheit von durch das Auto erzeugten Motoren-, Roll- oder Windgeräuschen schärft die Wahrnehmung für eine üppige grüne Landschaft, die vor lauter Freude am Wachstum schier zu platzen scheint. Dies ist, im tieferen Sinne, tatsächlich umweltfreundliche Mobilität von ihrer besten Seite.

#### EQE 350 4matic SUV

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 215 kW / 292 PS; max. Drehmoment: 765 Nm; Lithium-Batterie: 90,6 kWh (netto); Ladeleistung (DC): 170 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Reichweite (WLTP): max. 551 km; Verbrauch: 22,4 kWh / 100 km; Preis: ab Fr. 106 800.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Zur springenden Stund'

UR-CC1 Black Cobra von Urwerk  
Erwarteter Erlös: ca. 230 000 Franken

Die Fans dieser Genfer Uhrenmarke sind fast so aussergewöhnlich wie die Technik, die sich in den Urwerk-Gehäusen verbirgt. Vom Design ganz zu schweigen. Die Fans heissen Robert Downey Jr., Herbert Grönemeyer oder Wladimir Putin. In diesen Tagen versteigert das Auktionshaus Sotheby's unter der Affiche «Important Watches» eine UR-CC1 Black Cobra von Urwerk. Die augenfälligsten Merkmale dieser Uhr: springende Stunden und rückläufige Minuten. Die Zeit verstreiche «schlangengleich linear», wie der Hersteller schreibt. Was für das normal tickende Hirn und die darin gespeicherten Sehgewohnheiten des Betrachters bereits zu kleineren Irritationen führen kann, bedeutete für die Entwickler dieses Uhrwerks eine grössere Herausforderung. Drei Jahre dauerte die knifflige Arbeit, und es erforderte rund ein Dutzend Prototypen, bis die Black Cobra verkaufsbereit war. Das erste Modell kam 2010 auf den Markt, die Uhr, die nun veräussert wird, datiere von zirka 2018, wie Sotheby's schreibt. Sie ist 53,9 mm lang, 42,6 mm breit und 15,4 mm hoch.

Urwerk ist eine von Thomas Baumgartner und Martin Frei 1997 gegründete Manufaktur im Bereich der Haute Horlogerie. Mit ihren aussergewöhnlichen Uhren verbinden die beiden traditionellen Handwerk mit futuristischen Visionen. Bei der Auktion in Hongkong verspricht man sich einen Erlös von bis zu 230 000 Franken.

Benjamin Bögli



**Elegant:** Schauspielerin Heidi Maria Glössner, Partner Adrian Strauss.



**Gute Stimmung:** Ex-Turner Lucas Fischer und Stylist Clifford Lilley.



**Mittendrin:** Pegasus-Sänger Noah Veraguth, Komiker Charles Nguela.



**Wohl bekomm's:** Sepp Trütsch, Tochter Angela mit Partner Daniel Bretscher.



**Ausgezeichnet:** Moderatorinnen Tanya König (links) und Jennifer Bosshard mit Hauptsieger «Gesicht des Jahres» David Constantin («Tschugger»).

## BEI DEN LEUTEN

# Festlaune am Leutschenbach

Über 200 Gäste versammelten sich zu den «G & G»-Awards im Zürcher Fernsehstudio.

André Häfliger

**C**harmant führten die «G & G»-Moderatorinnen **Jennifer Bosshard** und **Tanya König** durch den Abend. Das Team von «Geschichten & Gesichter» (früher «Glanz & Gloria») um Leiterin **Paola Bianson** leistete ganze Arbeit. «Gastfreundschaft wird hier stets grossgeschrieben», attestierte Sänger **Peter Reber**. Entertainerin **Monika Kaelin** und Ländler-Idol **Sepp Trütsch** doppelten nach: «Man fühlt sich hier immer sehr wohl.»

Am meisten Emotionen löste die Ehrung von **Emil Steinberger** in der Kategorie «Dauerbrenner» aus. Am neunzigjährigen Luzerner führte in der Showszene auch 2022 kein Weg vorbei. Seit über fünfzig Jahren steht der Kabarett-Star auf den europäischen Bühnen. Steinberger: «Jede Ehrung ist eine Freude.»

In der Hauptkategorie «Gesicht des Jahres» ging der Blumenstraus an **David Constantin**. Als Regisseur und Hauptdarsteller der Polizeikomödie «Tschugger» hat der Walliser einen Coup gelandet. Sogar ausländische Medien loben die klamaukige Serie. Constantin: «Das alles ist überwältigend.»

Gross war die Freude auch bei den übrigen Geehrten. «Ich bin hin und weg. Heute ist für mich Weihnachten und Ostern zusammen», strahlte Schauspielerin **Esther Gemsch**, die als «Mutmacherin des Jahres» ausgezeichnet wurde. «Brückenbauer des Jahres»: Die Musiker **Bligg** und **Marc Sway**, die im Wallis mit ihrem Pfadisong «Berge versetze» 30 000 Pfadfinderinnen und Pfadfinder am grössten Bundeslager der Geschichte begeisterten. Sieger der Kategorie «Überflieger» wurde Modedesigner **Yannik Zamboni** (Label «maison blanche»). In Amerika gewann der Basler in **Heidi Klums** TV-Show «Making the Cut». Für Divertimento-Komiker **Manuel Burkart** war klar: «Alle Geehrten haben ihren Preis redlich verdient.» Unternehmer **Hans «Hausi» Leutenegger**: «An diese Awards komme ich immer wieder gerne.» Und «Arena»-Moderator **Sandro Brotz** sagte kurz und bündig: «Gut, dass es diese Awards gibt!»

Die Gewinnerinnen und Gewinner wurden durch die «G & G»-Redaktion sowie die beiden Redaktionen der «G & G-Awards»-Medienpartner **Tele** und **Glückspost** bestimmt.



**Unzertrennlich:**  
Kabarettist Emil Steinberger, Ehefrau Niccel.



**Walliser Quartett:**  
Chantal und Rainer Maria Salzgeber, Tochter Cloé, Skistar Ramon Zenhäusern.



**Starkes Trio:**  
Eveline Suter, Monika Kaelin, Anita Buri.



**Verliebt wie am ersten Tag:** Komiker Manuel Burkart, Ehefrau Michèle.



**SRF-Talkstars:** Barbara Lüthi («Club») und Sandro Brotz («Arena»).



**Strahlend im Fernsehstudio:**  
Model Sara Leutenegger, Sänger Eidgenoss.



**Im Gespräch:** «Das Zelt»-Chefin Cathrine Steiner, Unternehmer Hans Leutenegger.

# Verhässlichung der Welt



*Kitsch ist ein bestimmtes Mass an Zuviel: neues New-York-Logo.*

Der ikonische Wert von Zeichen und Bildern lässt sich daran bemessen, ob sie reproduziert, abgewandelt, zweckentfremdet werden und Niederschlag in der Popkultur finden. Der berühmte Schriftzug «I love NY» wurde in den siebziger Jahren von Milton Glaser entworfen. Das Zeichen ist die grafische Essenz der Metropole, und es wird global referenziert. Sein Design ist perfekt, weil nichts

weggelassen werden kann. Die ausladende American-Typewriter-Schrift verleiht dem Logo einen festen, aber dennoch vibrierenden Stand. Das rote Herz war vorausschauend für den «flat logo»-Trend, wie er heute für die grossen Marken mustergültig ist. New York hat dieser Tage ein neues Logo lanciert: Aus «I love NY» wurde «We love NYC». Gesetzt in der Helvetica, angeblich als Verweis auf die

U-Bahn-Beschriftung. Die Absicht ist klar: inklusiver in der Aussage, moderner in der Ausstrahlung. Einen Klassiker zu aktualisieren, ist allerdings eine grosse Aufgabe. Diese Lösung wirkt vor allem vulgär, denkfaul und reichlich anmassend.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, ist für die woke Feministin die hingebungsvolle Missionarsstellung noch zeitgemäss?* F. S., Zürich

Da frage ich mich doch tatsächlich, wie diese Frage gemeint ist. Als Provokation in Richtung der Woke-Feministinnen? Oder aus eigener Unsicherheit und Neugier? Zu Ersterem gibt es nichts weiter zu sagen. Bei Letzterem empfehle ich das persönliche Gespräch mit dem Gegenüber. Das ist bei Neugier oder Unsicherheit immer eine Idee, die sich bewährt hat. Sexuelle No-Gos klar abzustecken und die Grenzen des Partners oder der Partnerin zu kennen, ist hilfreich und lässt Freiheit in klar definierten Grenzen leben. Einen gemeinsamen Konsens darüber zu finden, was im Bett geht und was nicht, ist auf jeden Fall sehr woke.

Zurück zur eigentlichen Frage: Sie impliziert, dass bestimmte Stellungen oder sexuel-



le Handlungen etwas mit meiner politischen Gesinnung, irgendeiner Ideologie oder meiner Persönlichkeitsstruktur zu tun haben müssen. Und dem ist nicht so. Es gibt viele Menschen, die das Spiel mit Dominanz und Unterwerfung gerne spielen und an sadomasochistischen Praktiken Freude haben. Das bedeutet jedoch nicht, dass es auch in ihrer Beziehung ein Machtgefälle gibt oder sie in ihrem Alltag gerne andere Menschen quälen. Genauso gibt es Menschen, denen Oralverkehr unheimlich ist.

Sie glauben, dass sich zum Beispiel die Frau dem Mann unterwirft, wenn sie ihn oral befriedigt, doch warum sollte das so sein? Wer so denkt, vermischt in seinem Kopf Welten, die nichts miteinander zu tun haben.

Egal, ob ich unten oder oben liege, gerne oral befriedige oder befriedigt werde: Jede sexuelle Handlung ist dann okay, wenn sie im Einvernehmen aller Beteiligten stattfindet und einen Lustgewinn bringt. Die woke Feministin darf sich also fragen, ob ihr die Missionarsstellung Freude macht. Immer dort, wo wir uns hingeben, experimentieren, miteinander spielen, Spass haben und uns in verschiedenen Rollen ausprobieren, leben wir eine gesunde Sexualität. Eine, die ziemlich zeitgemäss ist und hoffentlich niemals aus der Mode kommt.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

# Martin Sonderegger

Der langjährige Rüstungschef geht im Spätsommer in Pension und verlässt seinen Traumjob. Die Beschaffung des Kampffjets F-35 war das wichtigste Geschäft in seiner Amtszeit.

Per Ende August gehen beim Bundesamt für Rüstung (Armasuisse) eine lange Ära und eine grosse Karriere zu Ende. Martin Sonderegger, seit 2015 Rüstungschef und Vorgesetzter von über 900 Personen, wird dann ordentlich pensioniert, nachdem er insgesamt 36 Jahre für den Bund gearbeitet hat. Der noch 64-jährige Berner blickt im Gespräch zufrieden und dankbar auf eine Zeit zurück, die er als «positiv, abwechslungsreich und spannend» erlebt hat. «Ich möchte keinen Tag missen», sagt der gelernte Ingenieur über seinen Traumjob. Dazu gehören unter anderem die Entwicklung, Evaluation, Beschaffung und Entsorgung von Systemen und Material der Armee. Aber auch die Planung und Beschaffung von Immobilien des Eidgenössischen Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS).

## Drei Bundesräte als Vorgesetzte

Einst musste der Oberst im Generalstab a. D. den Arbeitgeber wechseln, um seine Militärkarriere fortsetzen zu können. So kam er zum Bund und fand seine Bestimmung. Dass sich Beruf und Militär problemlos vereinbaren lassen, steht für ihn ausser Frage. «Wer in der Armee weitermacht, kommt nach wie vor schon in jungen Jahren in den Genuss einer guten Führungsschulung und lernt, mit verschiedenen Menschen umzugehen, was auch im zivilen Leben wertvoll ist.» In seiner Zeit als Rüstungschef hatte es Sonderegger mit drei Bundesräten als Vorgesetzten zu tun: Ueli Maurer und Guy Parmelin (beide SVP) sowie Viola Amherd (Mitte). «Die Zusammenarbeit war mit allen stets angenehm und respektvoll, die Kommunikation war immer offen und transparent», erklärt er. Die Unterschiede hätten keineswegs beim Geschlecht gelegen, sondern bei der Person und beim Führungsstil.

In Erinnerung bleiben Sonderegger vor allem tolle Erlebnisse mit Mitarbeitern im zwischenmenschlichen Bereich, aber auch die jährliche Erstellung des Budgets für die zivile Organisation innerhalb des VBS und des Rüstungsprogramms. «Uns wurde viel Wohlwollen und Verständnis seitens der Politik entgegengebracht.» Ein



«Gute Führungsschulung»: Armasuisse-Chef Sonderegger.

Dauerthema sei das Fahrzeug Duro gewesen, auch die Aufklärungsdrohne habe hohe Wellen geschlagen. Als Highlight kann aber sicherlich die Vertragsunterzeichnung für die Bestellung des Kampfflugzeugs F-35 bezeichnet werden. «Letztmals konnte einer meiner Vorgänger als Rüstungschef vor dreissig Jahren einen Kampffjet bestellen», sagt er. Das war damals der F/A-18.

Wie wichtig solche Beschaffungen seien, zeige gerade der Krieg in der Ukraine, den er aufs schärfste verurteilt. Die Armasuisse habe die Auswirkungen in Form von unterbrochenen Lieferketten und von Anfragen zu obsoletem Kriegsmaterial zu spüren bekommen. Seinem Nachfolger Urs Loher wünscht der scheidende

Rüstungschef spannende Herausforderungen und viel Freude in seinem neuen Amt.

Grosse Pläne hat er für den neuen Lebensabschnitt nicht. «Ich freue mich auf eine leere Agenda und darauf, mehr Zeit mit der Familie und Freunden zu verbringen.» Auch seine Hobbys wie Velo- und Skifahren sowie Wassersport will er in der Schweizer Natur mehr pflegen. Sollte aber eine spannende neue Aufgabe auftauchen, würde Sonderegger sie genau prüfen. «Ich bin da völlig offen, suche aber aktiv nichts.»

Michael Baumann

Martin Sonderegger tritt am 19. April am Unternehmerforum «Know How Place» in Sempach auf. Weitere Informationen unter [www.kumli.com](http://www.kumli.com)

# Isabelle Flachsmann, Schauspielerin

Die Zugerin mit Broadway-Erfahrung findet es verrückt, dass ihr gewisse Theater einen Anfängerlohn anbieten, Gummibärchen sind ihre Droge, im Bundesrat sähe sie gerne Roger Federer.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Isabelle Flachsmann:** Alle Mütter und Väter, eine der schwersten Aufgaben überhaupt. Da sie sich weder in Zahlen messen lässt noch im BIP widerspiegelt, erhält sie in der Konsumgesellschaft wenig Wertschätzung.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Flachsmann:** Da es sogar Menschen gibt, die an die Flacherde und an Pizzagate glauben, nehme ich nicht an, dass irgendeine meiner Überzeugungen jemals absurd genug sein könnte, dass sie niemand mit mir teilen würde.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Flachsmann:** Dafür, dass ich die einzige Schweizerin mit Broadway-Erfahrung bin, die Musicals gespielt, geschrieben, inszeniert und choreografiert hat, ist es verrückt, dass es immer noch Theater gibt, die mir einen Anfängerlohn zahlen wollen. Dieses Feld ist in der Schweiz nicht reguliert, im Gegensatz zu Amerika, und die Löhne sind heute tiefer als in den neunziger Jahren. Darum produziere ich meist selber und spiele nur noch selten in Schweizer Musicals. Nur so kann ich davon leben.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Flachsmann:** Die gleichen wie bei einer Frau: Fantasie und Intelligenz, gekoppelt an ein Gewissen.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Flachsmann:** Der Bundesrat hat bezüglich der Neutralitätsfrage und der Bankenkrise gerade an grossen Brocken zu kauen. Die Schweiz hat neu ein Imageproblem. Deshalb würde ich als Erstes jemanden wählen, den man im Ausland mit Integrität, Qualität und Verlässlichkeit gleichsetzt: Roger Federer!

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Flachsmann:** Ja, es ist trans und universell.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Flachsmann:** Ich wähle nicht Parteien, sondern Menschen. Die bewegen sich im Spektrum von den Grünen über die SP bis zur SVP. Ich finde die Vielfalt der Meinungen und den Dialog spannend, zum Beispiel im Vergleich zu den USA, wo es nur Rot oder Blau gibt und sich alles gegenseitig blockiert.



«Was passiert jetzt?»: Bühnen-Profi Flachsmann, 49.

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Flachsmann:** Das geht Sie definitiv nichts an, aber es war zum Glück nicht der Samichlaus.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Flachsmann:** Vom Versagen, dass ich in einer Show auftreten muss, die ich vor zwanzig Jahren gespielt habe, zum Beispiel «Starlight Express», aber mit zu grossen Rollschuhen und nicht auf einer Halfpipe, sondern auf einer Achterbahn.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Flachsmann:** Wenn ich tanze, alles, das wurde mir so antrainiert; wenn ich nicht tanze, nichts.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

**Flachsmann:** Mit meinem Mann. Er ist mir bestens bekannt.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Flachsmann:** Ja, Gummibärchen. Zucker macht ja bekanntlich süchtiger als Heroin.

**Weltwoche:** Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

**Flachsmann:** «Do what makes you happy.»

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Flachsmann:** Nur meiner Katze.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Flachsmann:** Ich bin Teilzeitveganerin. So halte ich es durch, und unter dem Strich ist das besser.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Flachsmann:** Wir sterben. Aber Energie stirbt nicht, und jedes Wort und jeder Gedanke von heute schwirrt für alle Ewigkeit ins All hinaus und bleibt da. Also finde ich es interessanter, zu fragen: Was passiert jetzt?

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Flachsmann:** Alle CS-Chefetagen-Boni müssen rückerstattet werden, und es gibt ab jetzt ein Bonus-Malus-System.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Flachsmann:** Ich würde gern jedes Instrument spielen können.

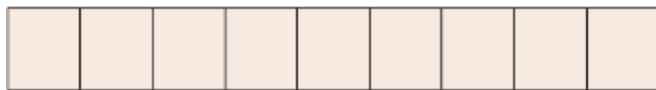
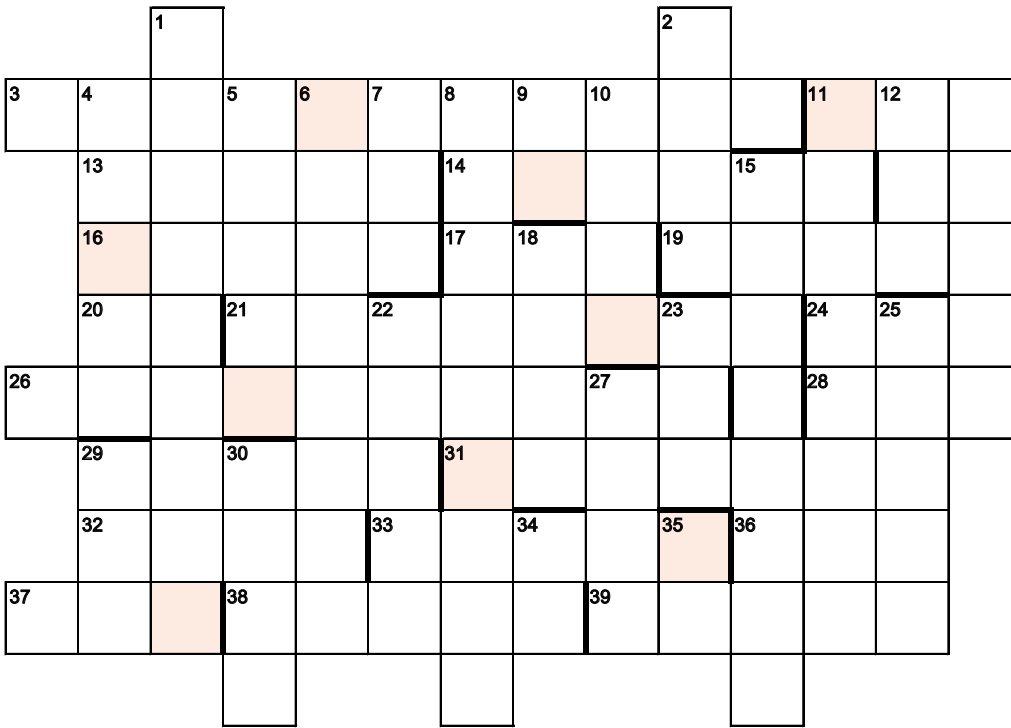
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Flachsmann:** Michael Ende und Eleanor Powell.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Flachsmann:** Wenn ich kreativ bin.

Isabelle Flachsmann spielt ab 5. Mai die Hauptrolle im Musical «Chicago» in Bern. Im Zürcher Bernhard-Theater ist ihr Stück «Die Bremer Stadtmusikanten Reloaded» zu sehen.



**Lösungswort** — fromme Wurzelgemüse?

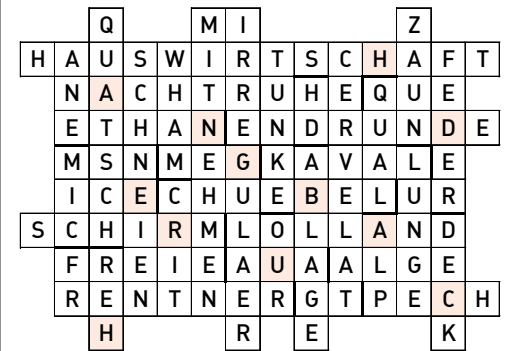
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Skiteil aus Edelmetall? 11 passt perfekt genau hier in dieses Rätsel 13 anno jetzt gerade 14 luftiger Bestandteil von Natriumchlorid 16 nicht real, aber schwer zu übersehen 17 Vater in Bagdad 19 Feiglingen fehlt es zwar ... .., aber nicht notwendigerweise an ... 20 am Anfang und am Ende von Engstellen zu finden 21 sorgt für unwillkommene Ablenkung oder schlimmstenfalls für einen Totalausfall 24 Kurzzug 26 nicht im Verborgenen? 28 halbes dachloses Auto, manchenorts voller Wasser 29 benötigt, um etwas aufs Korn zu nehmen 31 auf ein Spaltwerkzeug geschworen? 32 in Sakramentshäuschen zu findendes Zeug 33 sein Zivilstand: verheiratet 36 darauf wird in der 23 senkrecht gespielt 37 was reiche – und auch weniger reiche – Briten mit ihrem Besitz machen 38 lieber dies aufwirbeln als dies ansetzen 39 25. Buchstabe + 2<sup>3</sup>

**Senkrecht** — 1 sollte man unbedingt im Hinterkopf behalten 2 vereint unzufriedene Lohnempfänger 4 «Ach Karibu!»? 5 fordert zu schneller Fortbewegung auf oder ermöglicht sie 6 mit der Möglichkeit zu verbaler Kommunikation ausgestattet? 7 in zweierlei Hinsicht im einstigen British Empire zu finden 8 ist kein Wein, hat aber Zapfen 9 auch auf Schweizer Drahtselteilen zu findende Schweizer Landessprache 10 originale 2. Person? 11 Zweikorn-Ego? 12 damit können sogar Genbrötchen den Bio-Richtlinien entsprechen 15 so sind Menschen von Natur aus 18 Teil von Opern oder von Varietés 22 zielt luxuriöse Zeitmesser 23 vokalfreies Unheil 25 kommt heraus, wenn man eine Badewanne mit einer Toilette kreuzt 27 dicht besiedelte Hälfte der englischen Kapazität 29 produziert Strom mit Atom 30 damit kennen sich Segler und Fleischproduzenten aus 34 daran erkranken jährlich etwa 10 Mio. Menschen, aber nur kurz 35 knappes Eintrittsalter

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 811



**Waagrecht** — 2 MI (1001) 5 HAUSWIRTSCHAFT 12 NACHTRUHE (nach Truhe) 14 QUEST 15 ETHAN 16 ENDRUNDE 17 ZentruMSNähe 18 (O)MEGA-3-Fettsäuren 19 KAVAL 22 ICE (engl. f. Eis, Intercity-Express) 23 CHUEBEL 24 einer FahrspUR/URbanen Gebieten 25 SCHIRM 26 LOL-LAND (lol-Land) 30 FREIE (Schweizerpsalm) 32 AUA (rätorum. f. Wasser) 33 ALGEBra 34 RENTNER 35 GT 36 PECH

**Senkrecht** — 1 QUATSCH mit Sosse 2 MITNEHMEN (mit nehmen) 3 IRREGULAER 4 ZAUN 6 PLANETEN 7 SCHNEIEN 8 WHAM («Last Christmas») 9 TUNKE 10 CERVELAT 11 FEDER 13 HD 14 QUAL 17 MIC 20 ABLAGEN 21 LUNGE 23 CRIT (engl. Kw. f. Kritiker) 27 ZIVILCOURAGE (engl. f. unser) 28 ALP 29 DECK 30 FR 31 (D)REHUNG

**Lösungswort** — **HANDGEBRAUCH**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

Elegance is an attitude

  
Régé-Jean Page

# LONGINES



LONGINES SPIRIT  
ZULU TIME